Schuld und Unschuld.

Dritter Theil.

Von fernen Meeren kehrt der Mensch
zurück, aber nicht aus dem Jenseits.
Finnisches Sprichwort.

Schuld und Unschuld.

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Dritter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1862.

Erstes Kapitel.

Zwei Winter hatten ihren weißen Mantel über die Erde gebreitet, seitdem die Fregatte Karolina den Hafen von Neapel verlassen, und wieder erschien der Frühling mit Blumen im Haar.

Stockholm, die schöne Sünderin, hatte während der kalten Jahreszeit mit Bällen, Concerten, Soiréen und allen möglichen Lustbarkeiten florirt. Die Kinder der Thorheit hatten darüber vergessen, daß es noch etwas gab, was der Ernst des Lebens genannt ward. Man amusirte sich und die Zeit verging wie ein Traum. Karl Kullberg sagt darüber sehr treffend:

Laß von des Lebens heitrer Lust dich binden,
Verwirkliche, was deine Phantasie dir malt —
In einem schönen Augenblicke wirst du finden,
Daß alles doch zu theuer du bezahlt.

Als daher der Frühling mit seinem klaren, blauen Himmel und seiner strahlenden Sonne kam, begann sogar das vergnügungssüchtige Publikum der Hauptstadt sich müde zu fühlen. Die jungen Damen waren des Tanzens überdrüßig, die Soupers wurden einförmig, die

Concerte hatten nichts Pikantes mehr zu bieten und Thaliens Tempel stand verlassen.

Während des ganzen Winters hatte man Emmely H. bewundert, war von Madame G. entzückt gewesen und hatte Thränen der Theilnahme über die meisterhafte Art und Weise vergossen, auf welche Griseldis ihrem Schicksal überlassen ward, und nun waren die Bewunderung, das Entzücken, die Theilnahme u. s. w. erschöpft, denn die Hügel des Thiergartens begannen von zartem Grün zu erglänzen, blaue Anemonen winkten und man meinte, die Lampen des Theaters nähmen sich gegen die Frühlingssonne ein wenig roth und trübe aus. Die gemalten Decorationen besaßen nichts, was mit den knospenden Gebüschen zu vergleichen war. Die gefeierte junge Balldame fand ihre Bewunderer langweilig, und diese wiederum waren es müde, Reize anzubeten, welche Juwelen, Spitzen und Kerzenlicht bedurften, um von recht vortheilhafter Seite zu erscheinen.

Nimmt man hinzu, daß selbst die schönste Dame nach einem Winter ununterbrochener Zerstreuungen von ihrer Jugend und Frische mehr verloren hat, als eine ganze Reihe von ruhigen Jahren ihr im Stande wären zu rauben, so ist es natürlich, daß die Frühlingssonne blos auf bleiche Wangen und matte Augen herabschien.

Gähnend sah man dem Abend entgegen. Die Löwen des Tags wußten nicht, wie sie die Zeit hinbringen sollten. Mit einem Wort, alles, was die Hauptstadt bieten konnte, war abgenutzt. Man seufzte nach dem Sommer, man ward von der hartnäckigsten Langeweile heimgesucht.

Da stand eines Tags in den Zeitungen:

„Stockholm hat den Besuch der seit einigen Jahren im Auslande so viel besprochenen Sängerin Madame Dorbino empfangen. Diese ausgezeichnete Künstlerin beabsichtigt sich hier in verschiedenen Rollen hören zu lassen. Ihr erstes Auftreten wird als Agathe im «Freischütz» erfolgen."

Also etwas Neues — eine Künstlerin, die in Paris und London Aufsehen gemacht und welcher dort vom guten Tone gehuldigt worden. Die Tonangeber Stockholms konnten daher ohne sich zu compromittiren ihr ebenfalls Bewunderung schenken. Ja, es hätte sogar sonderbar ausgesehen, wenn die Stockholmer sich nicht beeilt hätten, der französischen Sängerin ihren Enthusiasmus zu bezeigen, da man dies ja in Paris und London schon gethan. Madame Dorbino war daher, ehe man sie noch gehört, der Gegenstand einer Bewunderung, welche man selbst der ausgezeichnetsten einheimischen Künstlerin, die durch ihre Töne entzückt hätte, nicht zu schenken gewagt haben würde.

Ach, meine lieben, theuern Landsleute, warum diese thörichte Schwäche für das Ausländische? Warum dieser bedauernswerthe Mangel an Selbständigkeit des Urtheils? Den Franzosen oder Engländern fällt es nicht ein, das Ausland zu Rathe zu ziehen, bevor sie ein Verdienst rühmen. Nein, sie thun dies ganz unabhängig von dem, was andere Nationen denken oder meinen; wir Schweden aber müssen uns erst vom Auslande den Weg vorzeichnen lassen, den unser Urtheil gehen soll.

Der „Freischütz" mit Madame Dorbino als Agathe ward öffentlich angezeigt. Schon ehe dies geschah, waren alle bessern Plätze belegt.

Wir wollen einige Tage vor der Vorstellung einen Besuch auf dem Theater machen. Es ist noch nicht zehn Uhr. Es soll eine Probe stattfinden. Die Theatermitglieder standen in kleinen Gruppen beisammen. Sie wünschten die fremde Sängerin zu sehen. Während sie die Ankunft derselben erwarten, wollen wir ein wenig horchen, um zu erfahren, was gesprochen wird. Wir bleiben bei einer der Gruppen stehen.

„Hast du sie gesehen?" fragte Frau A. Herrn B.

„Nein, aber ich hoffe, dies Vergnügen zu haben, da

wir miteinander in einer und derselben Oper singen werden", antwortete Herr B.

„Man sagt, sie sei ungewöhnlich schön", fiel ein anderer ein.

„Ich habe vielmehr gehört, sie sei ganz infam häßlich", versicherte Frau A., die selbst sehr hübsch war.

„Sie soll im höchsten Grade sittenrein sein — eine wahre Heilige", bemerkte ein anderer.

„Eine Theaterheilige!" meinte Herr B.

Dieser Einfall erweckte große Heiterkeit.

„Ja, dies dürfte das richtige Wort sein", versicherte Frau A., deren Gemüth schon von dem durchdringendsten Neide gegen die berühmte Sängerin erfüllt war. „Mir ist bekannt, daß sie wenigstens einen bösartigen Liebhaber hat, und dies ist ein Herr von Bris bei der Großen Oper in Paris. Uebrigens haben Sie wol die Geschichte ihrer Ehe gehört?"

„Nein, wie lautet denn diese?"

Alles warf sich mit Begierde auf ein Thema, welches sich zum Skandal eignete. Man konnte ja möglicherweise etwas recht Schändliches von dieser Frau zu erzählen haben, welche durch ihre Töne das Publikum von London und Paris hingerissen. Man konnte ja vielleicht einen moralischen Flecken auffinden, um dadurch ihren Künstlerruf zu besudeln. Dies wäre ein herrlicher Fund gewesen. Der Ruhm erweckt stets den Neid, der nur mit einem Auge schlummert und begierig nach einem Sandkorn greift, um es in einen Berg von Skandal zu verwandeln.

So steht die Sache nicht blos beim Theater, sondern in der ganzen Welt. Die menschliche Eitelkeit und Eigenliebe kann nicht vertragen, einen anderen rühmen zu hören. Das ist der Grund aller ehrenkränkenden Gerüchte. Doch kehren wir zu der Gruppe der Sprechenden zurück. Frau A. nahm wieder das Wort:

„Sie soll mit einem Musiker Namens Dorbino verheirathet gewesen sein."

„Einem Italiener?"

„Nein, einem Franzosen. Er hörte sie, wie man erzählt, in Paris vor acht oder zehn Jahren auf der Straße singen und ward von ihrer Stimme so eingenommen, daß er später sich mit ihr vermählte."

„Schon vor zehn Jahren? Das will sagen, daß sie nicht mehr ganz jung ist."

„Sie muß allerdings bedeutend älter sein als ich."

„Wirklich?"

„Einige Monate nach ihrer Vermählung trat sie in einer Oper auf, wo sie eine kleinere Partie zu singen hatte. Ein englischer Lord sah sie und es gelang ihm, sie zu überreden, mit ihm von ihrem Manne davonzulaufen, der sich aus Wuth darüber erschoß. Mit diesem Lord reiste sie nach Italien. Nachdem sie von ihm soviel Vortheil als möglich gezogen, verließ sie ihn um eines Italieners willen. Vor drei Jahren trat sie wieder in Paris auf, machte Glück, ward als etwas Außerordentliches ausgeschrien, ging nach London und bewog John Bull, Beefsteak und Porterbier zu vergessen. Jetzt soll sie schon seit einigen Jahren mit Herrn von Bris liirt sein."

„Diese Heilige hat sich also von allen Nationen anbeten lassen?"

„Still, da kommt der Director und mit ihm eine Dame."

Alle Blicke richteten sich auf die Ankommenden, und selbst die Neidischsten mußten zu ihrem Aerger gestehen, daß die Dame, welche den Director begleitete, eine höchst ungewöhnliche Schönheit besaß.

Madame Dorbino, denn sie war es, hatte etwas so Würdevolles und ihre hohe, schlanke Gestalt etwas so Stattliches, daß sie nothwendig imponiren mußte. Ihr Wuchs besaß jene Verschmelzung von Ueppigkeit der

Formen und Geschmeidigkeit, welche den Blick mit Wohlbehagen auf jedem Umriß verweilen läßt. Der weiße Schwanenhals trug ein so schönes Haupt, daß wenn man die Züge desselben einmal gesehen, dieselben der Erinnerung unauslöschlich eingegraben waren. Das dunkle, volle Haar umrahmte eine Stirn, deren Reinheit deutlich bewies, daß die Gedanken, welche sich dahinter bargen, keusch waren wie die eines Kindes. Die großen, dunkeln Augen glichen strahlenden Sternen, die ihr Feuer von der Sonne und ihre Klarheit von dem Monde entlehnt. Der ganze Ausdruck des Gesichts war edel und jungfräulich. Gleich beim ersten Anblick desselben verbannte man jeden unvortheilhaften Gedanken und argwöhnte, daß die Geschichte, welche Frau A. erzählt, eine Erdichtung sei, die ihr Neid gegen eine Nebenbuhlerin ersonnen, die ihre Partien singen wollte.

„Wie schön sie ist!“ flüsterte man sich einander zu.

Der Kapellmeister nahm seinen Platz ein, die Probe begann.

„Wahrscheinlich wird sie ihre Partie mit französischem Text singen“, meinte man und erwartete mit großer Spannung den Augenblick, wo sie anfangen würde. Jetzt erklangen die wohlbekannten Töne der Einleitung, und Madame Dorbino sang auf schwedisch:

Wie nahte mir der Schlummer
Bevor ich ihn gesehn, u. s. w.

War das wirklich dieselbe Arie, welche zeither Frau A. gesungen? Ja, aber welcher göttlichen Macht hatte diese Künstlerin eine Stimme entlehnt, deren Klang so rein, so melodisch, so voll, so umfangreich war? Von wem hatte sie diese Wärme, dieses Leben, diese Seele in ihre Töne legen gelernt?

Der Neid schwieg. Die Bewunderung des Augenblicks trat ihn zu Boden. Man vergaß das eigene In-

teresse, man vergaß sich selbst über dem Eindruck, den die Sängerin machte.

Das Publikum eines Theaters wird wie jedes andere von dem Eindruck des Augenblicks beherrscht. Der Impuls des Augenblicks ist für den Künstler, Schauspieler und Schriftsteller die Macht, durch die er gebietet. Das Gefühl ist der Gradmesser, der für diese Kinder des Augenblicks, deren ganzes Sein in der Gegenwart liegt, entscheidend ist. Sie haben keine Zukunft. Ihre Triumphe, ihre Erfolge sind Blumen, welche heute blühen, aber morgen verwelken. Künstler und Dichter theilen ein und dasselbe Schicksal, daß sie eine Minute lang die Halbgötter des Publikums sind und in der nächstfolgenden vergessen werden.

Das ganze Theaterpersonal war von Madame Dorbino's Gesang so hingerissen, daß es die Künstlerin hätte im Triumph auf den Händen tragen mögen. Selbst die Neidischsten wurden davon beherrscht, solange der Zauber der Töne währte, als man aber nach Beendigung der Probe hinaustrat auf die Straße, legte sich die Begeisterung allmählich, und in demselben Grade erwachte wieder der Neid und zwar mit um so größerer Stärke, als man mit stillem Aerger anerkennen mußte, daß sie wirklich ein überlegenes Talent war.

Der Wahrheit gemäß müssen wir jedoch erwähnen, daß der Eindruck, den Madame Dorbino's Gesang auf den männlichen Theil ihrer Zuhörer machte, von der Art war, daß sie durchaus keine Lust verspürten, die Geschichte, welche Frau A. zum besten gegeben, nachzuerzählen. Die Männer werfen nicht gern einen Schatten auf die Ehre einer so schönen Frau. Die Damen dagegen ergreifen mit Begierde jede Gelegenheit, um der zu schaden, welcher die Natur irgendwelche Vorzüge verliehen. Frau A.'s Geschichte hatte daher auch alle Aussicht, durch die Bereitwilligkeit ihrer Zuhörerinnen weiter verbreitet zu werden. Man wußte deshalb nach Verlauf von

einigen Tagen recht wunderliche Dinge von der berühmten Sängerin zu erzählen, die alle mehr oder weniger geeignet waren, ihrem guten Ruf zu schaden.

Lebe wie eine Heilige, sei keusch wie der Mond, rein wie der Schnee, fromm wie ein Kind, und dennoch wirst du nicht der Verleumdung entgehen, wenn du das Unglück hast, bei deinem eigenen Geschlecht Neid zu erwecken. Gegen alles andere kannst du dich schützen, aber nicht vor der hinterlistigen Bosheit, die von dem Neid ausgeht. Hier hilft weder Tugend noch Güte, denn eine boshafte Zunge braucht blos irgendeine Schmähung zu äußern, so wird diese von andern mit Begierde als eine Wahrheit nachgesprochen, vergrößert und entstellt, um deine Ehre zu beflecken.

Zweites Kapitel.

Die Maisonne schien so mild und lächelnd auf Stockholm und dessen schöne Umgebung herab. „Nach dem Thiergarten! Nach dem Thiergarten!“ schien jeder Lufthauch zu flüstern, diesen Abend aber begab man sich nicht dorthin, sondern drängte sich nach dem königlichen Theater, um in dem dicht von Zuschauern angefüllten Hause zum ersten mal Madame Dorbino zu hören. Vor Hitze und Entzücken verschmachtend, während die Damen bereits die Treppe erstiegen, um ihre Plätze einzunehmen, weilten die Herren noch vor dem Theatergebäude, standen in Gruppen beisammen und musterten die Ankommenden.

In einer der Vorhallen sehen wir einige junge Männer stehen und darunter einen, der sich durch seine freie, offene Miene auszeichnete. Das absichtlich nachlässig geknüpfte Halstuch, der herabgeschlagene Hemdkragen, der volle Backenbart und das Hurtige in seinem ganzen Aeußern verrieth, daß er seine Zeit und sein Leben nicht mit den Nichtigkeiten vergeudet hatte, wodurch Garnisonsoffiziere sich zu zerstreuen pflegen.

„Nun, lieber Aberney“, sagte einer der Herren, welche die Gruppe bildeten, ein langer, gerader, gutwattirter Gardelieutenant, „es ist ja etwas ganz Ungewöhnliches,

dich einmal zu sehen. Es ist als ob du gar nicht existirtest."

„Er existirt auch nicht", fiel ein anderer ein, „denn er ist verliebt, der Unglücksvogel."

„Ich wäre verliebt?" fragte Tage und erröthete wider Willen.

„Du glaubst vielleicht, man gebe nicht Acht auf dich, weil du dich seit einigen Wochen zurückgezogen hast und lebst wie ein Einsiedler, aber du irrst dich. Wir wissen alle, in wen du verliebt bist — es ist —"

„Canitz!" unterbrach einer der Herren und begrüßte den Genannten, welcher schnell vorüberging.

„Auch er ist heute Abend hier. Madame Dorbino's Name hat sonach die anscheinend Todten zum Leben erweckt."

„Hat jemand von Ihnen sie gesehen?" fragte Tage. Lothard's Anblick hatte ihm sofort die Laune verdorben.

„Ja, ich sah sie heute Vormittag, als sie ausfuhr", antwortete ein kleiner, schmächtiger Herr. „Der französische Gesandtschaftssecretär zeigte sie mir."

Der kleine Herr brüstete sich immer mit seinen Bekanntschaften unter dem diplomatischen Corps und war stets der, welcher mehr als andere gehört und gesehen hatte.

„Nun, wie sieht sie denn aus?" fragte man rund um ihn herum.

„Nun, mein Geschmack wäre sie gerade nicht. Sie ist ein wenig zu corpulent und ihre Augen verrathen allzu sehr ihren französischen Ursprung."

„Man sagt aber doch, sie sei ungewöhnlich schön."

„Es ist, wie ich sage — sie ist zu corpulent. Uebrigens kennt ihr meinen Geschmack. Ich lobe mir feine, edle Züge. In Bezug auf das Aeußere bin ich Aristokrat."

„Wie schade, daß du kein von vor deinem Namen

hast, mein bescheidener Berglöf", sagte der Gardeoffizier. Die andern lachten.

„Es ist nun Zeit, hineinzugehen", meinte Aberney. Die Herren begaben sich nach dem obern Amphitheater, wo sie ihre Plätze einnahmen.

Tage spähte mit seinem Operngucker überall umher, um Lothard zu entdecken, dieser aber war nirgends sichtbar.

Die Ouvertüre begann, der Vorhang ging auf und man schenke dem ersten Act so wenig Aufmerksamkeit als möglich.

In der rechten Seitenloge der ersten Galerie saß ein älterer Herr. Er stand noch im kräftigen Mannesalter. Er hatte sich soviel er konnte in die Ecke zurückgezogen, offenbar in der Absicht, um zu sehen und zu hören, ohne gesehen zu werden.

In der linken Seitenloge der ersten Galerie finden wir Lothard. Er saß mit dem Rücken nach dem Publikum gewendet, sodaß er vom Zuschauerraum aus nicht bemerkt werden konnte.

Während des ersten Zwischenacts sagte einer der Herren von Aberney's Gesellschaft:

„Seht, dort in der ersten Galerie sitzt die Gräfin Renstein. Nun, Aberney, willst du deine Angebetete nicht begrüßen?"

Tage's Blick richtete sich auf die erste Galerie, wo Natalie saß. Sie war einfach, aber ausgesucht geschmackvoll gekleidet. Er verneigte sich. Die Gräfin beantwortete lächelnd den Gruß; sofort flüsterte der Gardelieutenant:

„Du beneidenswerther Sterblicher, der du dich rühmen kannst, ein Lächeln von ihr erhalten zu haben. Ich bin nicht so glücklich gewesen, einen Blick zu bekommen."

Der zweite Act begann. Als der Vorhang aufging, hätte Tage beinahe einen lauten Ruf ausgestoßen. Er

packte unwillkürlich seinen Nachbar beim Arm und drückte denselben zwischen seinen starken Fingern.

„Nun, nun, ich sehe ja, daß sie schön ist, ohne daß du meine Aufmerksamkeit auf so handgreifliche Weise darauf zu lenken brauchst", flüsterte der Nachbar ungeduldig.

Agathens Arie begann. Jedes Auge hing an den Zügen der Sängerin, jedes Ohr ward durch ihre Töne gefesselt. Dennoch gab es drei Personen, die bei ihrem Anblick von so starker Gemüthsbewegung ergriffen wurden, daß sie den Anfang der schönen Arie gar nicht hörten.

Der ältere Herr in der Loge rechts murmelte, während er sich mit der Hand über die Stirn fuhr:

„Die weiße Taube hat sich also in das Rabennest verirrt! Armes Kind, muß ich dich so wiederfinden!"

„O, mein Gott, muß ich sie hier wiedersehen!" dachte Tage und stierte die Erscheinung mit wilden Blicken an.

„Sie ist es — sie, schöner als je!" flüsterte Lothard. „Auf dem Theater soll ich also die Göttin meines Herzens wiederfinden — es ist entsetzlich!" Er lehnte den Kopf zurück, wie vom Schmerz vernichtet. „Herr des Schicksals, du bist streng!" stammelte er. „Du läßest mir nicht einmal das schöne, keusche Traumbild! Nun erst ist sie todt für mich. Welches höllische Spiel beabsichtigte das Schicksal mit meiner menschlichen Schwäche zu treiben als es dieses schöne Monument von ihr mir in den Weg warf. Ihre äußere Gestalt habe ich vor meinen Augen, aber keine Spur von jenem Herzen der Unschuld, Güte, Liebe und Grausamkeit, welches für mich alles war.

Wie nahte mir der Schlummer, u. s. w.

sang Madame Dorbino.

Während der Frühlingstage von Lothard's keimender

Liebe hatte er Skuldfrid niemals singen hören. Blos ein einziges mal vorher hatte ihre Stimme sein Ohr berührt und der Gesang des Kindes hatte damals ihn so entzückt, daß er sie zwingen wollte, ihm das Liedchen noch einmal zu singen. Was damals folgte, wissen wir. Jetzt strömte ihr Gesang so warm, so glühend, so wunderbar in sein Herz, und gleichwol ward dieses nur mit Bitterkeit erfüllt.

Diese Töne, welche seinen Sinnen hatten schmeicheln sollen, weckten seine finstern, leidenschaftlichen Gefühle zum Leben. Lothard kam sich vor, als hätte er, während er dem Gesange lauschte, an moralischem Werth verloren. Es war als ob der Anblick der Sängerin ihm den Glauben an das Gute, Reine und Edle raubte. Lothard's Blicke hafteten an ihren Zügen, aber noch hatte sie nicht die ihrigen zu ihm erhoben. Sie schienen diese Hunderte von Augen, die auf sie gerichtet waren, diese Ohren, welche ihr zuhörten, vergessen zu haben. Ihre Seele lebte nur in ihrem Gesange und ihr Gesang war wiederum ein Spiegelbild ihrer Seele. Sie war die wahre Künstlerin, nicht die nach Beifall jagende Actrice. Jene Nebeninteressen, welche Effecthascherei hervorrufen, um Bewunderung zu erwecken, waren bei Madame Dorbino auch nicht im mindesten zu bemerken.

Die erste Arie war zu Ende, der Beifall und das Bravorufen wollte kein Ende nehmen. Endlich verstummte der Beifallssturm. Max trat auf.

Gerade in diesem Augenblick blickte Madame Dorbino zur ersten Galerie empor. Sie zuckte zusammen und schloß die Augen wie von einem Blitz geblendet. Ein heftiges Beben ging ihr durch alle Glieder und sie vergaß zur richtigen Zeit in den Gesang einzufallen. Dennoch raffte sie sich zusammen, gab dem Kapellmeister einen Wink, und dieser ließ die zwei Takte, die das Orchester gespielt, ohne daß sie mitgesungen, wiederholen.

Sang sie das Folgende ebenso gut wie das Vorher-

gegangene? — Wir müssen mit Nein antworten, das Publikum aber bemerkte nicht die Unsicherheit der Stimme, das Ungleiche im Vortrage. Es war einmal vom Schwindel ergriffen und ließ die kalte Vernunft davon mit fortreißen. Applaus und Hervorrufen folgten auf den Schluß des zweiten Acts, und als Madame Dorbino in dem dritten auftrat, machte man seiner Bewunderung durch Schreien, Klatschen mit den Händen und Stampfen mit den Füßen Luft — eine eigenthümliche Art und Weise, seinen Beifall zu äußern.

Dennoch gab es drei Personen, welche nicht klatschten, stampften oder schrien. Nicht einmal durch eine Geberde gaben sie zu erkennen, welchen Eindruck der Gesang auf sie gemacht hatte. Diese drei Personen waren die, welche in Madame Dorbino Skuldfrid erkannt hatten.

„Sie hat mich gesehen", dachte Lothard; „sie hat seit dieser Wiedererkennung schlecht gesungen. Also erinnert sie sich noch der Vergangenheit. Aber sie ahnt nicht, die berühmte Sängerin, daß diese Vergangenheit jetzt so gut wie begraben ist und daß ich heute Abend vollkommen verändert bin. Ich weiß nun, daß Skuldfrid nicht mehr von mir wiedergefunden werden soll."

Nicht ein einziges mal richtete Madame Dorbino während des weitern Verlaufs des Stücks ihren Blick auf Lothard. Sie sang, sie sang so, daß das Haus von Beifallsäußerungen widerhallte, aber sie sang mit todtenbleichen Wangen.

Die Oper war zu Ende, der Vorhang fiel, das Publikum aber wollte die schöne Sängerin noch einmal sehen, ihr noch einmal seine Huldigung schenken, und sie mußte sich noch einmal zeigen. Als sie erschien, um sich für diesen Beweis von Wohlwollen zu bedanken, hob sie einen scheuen, fast bebenden Blick zu Lothard empor.

Er war aufgestanden. Er betrachtete die gefeierte Sängerin mit fast höhnischem Lächeln auf den Lippen, einem Lächeln des Mitleids.

Bei diesem Anblick erhob sich das eben noch so demüthig gesenkte Haupt, und Skuldfrid machte dann dem Publikum eine würdevolle, dankbare Verbeugung.

Lothard stürzte die Treppe hinab, an Bekannten und Unbekannten vorbei, rief seinen Wagen und fuhr nach Hause.

Drittes Kapitel.

Am nächstfolgenden Morgen waren die Zeitungen voll von den ausführlichsten Lobsprüchen in Bezug auf Madame Dorbino's Gesang sowol als auf ihr Spiel und ihre äußere Erscheinung. Während man in Cafés, Conditoreien, auf der Nordbrücke und dem Gustav-Adolf-Markt, in privaten und öffentlichen Kreisen nur von der gestrigen Vorstellung spricht, wollen wir bei dem Gegenstande aller dieser enthusiastischen Theilnahme einen Besuch machen.

Schon in den letzten Tagen des Monats März hatte die Gräfin Renstein eine elegante Abtheilung ihres Hauses, eine Treppe höher als sie selbst wohnte, repariren und in Stand setzen lassen. Wer dieselbe bewohnen sollte, hatte sie geheim gehalten bis zu dem Tage, wo Madame Dorbino anlangte, welche die restaurirten Gemächer bezog und dadurch den Vermuthungen ein neues Feld eröffnete.

Die besser Unterrichteten hatten überdies erfahren, daß die Gräfin für die gefeierte Sängerin eine Sommerwohnung in der Nähe ihrer Villa am Thiergarten gemiethet. Hatte die schöne Französin die Absicht, länger in Schweden zu verweilen, oder was war sonst die Ursache dieses Arrangements? Dies war die Frage, die man

sich gegenseitig stellte. Es ist aber durchaus nicht unsere Absicht, die Neugierigen im voraus aufzuklären, sondern wir wollen statt dessen, wie schon gesagt, bei Madame Dorbino einen Besuch machen.

Es ist am Morgen nach ihrem ersten Auftreten. Sie sitzt in einem kleinen, reizenden Cabinet mit Blumen geschmückt und von den hellen, lachenden Strahlen der Maisonne beleuchtet.

Wir wollen die junge Frau einen Augenblick betrachten. Als wir sie das letzte mal sahen, war sie ein siebzehnjähriges Mädchen — ein Kind, unbekannt mit dem Leben, dessen Schattenseiten, Sorgen, Kabalen und verführerischen Freuden. Jetzt waren sechs Jahre vergangen. Aus dem sorglosen Kinde war ein Weib geworden. Aus dem unverstellten Landmädchen, welches kein anderes Gesetz für ihr Thun und Lassen kannte als die Eingebungen des Augenblicks, die nicht wußte, was das Wort Verstellung bedeutete, war eine ausgezeichnete Sängerin und eine ebenso ausgezeichnete Schauspielerin geworden. Sie hatte sich aus einem ungekünstelten Naturkind in eine Person verwandelt, die in dem höchsten Bereich der Verstellung heimisch war. Sie, die mit siebzehn Jahren nur Ektorp und dessen Umgebung kannte, die nicht mehr Menschen gesehen, als welche sich in dem kleinen Gotteshause des Kirchspiels versammelten, sie hatte nun diese sechs verflossenen Jahre in den größten Hauptstädten der Welt, auf den vornehmsten Theatern Europas, umgeben von den größten Kabalen, Intriguen und leichtfertigen Sitten zugebracht. Welche Veränderungen mußten da in ihrem Innern vorgegangen sein!

Betrachten wir sie, während sie jetzt in der schneeweißen Morgentracht dasitzt, die üppigen Flechten einfach geordnet, ganz so wie damals, als sie noch ein junges Mädchen war. Man möchte sich versucht fühlen zu glauben, die Zeit habe still gestanden und man habe Skuldfrid vor sich so wie sie in Ektorp war. Die Thea-

terschminke hatte noch nicht Zeit gehabt, ihre frische Gesichtsfarbe anzugreifen. Die Schmeichelei schien noch nicht im Stande gewesen zu sein, jenes Gepräge kindlicher Unschuld im Ausdruck ihres Gesichts, welches früher ihre Züge kennzeichnete, zu verwischen, oder diesem reinen, offenen Blick den Anflug von übermüthiger Sicherheit zu geben, der oft eine Folge davon ist. Die einzige bemerkbare Veränderung in Skuldfrid's äußerer Erscheinung war, daß ihre Gestalt eine größere Entwickelung der Formen gewonnen und daß über ihren Zügen mehr Gedankenfülle ausgebreitet lag als in den sorglosen Jugendjahren.

Vor ihr auf dem Tische lagen die neuesten Zeitungen, alle mit Lobreden auf sie angefüllt, daneben eine Masse unerbrochene parfümirte Billets.

Diese letztern würdigte sie keines Blicks. Sie saß versunken in Gedanken und hielt in ihrer Hand einen vor Alter gelb gewordenen Brief, der fast in Stücke zu fallen drohte. Ihr Blick weilte auf den bleich gewordenen Buchstaben.

Was war dies für ein Brief? Es war der, welchen Lothard an Skuldfrid nach ihrem Besuch in Kronobro geschrieben.

„Also, ich habe den Augenblick des Wiedersehens überlebt", dachte Skuldfrid. „Ich habe endlich das Ziel erreicht, nach welchem ich gestrebt, nämlich noch einmal diesen Augen zu begegnen, noch einmal sie auf mich geheftet zu sehen — aber, o mein Gott, mit welchem Ausdruck!"

Skuldfrid drückte sich die Hand auf die Augen.

„So dachte ich mir unser Wiedersehen nicht", fuhr sie fort, „und gleichwol hätte sein Ausbleiben in Neapel mir sagen sollen, daß ich aufgehört habe, ihm etwas zu sein. Es ist bitter, entsetzlich bitter, seinem von Hohn und Mitleid erfüllten Blick zu begegnen! Ach, ich hatte geträumt, daß er mich liebevoll anlächeln würde."

Skuldfrid drückte den Brief mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an Mund und Herz, während sie in Gedanken fortfuhr:

„O, ich wahnwitziges Kind, welches einmal dieses Herz besaß und es wie ein unwürdiges Spielzeug von sich warf. Wie war es möglich, diesen Brief miszuverstehen, der mit jedem Worte Hochherzigkeit athmet. — Schwer habe ich mich vergangen an dem Freunde meines Herzens. Werde ich ihn niemals zu versöhnen im Stande sein? — Zu versöhnen? — Wird er auch nur ein Sühnopfer von mir haben wollen? Nein, nein, Skuldfrid hat er vergessen und Madame Dorbino schenkt er nur seine Verachtung. Was kümmert mich jener Beifallruf, was kümmert mich jene Huldigung, die man mir darbrachte, da er nur Hohn auf den Lippen hatte!"

Skuldfrid sprang auf, stellte sich vor den Spiegel und setzte hinzu:

„In allen Sprachen hat man mir gesagt, daß ich schön sei." Sie faltete die Hände. „O Vater im Himmel, wenn dem so ist, so mache mich schön in seinen Augen; laß mich einmal Liebe und Verzeihung in seinem Blick lesen, und die ganze Welt soll mich dann verstoßen und ich will im nächsten Augenblick zu seinen Füßen sterben!"

Hier ward sie von einer ziemlich bejahrten Dienerin unterbrochen, welche ins Zimmer trat. Es war eine Art Mittelding zwischen Mamsell und Magd von echt französischem Ansehen, mit lebhaften braunen Augen, schwarzem Haar und etwas dunkler Hautfarbe, kleinem Wuchs und jener Leichtigkeit der Bewegungen, die den Französinnen eigenthümlich ist.

„Madame, es ist ein Herr da, der Sie zu sprechen wünscht", sagte sie in fließendem Französisch.

„Ich empfange niemand", antwortete Skuldfrid.

„Das sagte ich ihm auch, Madame, und er ersuchte mich hierauf, Ihnen diese Karte zu geben."

Skuldfrid streckte die Hand aus, hatte aber nicht sobald die Augen auf die Karte geworfen, als sie einen Ruf ausstieß und hinauseilte.

In dem kleinen Speisezimmer stand derselbe ältere Herr, der am Abend vorher in der Seitenloge rechts gesessen. Er stand mitten im Zimmer, mit gekreuzten Armen und den Blick auf die Thür heftend, durch welche die Dienerin verschwunden war. Plötzlich öffnete sich diese Thür und Skuldfrid eilte ihm entgegen, blieb aber auf halbem Wege stehen, als ob sie zitterte und sich scheute, der ersten Bewegung ihres Herzens zu folgen.

Beim Anblick dieses Zögerns sagte er:

„Wie das Leben sich auch gestalten möge, bin und bleibe ich doch stets dein Freund, mein Kind! Bedenke, daß ich dies einmal gesagt.“

Mit diesen Worten breitete er ihr die Arme entgegen. — Skuldfrid warf sich hinein und rief unter Thränen:

„Mein Freund, mein guter, geliebter Freund!“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und flüsterte:

„Wie glücklich fühle ich mich in diesem Augenblick!“

Thränen strömten ihre Wangen herab. Aberney drückte die Wiedergefundene fest an seine Brust und stammelte:

„Undankbares Kind, wie konntest du jemals den Bruder deines Vaters verlassen und ihn so lange in Unbekanntschaft mit deinem Schicksal erhalten?“

„Den Bruder meines Vaters!“ stammelte Skuldfrid und drückte ihr Antlitz an seine Brust, „du weißt dies und stößest mich nicht von dir?“

„Skuldfrid, dies wußte ich ja lange, ehe wir schieden“, antwortete Aberney und fuhr mit der Hand liebkosend über das schöne Haupt.

„Und ich, ich floh — ich floh, weil man mir sagte, du wolltest von Harmen's Tochter nichts sehen oder hören. Onkel, Onkel, welche Jahre bitterer Leiden hat diese Ueberzeugung zur Folge gehabt.“

Nach dem ersten Ausbruch von Freude, dem ersten Austausch wechselseitiger Frage und Antwort beruhigten sich die aufgeregten Gefühle, welche das Wiedersehen hervorrief, und es folgte nun eine gefaßtere Erklärung über das, was geschehen, über die Beweggründe, welche Skuldfrid vermocht, so zu handeln, wie sie gethan u. s. w.

Mit derselben einfachen und unverstellten Herzlichkeit, die sie als junges Mädchen kennzeichnete, erzählte sie Aberney von der Zeit, welche verflossen war. Mit innerer Bewegung sprach sie von der Vergangenheit und von dem, was auf ihre Mutter Bezug hatte, ging aber flüchtig über alle die bittern Prüfungen hinweg, welchen sie selbst unterworfen gewesen.

Wir wollen den Ereignissen nicht dadurch vorgreifen, daß wir Skuldfrid's Erzählung hier mittheilen. Weiterhin, bei einer wichtigern Gelegenheit, werden wir darüber Auskunft geben.

Als es ziemlich Mittag war, erhob sich Aberney, um zu gehen, Skuldfrid aber ergriff ihn bei der Hand und sagte mit bezauberndem Lächeln:

„Willst du mich schon verlassen, Onkel? Ist es dir nicht möglich, mir diesen Tag zu schenken?“

„Kind, diesen und alle meine Tage will ich dir schenken, aber welchen Nutzen kann ich jetzt noch dir, der gefeierten Sängerin, bringen?“

Diese letzten Worte sprach Aberney mit einem Anflug von Bitterkeit.

Während Skuldfrid's Erzählung hatte er still dagesessen, ohne mit der mindesten Geberde oder Miene seinen Beifall oder seine Misbilligung zu erkennen zu geben. Als sie von den Beweggründen sprach, welche sie veranlaßt, Sängerin zu werden, senkte Aberney blos den Kopf auf die Hand und seufzte. Dennoch lag in dieser Bewegung etwas, was Skuldfrid sagte, daß er den Schritt, den sie gethan, misbilligte. Jetzt lag in seinen Worten ein deutlicher Beweis davon.

„Onkel, wenn du dies denkst, warum suchtest du dann mich auf?"

„Ich wollte dich wiedersehen. — Ich wollte wissen, weshalb du flohest, ohne mir einen Grund dafür anzugeben, und weshalb du mich so viele Jahre in Unkenntniß deines Schicksals gelassen. Mit einem Worte, ich wollte wissen, was aus dem lieblichen Kind geworden wäre, welches mir einmal theuerer war als alles andere auf Erden. Hätte die Welt sie verdorben, dann —"

„Dann würdest du sie nicht als deine Nichte anerkannt haben", flüsterte Skuldfrid.

Die Stirn des Professors umwölkte sich. Er sah Skuldfrid mit strengem Blick an und sagte:

„Meine Nichte ist jetzt — Schauspielerin. Was weiß ich von Madame Dorbino? Ich kenne nicht die Sitten der berühmten Sängerin. Ich weiß blos, daß sie Jahre ihres Lebens auf den Bühnenbretern zugebracht hat. Dachtest du keinen Augenblick an die zweideutige Stellung, in welche du dich versetztest, als du —"

„Als ich Künstlerin ward?" fiel Skuldfrid in ernstem Tone ein. „Onkel", setzte sie mit Wärme hinzu, „ich dachte blos daran, daß die Kunst mich mit meinem Leben würde versöhnen können, welches mir durch anderer Schuld verbittert worden. Ich fühlte, daß ich zur Künstlerin geboren war und daß ich blos diesem meinen Berufe folgte, als ich ward was ich bin. Du, Onkel, der du so aufgeklärt bist und so hoch über jedem Vorurtheile stehst, wirst nicht die Bahn der Schauspielerin zu einer verächtlichen stempeln wollen. Das Poetischste, was du gedacht, und das Schönste, was du componirt, Onkel, wäre ja ein todter Buchstabe geblieben, wenn nicht der Sänger oder der Schauspieler ihm Leben gegeben hätte. Das Theater ist es nicht, was verschlimmert oder erniedrigt, denn überall in der Welt kann ich ein ehrlicher Mensch bleiben, wenn ich es selbst will. — Liebe ich die Kunst, das Schöne in derselben, und lebe ich ausschließlich

der edeln Aufgabe, mich wahr und treu in all das Schöne und Erhabene einzuleben, was ich als Künstlerin vorstellen soll, dann, Onkel, dann trenne ich auch Gedanken und Sinn von dem, was niedrig und erniedrigend ist."

„Dies ist unmöglich, wenn man sein Leben, umgeben von der unreinen Atmosphäre des Theaters, von Intriguen und Leichtfertigkeit zubringt und Unwahrheit und Verstellung zum Handwerk macht."

„Onkel", rief Skuldfrid mit glühenden Wangen, „wo im Leben könnten wir diesem entgehen? Nirgends! Ob wir Schauspieler auf dem Welttheater oder auf der eigentlichen Bühne sind, so werden wir stets von dem Bösen heimgesucht oder berührt. Es kommt auf uns selbst an, wie viel davon an uns haftet. Das Theater hat seine Schattenseiten, dies weiß ich, wenn ich aber mit von Liebe für die Kunst glühendem Herzen diese und nur diese liebe, dann sehe ich nicht all die Schlechtigkeit, welche mich umgibt. Ich brauche mich nicht in die Geheimnisse der Coulissen einweihen zu lassen — dieselben sind mir gleichgültig, sie gehören nicht zu meiner Künstlerlaufbahn, und was diese nicht berührt, ist für die Seele des wahren Künstlers gleichgültig. Du sagst, Onkel, unser Handwerk sei Verstellung und Unwahrheit. Nein, Onkel, für den Künstler selbst nicht. Für ihn ist das Bild, welches er vorstellen soll, ein Theil seines Ich. Er wird von der Idee ergriffen, welche der Verfasser gehabt, und das Wort des Dichters erhält Form und Leben. Der Schauspieler, welcher die Verstellung zu seiner Aufgabe macht, ist kein Künstler und wird niemals im Stande sein, etwas anderes vorzustellen als eine Caricatur dessen, was der Verfasser gedacht hat. Er wird nicht die Fähigkeit besitzen, das Publikum mit sich fortzureißen. Wenn dies von dem dramatischen Künstler gilt, so ist dies noch in weit höherm Grade in Bezug auf den lyrischen der Fall. Onkel —" Skulfrid ergriff ihn bei der Hand und fuhr mit wirklicher Begeisterung fort — „braucht man

wol Unwahrheit und Verstellung, um sich in den Charakter oder die Gefühle zu versetzen, welche die Töne malen? Braucht man nicht wirkliche Natur und wirkliches Gefühl? — Ach, ich weiß, daß, wenn ich singe, für mich alles andere vergessen ist, außer dem Gesang. Mein eigenes Ich existirt nicht mehr — ich lebe und habe mein ganzes Sein nur in der Müsik. Ich bin der Widerhall dessen, was der Tonsetzer geträumt — ich bin ein Theil von ihm, nicht von mir selbst. Als mein Herz unter Kummer und bittern Prüfungen blutete, als alles um mich her Nacht war, da ward alles wieder Licht, als ich mich auf den Schwingen der Töne über die Welt emporheben konnte, die so bitter war. Ich floh aus dieser hinweg in eine bessere. Es war als wenn ich Gott näher gekommen wäre. Ich dachte dann nicht an Lampen, Coulissen oder Publikum."

Skuldfrid schwieg. Sie hatte mit jenem Ausdruck von Wahrheit gesprochen, den nur der in seine Stimme legen kann, welcher die wärmsten und heiligsten Gedanken seines Herzens in Worte kleidet.

Auf den Professor machten Skulfrid's Worte einen lebhaften Eindruck. Er erkannte die Richtigkeit derselben an, aber immer noch empörte sich das Vorurtheil dagegen, daß seine Nichte Theatersängerin sein soll. — Man muß bedenken, daß Aberney der ältern Generation angehörte und daß die in der Kindheit eingesogenen Vorurtheile sich am längsten behaupten. Sein ganzes Leben lang hatte er eine unüberwindliche Antipathie gegen die Leute vom Theater gehabt. Es erweckte daher Schmerz in ihm, seinen Liebling, die lange gesuchte und vermißte Skuldfrid, als einer Menschenkaste angehörend wiederzufinden, die er nicht leiden konnte und von welcher er die schimmsten Begriffe hatte. Skuldfrid's enthusiastische Worte stellten allerdings den Theaterkünstler in ein ganz anderes Licht, als in welchem Aberney ihn bisjetzt betrachtet, dessenungeachtet aber war das Vorurtheil noch

vorhanden und widerstrebte dem Eindruck, den Skuldfrid gemacht. Deshalb antwortete er:

„Es mag sein, daß die Schilderung, welche du entwirfst, wahr ist, aber ebenso wahr ist, daß das Theaterleben dem Charakter eine leichtfertige Richtung gibt. Die Freiheit des Benehmens und der Redeweise, welche zwischen Schauspielern herrscht, die Schmeichelei, welche man an das Talent verschwendet — alles trägt unwillkürlich dazu bei, das Herz zu verderben und den Samen zu verwerflichen, unmoralischen Grundsätzen auszustreuen."

Skuldfrid legte ihre Hände auf Aberney's Schultern und blickte mit so ehrlichem und unschuldsvollem Ausdruck zu ihm auf, daß sie einem Kinde glich.

„Onkel", sagte sie mit tiefem Ernst, „sieh mir ins Auge und sage, ob du glaubst, daß diese Jahre, die ich beim Theater zugebracht, mein Herz verdorben oder mein Inneres demoralisirt haben? Du mußt in jedem Zuge lesen, daß ich noch dieselbe bin wie da wir schieden, denn die Wahrheit hat ihr unverkennbares Gepräge. Ich war damals ein unwissendes Kind, ohne eine Ahnung davon, daß ich — viel zu sühnen hätte."

Ein Ausdruck tiefer Schwermuth flog über ihre Züge, verschwand aber ebenso schnell, und mit einem Lächeln, welches an vergangene Zeiten erinnerte, setzte sie hinzu:

„Ach, ich lese in dem Ausdruck deines Blickes, daß du die frühere Skuldfrid in mir wiedergefunden hast, nur mit dem Unterschied, mein guter, geliebter Onkel, daß sie nun nicht mehr aus falschem Stolze von dir fortlaufen wird."

Es ist dem Menschen unmöglich, länger an einem Vorurtheil festzuhalten, wenn so bezaubernde Lippen ihn anlächeln. Der Professor war überwunden. Er war schon beinahe mit dem Gedanken ausgesöhnt, eine Sängerin zur Nichte zu haben. Dessenungeachtet erhob er sich zum zweiten mal, um zu gehen.

„Willst du nicht bei mir zu Tische bleiben, Onkel?“ fragte Skuldfrid.

„Ja, mein Kind, das würde ich allerdings wollen; als ich aber an deine Thür kam, traf ich mit einem Jemand zusammen, der auch zu dir wollte“, entgegnete der Professor lächelnd. „Ich zwang diesen Jemand, nach Hause zurückzukehren und meine Rückkunft abzuwarten. Ich fürchte, daß er ungeduldig werden wird, wenn ich noch länger hier verweile.“

Skuldfrid erröthete. Sie errieth sogleich, daß es Tage war. Sein Name war während des Gesprächs noch nicht genannt worden. Der Gedanke an ihn erweckte in ihr ein unbehagliches Gefühl und das Blut stieg ihr in die Wangen.

„Heute Nachmittag bist du wol frei?“ hob der Professor, der Skuldfrid's Erröthen wohl bemerkte, wieder an.

„Ja, den ganzen Tag.“

„Wohlan, dann komme ich wieder und bringe Tage mit. Wenn du noch dieselbe bist wie früher, so wird das Wiedersehen deines einzigen Jugendgespielen dich sicherlich freuen.“

„Gewiß!“ Mehr sagte Skuldfrid nicht, aber sie fühlte sich beklommen. Als der Professor sich entfernt hatte, blieb sie eine lange Weile unbeweglich sitzen.

„Meine treuen Freunde aus den Jahren der Kindheit suchen mich auf, aber er — Ach, mein Gott, wie konnte ich darauf hoffen? Was ich für ihn bin, sollte ich ja wissen, und gleichwol, wie innig liebte er mich! Ist es denkbar, daß diese Liebe todt oder daß sie von einer andern verdrängt worden sein kann? Unmöglich!“

Viertes Kapitel.

In einem kleinen Hause auf dem Blasiiholm finden wir Professor Aberney's Wohnung. In einem großen, geräumigen Zimmer war Tante Sarah beschäftigt, die Bücher in den beiden Schränken, welche hier ihren Platz hatten, abzustäuben.

Die kleine, stets bewegliche Sarah war sich noch vollkommen gleich. Sie trug jetzt auch noch ihre weiße feine Haube mit schönen Spitzen, ihre steif gestärkte Schürze, fleckenlos und glatt, als ob sie sie soeben erst umgebunden.

Es ist derselbe Morgen, an welchem Aberney seine Nichte besuchte. Er hatte eben erst seine Wohnung verlassen und Sarah sich hinaus auf den großen Ocean der Vermuthungen begeben, wo man stets sicher darauf rechnen kann, Schiffbruch zu leiden. Während Vorstwisch und Staublappen fleißig Dienst thaten, dachte Sarah:

„Mit Tage steht es nicht richtig. Ich möchte wissen, was er sich seit gestern Abend in den Kopf gesetzt hat. Als er aus dem Theater nach Hause kam, war er ganz außer sich. Die ganze Nacht ist er in seinem Zimmer auf- und abgegangen; am Ende hat der Knabe gar sein Herz verloren!" fuhr sie fort, indem sie eine alte, dicke

Scharteke von durchaus nicht einladendem Aeußern, nachdem sie dieselbe abgepocht und abgekehrt, wieder an ihren Platz stellte. „Man behauptete schon früher, er habe sich in die Gräfin verliebt. Vielleicht hängt auch die ganze Geschichte mit ihr zusammen. Das Allerunerklärlichste aber ist, daß mir auch Victor ganz unerklärlich vorkam. Dieser alte Narr kann sich aber doch wenigstens nicht vergessen haben. Freilich läßt sich dies immer nicht mit Gewißheit behaupten, denn obschon er ein gesetzter und ernster Mann sein sollte, lief er doch fort, um die fremde Sängerin zu hören — wie hieß sie nur gleich! Ich kann ja in der Zeitung nachsehen."

Sie ging deshalb in Tage's Zimmer, welches sich rechts von dem großen Familienzimmer befand, konnte aber auch hier die Zeitungen vom vorigen Abend nicht finden. An Stelle derselben fand sie einen Bogen Papier, der über und über mit dem Worte S ä n g e r i n beschrieben war.

„Na, sagte ich es nicht? Ja, ja, der Junge ist von der herumziehenden Sängerin behext worden. Ich möchte wissen, ob er so in voller Paradekleidung fortging, um ihr einen Besuch zu machen? Aber wohin muß nur Victor gegangen sein, der doch zu dieser Stunde sonst nie ausgeht! Ich kann mir es nicht erklären. Sollte vielleicht Ungewöhnliches geschehen sein, was beiden die Köpfe verdreht hat? Wäre es möglich, daß Tage —"

Hier ward Sarah in ihrem Alleingespräch durch ein heftiges Läuten der Saalkingel unterbrochen. Gleich darauf ward die Thür des Zimmers aufgerissen und Tage trat ein. Ohne Tante Sarah zu bemerken, ohne zu thun als ob er sie bemerkte, marschirte er vorbei in sein Zimmer, dessen Thür er heftig hinter sich zuschlug und verriegelte.

„Was in aller Welt geht nur mit dem Jungen vor!" murmelte Sarah. „In meinem Leben habe ich ihn noch nicht so gesehen. An mir vorbeizugehen,

ohne zu grüßen, das ist wirklich ein wenig stark!" setzte Tante Sarah hinzu, indem sie den Abstäubelappen zum offenen Fenster hinausschüttelte.

Wieder läutete die Klingel. Einige Minuten darauf trat eine Dienerin ein und sagte:

„Frau F. wünscht Sie zu sprechen."

„Bitte sie hereinzukommen", war die Antwort.

Der Vorstwisch erhielt seinen Platz an einem Messinghaken neben dem Ofen, die Schürze ward glatt gestrichen und der Bücherschrank zugemacht, sodaß, als Frau F. eintrat, keine Spur mehr von Tante Sarah's Abstäubungswuth vorhanden war, die allemal zum Ausbruch kam, wenn Aberney den Rücken wendete.

„Guten Tag, meine liebe Sarah", sagte die würdige Frau, eine alte Bekannte von Sarah's früherm Aufenthalt in Schweden her und ein vollkommener Typus einer Stockholmerin aus der bessern Mittelklasse. „Was machst du? Ich konnte es nicht mehr übers Herz bringen, sondern mußte hergehen und mich nach deinem Befinden erkundigen. Du lässest dich bei uns gar nicht mehr sehen."

„Willkommen, meine liebe Lisa!" entgegnete Sarah, indem sie sich freundlich verneigte und ihren Besuch ins Vorzimmer führte. „Ich habe sehr oft an dich gedacht, aber du weißt ja, wie schwer es hält, ehe ich einmal ausgehe."

Eine Weile plauderten die beiden Freundinnen darüber, wie wenig Zeit man für sich selbst behielte, wenn man Herren zu versorgen hätte. Nachdem man diesen Betrachtungen noch einige weitere in Bezug auf Mägde und Marktpreise beigefügt, war das Gespräch in vollem Gange und man hatte das große Feld, die Angelegenheiten des Nächsten, vor sich.

„Warst du gestern im Theater?" fragte Frau F.

„Nein, liebe Freundin, ich gehe fast niemals an dergleichen thörichte Orte", antwortete Sarah etwas spitz.

„In meinem Alter liebt man dergleichen nicht mehr.“

„Aber, liebe Freundin, du weißt doch, daß die fremde Sängerin zum ersten mal auftrat. Ich, die ich musikalisch bin, wäre trostlos gewesen, wenn ich sie nicht hätte hören können.“

„So. Wie heißt sie denn?“

„Mein Himmel, hast du denn in den Zeitungen nicht von Madame Dorbino gelesen?“

„Nein, ich lese niemals etwas anderes als die Annoncen.“

„Ach, du glaubst nicht, wie interessant es war, sie zu hören. Sie hat eine sehr schöne Stimme und sieht sehr hübsch aus, aber sie singt so frivol, gar nicht wie andere Menschen, sondern wird in dem einen Augenblick feuerroth im Gesicht und in dem andern so bleich, daß man es durch die Schminke hindurch sieht. Ueberdies gibt sie ihrem Gesicht einen unpassenden Ausdruck, gerade als ob sie damit alle Männer fangen wollte, was sie auch thut. Sie waren ganz wie toll mit Applaudiren und Herausrufen; es war ein wahrhaft skandalöser Beifall. Dein junger Verwandter, der Lieutenant, war auch darin. Er sah ganz verstört aus, als wir, ich und meine Adele, ihm unten in der Vorhalle begegneten.“

„Ja, ich weiß, daß sowol Tage als Victor dort waren.“

„Ah so, der Professor ist auch dort gewesen? Den habe ich nicht gesehen, wol aber sah ich den reichen Finnen, der jetzt in der Flotte dient, den Baron Canitz.“

„Das ist kein Finne“, fiel Sarah ein.

„O ja, liebe Freundin, ganz gewiß ist er einer — das weiß ich sehr genau. Sein Vater ward im letzten finnischen Kriege erschossen.“

„Ich sollte meinen, das müßte ich doch wol besser wissen“, fiel Sarah immer heftiger werdend ein?

„Wir wollen uns nicht streiten. Wir haben darüber schon so viel gesprochen, daß ich glaube, es ist am besten,

wenn wir die Sache ruhen lassen. Ich bin darüber ganz abgekommen von dem, was ich sagen wollte. Also, Baron Canitz saß in der Seitenloge des ersten Ranges, und ich glaubte, er wollte die Sängerin verschlingen, so sah er sie an. Gestern Mittag erfuhr Adele ihre ganze Lebensgeschichte durch Mamsell W., welche dieselbe von Frau O. gehört hatte, deren Mann Mitglied der Kapelle ist und dem sie von Frau A., unserer Sängerin, erzählt worden war."

„Es ist ja eine Französin — wie wollen da Mamsell W., Frau O. oder Frau A. etwas von ihr wissen?" fiel Sarah ungeduldig ein.

„O, der Ruf solcher Personen geht ihnen, sowol was das Gute als das Schlimme betrifft, voran. Sie ist, wie man erzählt, schon von zwei Männern geschieden und hat überdies ein Verhältniß mit einem Prinzen gehabt, den sie um eines englischen Lords willen verlassen, welcher wiederum einem reichen Franzosen hat weichen müssen, dem sie ebenfalls davongelaufen, nachdem sie ihn ruinirt hat. Jetzt soll sie ein Verhältniß mit einem Sänger haben. Sie ist, wie man sagt, ein förmliches Muster von Koketterie und so intriguant, daß sie alle Männer wegfängt, die ihr in den Weg kommen. Meine Adele, ein, wie du weißt, äußerst sittsames Mädchen, versicherte mir, sie schäme sich, sie anzusehen."

„Deshalb ist es auch meine Meinung, es wäre am besten, wenn solche sündhafte Orte wie das Theater von niemand besucht würden. Du wirst hoffentlich auch mit deiner Adele nicht wieder hingehen."

„Wie du doch sprichst, liebe Sarah! Du weißt ja, daß Adele musikalisch ist; deshalb muß sie auch bei allen Vorstellungen, wo ein Talent auftritt, *sichtbar* sein. Es ginge gar nicht an, Madame Dorbino nicht gehört zu haben, wenn man einmal in der großen Welt lebt", sagte Frau F., die sich immer das Ansehen geben wollte, als gehörte sie *zur großen* Welt. „Wir haben", fuhr

sie fort, „auf sämmtliche Vorstellungen abonnirt, in welchen sie auftritt; heute hat Adele sich ihr Porträt gekauft, welches schon gestern in allen Kunst- und Buchhandlungen zu bekommen war. Sie ist einmal in der Mode und da muß man ihr Bildniß auf dem Sofatische im Vorzimmer oder über dem Piano hängen haben."

„Das Bildniß einer Frau, von welcher du soviel Schlimmes weißt?"

„Das ist Sache für sich. Wir haben das Recht, ihr Leben zu misbilligen und in diesem Falle streng zu sein, aber dennoch muß man auch zeigen, daß man ihr Talent zu würdigen versteht, sonst kommt man leicht in den Ruf, kein Urtheil zu haben. Uebrigens, liebe Freundin, weißt du ja — Schauspieler sind Schauspieler. An ihre Sitten macht man keine großen Ansprüche. Man bewundert sie aus der Ferne, aber man öffnet ihnen nicht sein Empfangszimmer, dafern es nämlich nicht unter den Tonangebenden Mode wird, denn dann kann man es nicht umgehen."

„Weißt du was, meine liebe Lisa? Ich danke Gott, daß ich nicht in der großen Welt lebe. Ich habe mein ganzes Leben lang die Menschen für elend und schlecht gehalten, aber so schlecht, wie sie mir jetzt vorkommen, habe ich sie noch nie zuvor gefunden."

„Das rührt daher, daß du alt geworden und nicht mit der Zeit fortgeschritten bist. Doch nun muß ich wieder gehen. Adieu, meine liebe Sarah. Grüße den Professor und den Lieutenant. Ich hoffe, daß die Herren mir die Ehre erzeigen werden, sich nächsten Sonnabend zu einer großen Gesellschaft einzufinden. Dein Versprechen habe ich schon."

Nach noch einigen nichtssagenden Worten entfernte sich Frau F. Tante Sarah hatte nun den Kopf voll von beunruhigenden Vorstellungen von dieser fremden Sängerin, welche sie mit dem Gedanken an Tage's sonderbares Benehmen in Zusammenhang brachte.

Gegen Mittag kam Aberney nach Hause. Sein Gesicht hatte einen ungewöhnlich heitern Ausdruck und er grüßte Tante Sarah ganz freundlich.

Bei dem Tone seiner Stimme öffnete sich Tage's Thür und der junge Lieutenant eilte ihm entgegen und sagte:

„Kommst du direct von ihr, Papa?"

Aberney lächelte und ging, ohne zu antworten, in Tage's Zimmer hinein. Dieser folgte nach und Tante Sarah sah zu ihrem unbeschreiblichen Aerger, wie die Thür sich wieder schloß.

Sarah fühlte, wie ihr Blut anfing zu kochen. Sie fand es abscheulich, von Tage und ihrem Neffen so behandelt zu werden. Sie schlossen sie ja von allem Vertrauen aus, und dies war mehr als sie ertragen zu können glaubte.

Entrüstet eilte sie in das Vorzimmer und aus diesem in ihr eigenes, dessen Thür sie dröhnend hinter sich zuschlug, gerade als ob sie hoffte, daß diese Aeußerung ihres Unmuths sich bis zu ihrem Neffen Bahn brechen werde. Wir überlassen es ihr, ihren aufgeregten Gefühlen auf eigene Faust Luft zu machen, und wollen statt dessen hören, was zwischen Tage und Aberney gesprochen ward.

Als die Thür sich hinter ihnen geschlossen, sagte letzterer:

„Mein lieber Tage, du verstehst deine Gefühle zu wenig zu beherrschen, da du mir mit Fragen entgegenstürzest und zwar in Gegenwart der Tante."

„Ach, Papa, schon seit gestern weiß ich nicht mehr, was ich thue oder sage. Bedenke, sie wiederzusehen auf den Bretern als Gegenstand aller neugierigen Blicke, als ein Wesen, welches man für sein Geld auspfeifen oder herausrufen kann — als ein Spielzeug in der Hand des Publikums! O, mein Gott, habe ich sie deshalb so treu geliebt? — Wer, wer hat die reine, unschuldige und unverdorbene Skuldfrid in das verwandelt, was sie jetzt ist?"

„Tage", fiel Aberney ein, „sie ist noch, was sie gewesen — dasselbe reiche Herz, dasselbe unschuldige Kind."

„Und das soll ich glauben, Papa? Nein, sie ist eine Schauspielerin und nichts anderes. Warum konnte ich nicht vor sie hintreten und den tiefen Kummer aussprechen, den mein Herz fühlt, die Erbitterung, die meine Seele bei der Erinnerung an den gräßlichen Betrug erfüllt, den sie begangen."

Tage ging in großer Gemüthsbewegung im Zimmer auf und ab.

„Wen hat sie denn betrogen? Worin besteht ihr Betrug?" fragte Aberney.

„Papa, denke an ihre Flucht, denke an jene Jahre, während welcher sie uns in Unkenntniß ihres Schicksals gelassen, die Umsicht und Hartnäckigkeit, womit sie sich verborgen gehalten, die Herzlosigkeit, mit welcher sie mich verließ. — Für wen that sie alles dies? Für niemand als —"

„Thörichter Knabe, sprich keine Anklage aus, von welcher du weißt, daß sie falsch ist. Skuldfrid ist jetzt noch ebenso achtungswerth wie sie stets gewesen."

„Sie — die Sängerin, die wie eine Abenteurerin allein in der Welt herumreist, ohne Schutz und ohne Beistand?"

„Höre, Tage, wenn du die Absicht hast, in diesem Tone fortzufahren, so ist unser ferneres Gespräch überflüssig. Ich habe keine Lust, dir unter diesen Umständen mitzutheilen, was ich während des kurzen Beisammensein mit Skuldfrid erfahren."

„Du glaubst also, Papa, was jener Mund sagt, dem doch das Lügen zur Gewohnheit geworden ist! — Du glaubst an die Aufrichtigkeit einer Stimme, welche jahrelang die Kunst studirt, derselben den rechten Ausdruck von Gefühl zu geben."

Aberney hatte sich auf das Sofa gesetzt und kreuzte die Arme über der Brust. Als Tage schwieg, sagte er kalt:

„Ich glaube, das Blut ist dir so zu Kopfe gestiegen, daß du nicht weißt, was du sprichst oder thust. Ich spreche nicht gern mit Narren, und deshalb werden wir am besten thun, wenn wir kein Wort weiter über diese Sache verlieren. Uebrigens muß ich dir ein Geheimniß mittheilen, welches ich dir zeither verschwiegen, nämlich daß Skuldfrid meine Nichte, daß ihr Name Aberney ist und daß die Entdeckung hiervon die Ursache ihres Verschwindens war. Man hatte ihr gesagt, ich sei grausam erbittert auf ihre Mutter und wolle weder diese noch die Tochter als meine Verwandten anerkennen. Dies war die Ursache, weshalb sie mit der Mutter entfloh, die ihr ein so trauriges Erbtheil gegeben. — Frage mich nicht, weshalb ich auf die Gattin und das Kind meines Bruders so erbittert gewesen — ich kann es nicht sagen. Dieses Geheimniß ist mit der armen Irrenden begraben. Was dagegen Skuldfrid betrifft, so steht sie so hoch, daß jedes geringschätzende Wort über sie eine Frechheit ist, die stets auf den Urheber desselben zurückfallen wird. Geh zu ihr und sprich mit ihr, blicke in ihre Augen, und du wirst über jede Anklage gegen sie erröthen. Damit Punktum. Willst du sie sprechen, so steht es dir frei, mich heute Nachmittag zu begleiten; willst du nicht, so laß es bleiben. Eins aber sage ich: Tritt nicht mit Anklagen oder Vorwürfen gegen sie auf, denn ich will nichts davon wissen. Wenn ich sage: Skuldfrid ist ein edles, erhabenes Weib, so kannst du es glauben."

Aberney erhob sich und setzte hinzu:

„Sie hat mit mir über die Vergangenheit gesprochen, aber sie bat mich, nachdem dieselbe einmal berührt worden, nicht wieder darauf zurückzukommen. Du kannst daher, wenn sie nicht selbst wieder dieses Thema zur Sprache bringt, sie mit allen Fragen in dieser Beziehung verschonen, im Fall du nämlich beschlossen hast, sie wiederzusehen."

Aberney verließ das Zimmer, und Tage warf sich

auf das Sofa, gefoltert von allen jenen aufgeregten Gefühlen, welche ein verworrenes Chaos von Gutem und Bösem in uns schaffen..

Beim Mittagstische sagte der Professor ganz plötzlich zu Sarah:

„Nun kann ich dich auch von Henoch's Tochter grüßen.“

Tante Sarah war eben im Begriff, nach allen Regeln der Kunst einen Kalbsbraten zu tranchiren. Sie ließ Tranchirmesser und Gabel fallen und machte eine so hastige Bewegung, daß sie mit ihrem Stuhl weit vom Tische hinwegrutschte. Dann schlug sie die Hände zusammen und stierte Aberney an, als ob sie nicht ihren Augen traute. Die Bestürzung war so groß, daß es mehrerer Minuten bedurfte, ehe sie ein Wort über ihre Lippen bringen konnte. Endlich murmelte sie mit undeutlicher Stimme:

„Was sagst du, um Gottes willen!“

„Ich sage, daß ich Henoch's Tochter begegnet bin und daß ich dich von ihr grüßen kann.“

„Aber — aber —“, stammelte Sarah in solcher Aufregung, daß sie nicht sprechen konnte.

„Nun, fahre nur fort, deinen Braten zu tranchiren, und ich will dir mittlerweile erzählen, daß wir jetzt eine berühmte Sängerin hier haben und —“

„Victor, treibe keinen Spott mit deiner alten Tante! Du weißt —“

„Wie gut du gegen die Kinder deiner Geschwister gewesen bist, das ist wahr. Auch treibe ich keinen Spott, sondern will, wenn du es mir erlaubst, in meiner Erzählung weiter fortfahren. Diese berühmte Sängerin ist — meine Nichte.“

„Ach, du mein Jesus, was sagst du? Dieses Weib, welches ein Dutzend Männer und ebenso viel Liebhaber gehabt hat — die ein so durch und durch schlechtes Geschöpf ist! Ach, das fehlte zu meinen Sorgen blos noch, daß ich Henoch's Kind als ein verlorenes Wesen wiederfände.“

Tante Sarah verhüllte das Gesicht mit der Serviette und weinte.

„Verloren! Was schwatzest du doch, Tante!“ sagte Aberney, die Stirn runzelnd. „Sie ist eine große Künstlerin und ein achtungswerthes Weib. Wer hat denn gewagt, dir das Gegentheil weiszumachen, Tante?“

Aberney's Blick richtete sich auf Tage.

„Man hat mir nichts weisgemacht“, schluchzte Tante Sarah. „Frau F. war hier und sprach von der Lebensgeschichte dieser Sängerin. Mein Gott, ich ahnte nicht, daß es Henoch's Kind wäre. Das ist furchtbar, das ist entsetzlich.“

„Was liegt denn Entsetzliches darin, daß Henoch's Tochter eine ausgezeichnete Sängerin, daß ihr Name in ganz Europa berühmt ist? Wenn Frau F. eine Lebensgeschichte von ihr zu ersinnen beliebt, so solltest du, liebe Tante, soviel Verstand haben, nicht daran zu glauben, besonders da du weißt, wie unzuverlässig Frau F.'s Geschichten in der Regel sind.“

„Was man nicht bestreiten kann, muß man wol glauben, und daß unsere Nichte eine Theaterdame ist, gibst du selbst zu. Daß sie dies aber geworden ist, daran bist du schuld, weil du in deiner Unversöhnlichkeit nichts von der Mutter hören wolltest, sondern das arme Kind aufs Gerathewohl heranwachsen ließest. Uebrigens kann sie schwerlich eine rechtschaffene Frau sein, da sie ja von zwei oder drei Männern geschieden ist. Da sieht man recht, daß die Sünden der Väter —“

„Ich bitte dich, Tante, diesen Ausspruch nicht auf meine Nichte anwenden zu wollen, denn auf diese paßt er nicht“, unterbrach sie Aberney etwas heftig. „Was die drei Männer betrifft, so ist das eine reine Erdichtung. Sie ist die Witwe des einzigen Mannes, den sie gehabt.“

„Also ist sie vermählt gewesen! Skuldfrid vermählt mit einem andern!“ dachte Tage.

„Aber“, fragte Sarah, „wie kommt es, daß du, der

du niemals vorher nach Mutter oder Kind gefragt hast, jetzt —"

„Die Tochter aufgesucht hast?" unterbrach sie Aberney. „Der Zufall hat uns zusammengeführt. Die Mutter ist nun todt und — das Grab versöhnt alles. Morgen bringe ich Henoch's Tochter hierher. Bis dahin wollen wir, wenn es dir recht ist, Tante, diesen Gegenstand ruhen lassen. Du kennst meinen Charakter und kannst dir wol denken, daß ich Henoch's Tochter nicht als meine Nichte anerkennen würde, wenn sie nicht ein achtungswerthes Weib wäre."

Die Tante seufzte. Sie war viel zu aufgeregt, als daß sie hätte Einwendungen erheben oder Fragen stellen sollen. Henoch, Edith — das Theuerste, was sie auf Erden gehabt — stand lebhaft vor ihrer Erinnerung, und sie meinte in der Betrübniß ihres Herzens, es sei doch recht bitter, Henoch's Kind nun unter solchen Verhältnissen wiederfinden zu müssen.

Fünftes Kapitel.

Nach der Mahlzeit hatte Aberney mit Tage über den Besuch bei Skuldfrid kein Wort gesprochen. Als es bald fünf Uhr war, nahm der Professor seinen Hut, um auszugehen. Sarah hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen. Es kam ihr alles so wunderbar vor, daß sie ihre gewöhnliche Geistesgegenwart ganz und gar verloren hatte. Als Aberney in das Familienzimmer trat, fand er hier Tage, sorgfältig und vollständig zum Besuch angekleidet.

„Du hast sonach beschlossen, Skuldfrid deinen Besuch zu machen", bemerkte der Professor gleichgültig.

„Ja, wenn du erlaubst, Papa", antwortete Tage, während er sich bemühte, ruhig zu erscheinen.

Etwas später traten Vater und Sohn in die Wohnung der Sängerin. Als die alte Französin ihnen öffnete, brauchte Tage mehrere Secunden, um so viel Macht über sich zu gewinnen, daß er Aberney in den Salon folgen konnte, wo Skuldfrid ihnen entgegenkam. Tage war dicht an der Thür stehen geblieben, denn er war nicht im Stande, ihr auch nur einen Schritt entgegenzuthun. Er war gleichzeitig aufgeregt und überrascht.

War dies die vielbesprochene Sängerin, die er gestern auf der Bühne gesehen? — Nein, es war ja dieselbe Skuldfrid, mit der er als Knabe gespielt, für die er als Jüngling geschwärmt — dasselbe Lächeln, derselbe freudestrahlende Blick, dieselbe bezaubernde Einfachheit und ungesuchte Anmuth.

Nachdem Skuldfrid mit ihrem frischen, wohllautenden Organ den Professor herzlich willkommen geheißen, wendete sie sich zu Tage. Die sammtene Wange ward von einem höhern Roth überkleidet, als sie ihm die Hand reichte und sagte:

„Wie freue ich mich über dieses Wiedersehen! Willkommen, Tage; verzeihe die Unruhe, die ich verursachte, als ich meinen Freunden so plötzlich entschwand. Vergiß womöglich die Leiden, welche dieser Schritt damals herbeiführte, und glaube, daß ich dir heute als Freundin und Schwester die Hand reiche. Skuldfrid hat nicht eine einzige Minute aufgehört, dies für Tage zu sein."

Es wirbelte dem jungen Lieutenant im Kopfe. Es schwirrte ihm vor den Augen, und er stammelte einige unzusammenhängende Worte, während er Skuldfrid's Hand an seine Lippen führte.

Aberney betrachtete die beiden. Abgesehen von der Röthe, welche Skuldfrid's Wangen im ersten Augenblick überzog, als sie sich an Tage wendete, war sie ruhig geblieben. Sie begrüßte ihn mit einer Freundlichkeit, die so frei war von jeder tiefern Gemüthsbewegung, als ob sie erst gestern geschieden und heute wieder zusammengetroffen wären. Er dagegen war so außer aller Fassung gebracht, daß man daraus leicht einen Schluß auf das Interesse ziehen konnte, welches ihn noch jetzt, nach Verlauf von sechs Jahren, an seine Jugendfreundin fesselte.

„Er liebt sie, aber an ihr ist nichts zu bemerken, was bewiese, daß sie ihn liebt", dachte der Professor. „Armer Tage, das Geschenk ihres Herzens ist nicht für dich bestimmt."

Wenn Skuldfrid schon in ihrer frühen Jugend die Fähigkeit besaß, zu erfreuen und aufzumuntern, alle finstern Gedanken zu verscheuchen und erheiternde zu erwecken, so besaß sie diese Eigenschaft jetzt in noch höherm Grade.

Ihr Blick und jedes ihrer Worte verrieth die innige Befriedigung, die sie empfand, wieder mit ihren theuern Freunden zusammenzutreffen. Ebenso wie in ihren jüngern Jahren theilte die Freude, welche sie empfand, sich auch ihrer Umgebung mit. Tage's anfangs gezwungene und aufgeregte Art und Weise wich bald einer vollkommen frohen und unbefangenen Gemüthsstimmung. Nachdem sie eine Stunde beisammen waren, kam es ihm vor, als wären die sechs Jahre nur ein Traum gewesen, so vollkommen fühlte er sich in die frühern frohen Zeiten zurückversetzt.

Man sprach anfangs von der Vergangenheit, dann kam das Gespräch auf verschiedene Fragen, welche Skuldfrid stellte — zuerst über Tante Sarah und dann über Tage und seine Lebensschicksale. Tage erzählte von den Reisen, die er gemacht, und sagte endlich mit einer eigenthümlichen Schärfe in seinem Tone:

„Ich war mit bei der Expedition, welche die Fregatte Karolina vor zwei Jahren unternahm. Ich war in Neapel."

Skuldfrid fuhr zusammen, sah Tage an und rief:

„Du!"

Dieses Thema rief in Tage's Seele alle jene bittern und schlimmen Gedanken wach, die er beim Lesen jenes Briefes an Lothard empfunden. Der Ausdruck derselben spiegelte sich in seinem Gesicht wider. Skuldfrid betrachtete ihn mit ängstlich forschendem Blick.

„Ja, ich war mit der Karolina in Neapel", sagte Tage nicht ohne eine gewisse Bitterkeit in seinem Tone, „und ich hörte dort von Madame Dorbino sprechen,

ahnte aber nicht, daß sie und du eine und dieselbe Person wäret."

„Du wußtest also nicht, daß Skuldfrid in Neapel war?"

Tage wechselte die Farbe, antwortete aber sogleich.

„Nein, das wußte ich nicht."

„Es ist mir unbegreiflich, daß ich unter den Namen der Offiziere, die man mir als auf der Fregatte dienend nannte, nicht auch den deinigen hörte", sagte Skuldfrid nachdrücklich.

„Es ist ja möglich, daß deine Aufmerksamkeit so ausschließlich auf einen Namen gerichtet war, daß du auf den meinigen nicht achtetest."

Tage fühlte sich von wilder Eifersucht gepackt. Er war nahe daran, Aberney's Gegenwart zu vergessen und was er diesem von den Vorfällen in Neapel erzählt hatte.

Bei dieser Anspielung auf Skuldfrid's Interesse für Lothard gewann das Aeußere der jungen Frau ein Gepräge von Würde, und sie antwortete beinahe kalt:

„Woher weißt du, daß an Bord der Fregatte Karolina jemand war, dessen Name mich bewegen konnte, meine Freunde zu vergessen?"

„Ich warf blos eine Frage auf", entgegnete Tage, indem er mit einigen auf dem Tische liegenden Nähgeräthschaften spielte. „Es war mir unerklärlich, daß mein Kamerad bei Aufzählung unserer Namen mich vergessen haben sollte."

„Du weißt also, daß ich mit einem deiner Kameraden gesprochen hatte!"

„Man erzählte mir, daß Madame Dorbino einige Fragen an ihn gestellt hatte", entgegnete Tage, indem er einen finstern Blick auf Skuldfrid heftete. „Ich hörte auch, daß —"

Er stockte.

„Warum redest du nicht aus?" fiel der Professor ein, der dieser Unterredung mit gespanntem Interesse

gefolgt war und jetzt aus Skuldfrid's Blässe schloß, daß Tage ein für sie empfindliches Thema berührte. Aberney's Stimme brachte Tage wieder zur Besinnung und mahnte ihn, seine Worte und sein Gesicht zu hüten.

„Ich unterbrach mich", sagte er mit gutgespielter Nachlässigkeit, „weil ich nicht gern einen Namen nennen wollte, den es Skuldfrid unangenehm sein muß zu hören."

„Und was für ein Name wäre dies?" fragte Aberney.

„Tage meint gewiß — Canitz", fiel Skuldfrid in einem eigenthümlich klaren Tone ein. Ihre dunkeln Augen leuchteten wunderbar, indem sie dieselben auf Tage heftete.

„Ah so!" war alles, was der Professor sagte; darauf folgte eine kleine Pause, die einen peinlichen Eindruck machte. Aberney sah erst Tage mit einer Miene an, als ob er erwartete, daß dieser etwas sagen sollte; da der Neffe aber fortfuhr zu schweigen, so sagte der Professor:

„Wenn Skuldfrid wirklich ein Vorurtheil gegen diesen Mann hätte, so glaube ich doch, daß dieses gänzlich in den Hintergrund treten wird, wenn sie erfährt, daß Lieutenant Canitz auf der Fahrt von Neapel nach Palermo Tage das Leben gerettet hat."

„Er hat Tage das Leben gerettet!" rief Skuldfrid mit freudestrahlendem Antlitz.

„Ja, ich habe es wirklich ihm zu danken, daß ich in diesem Augenblick hier sitze", antwortete Tage mit bitterm Lächeln und sah Skuldfrid an. „Wie es zuging, wirst du mir vielleicht erlauben dir ein andermal zu erzählen. Jetzt wäre es mir weit angenehmer, dich sprechen zu hören."

„Ja, besonders da Tage nicht gern von diesem Vorfalle spricht. Ich hätte sicherlich selbst nichts davon erfahren, wenn nicht einer von Tage's Kameraden, der Lieutenant Steen, den Vorgang erzählt hätte", sagte Aberney.

„Das klingt, als wolltest du behaupten, Papa —"

„Daß du nicht dankbar bist? — Ja, das ist auch die Wahrheit, wenigstens was Canitz betrifft — doch lassen wir dies", sagte der Professor, indem er das Gespräch wieder auf die Vergangenheit zurückführte, und Skuldfrid mit Wehmuth davon sprach, wie ihre Gedanken unaufhörlich zu ihren beiden Freunden gepilgert seien und wie sie bei jeder Begegnung mit einem Schweden sich Nachrichten von ihnen zu verschaffen gesucht habe.

Sie erzählte, daß sie durch Pastor Arbanius in Finnland Auskunft darüber erlangt, wie sich das Leben für Aberney und Tage gestaltet, indem ihr der Pastor jedes Jahr einen Brief geschrieben, worin er ihr mitgetheilt, daß ihre Freunde sich wohlbefänden und daß alles gut mit ihnen ginge.

„Du hast also mit Arbanius correspondirt", fiel Tage ein, „und uns in vollkommener Unkenntniß von deinem Schicksale gelassen."

„Tage, frage meinen Freund", entgegnete Skuldfrid, indem sie Aberney die Hand reichte, „ob er meine Handlungsweise nicht versteht. Ich hätte nicht leben können, ohne etwas von denen zu erfahren, die mir theuer waren", setzte sie bekümmert hinzu.

„Aber wir, wir mußten jede Nachricht von dir entbehren."

„Wir sind ja übereingekommen, einander keine Vorwürfe in Bezug auf die Vergangenheit zu machen", sagte Aberney. „Ich verstehe Skuldfrid vollkommen."

Er streichelte ihr das schöne Haar, und sie faßte ganz wie früher die Hand des väterlichen Freundes und küßte dieselbe.

Es trat eine kurze Pause ein. Skuldfrid war in wehmüthige Gedanken versunken. Tage betrachtete sie.

Aberney brach das Schweigen, während er seinen Blick auf Skuldfrid ruhen ließ, und sagte:

„Wundert es dich nicht zu hören, daß Tage und Canitz an Bord eines schwedischen Kriegsschiff waren?"

Skuldfrid's Hals, Stirn und Wangen wurden von einer dunkeln Purpurflamme überzogen, während sie antwortete:

„Ja, ich gestehe, daß es mich überraschte, zu hören, daß Canitz in schwedischen Diensten stehe!"

Tage war bleich geworden, als Aberney abermals diesen Namen nannte, der so widerlich in seinen Ohren klang. Der Professor hob wieder an, ohne zu thun, als bemerkte er den Eindruck, den seine Worte machten:

Allerdings war es etwas sehr Seltsames, daß ein russischer Unterthan eine so glänzende Carrière, wie dieser Canitz in jenem Lande machen konnte, aufgab, auf ein fürstliches Vermögen verzichtete, und alles dies um in Schweden einer unsichern Zukunft entgegenzugehen. Er dient jetzt auf unserer Flotte und hat sich hier als ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften hervorgethan, sodaß man es kaum über sich gewinnen kann, es ihm zum Vorwurf zu machen, daß er der Sohn des Generals Canitz ist."

Tage hatte eine Schere und ein Zwirnknäuel ergriffen. Mit rastlosem Eifer schnitt er an letzterm herum, während Aberney sprach. Die hart zusammengepreßten Lippen bewiesen, daß er den Ausdruck dessen, was er bei Aberney's Worten empfand, nicht zurückzuhalten suchte. Als der Professor schwieg, sagte Tage gleichwol mit gedämpftem Tone:

„Was Canitz ist oder nicht ist, das möchte schwer zu entscheiden sein, denn er hat einen kalten, berechnenden und verschlossenen Charakter, welcher unwillkürlich Mistrauen einflößt. Man hat stets Grund, zu befürchten, daß die Fehler des Vaters bei irgendeiner Gelegenheit zum Vorschein kommen."

Skuldfrid hatte schweigend dagesessen. Als Aberney von Canitz sprach, hob sich ihre Brust unruhig. Bei Tage's Worten drehte sie plötzlich den Kopf herum und fiel mit lebhaftem Tone ein:

„Tage, man darf niemand nach den Fehlern beurtheilen, welche vielleicht seine Aeltern begangen haben. Das ist eine grausame Ungerechtigkeit, und übrigens sehen wir wol das Unrichtige in der Handlungsweise des Fehlenden, aber wir wissen nicht, welche grausamen Leiden, welche furchtbare Gewaltthätigkeit an seinen Gefühlen die verbrecherische That hervorgerufen hat. Deshalb — verdamme nicht. — Ach, einmal dachte ich auch wie du und brach unversöhnlich den Stab über den Unschuldigen für das, was der Schuldige verbrochen. Ich werde es ewig bereuen."

„Skuldfrid hat recht", sagte Aberney und erhob sich. Er legte seine Hand auf Tage's Schulter und setzte hinzu: „Wir wissen alle nicht, eine wie große Schuld unser Erbtheil ist."

Tage zeigte eine misvergnügte Miene. Dieser verabscheute, verhaßte Name sollte ihm also stets eine Niederlage bereiten. Es war als ob dieser Canitz nur zu seiner Plage da wäre. Jetzt sah er sich genöthigt, ihn erst von Aberney rühmen und dann von Skuldfrid vertheidigen zu hören, und dies schon am ersten Tage ihres Wiedersehens.

Skuldfrid, welche jetzt, neben ihrem von Natur guten Kopf, ihrer schnellen Auffassungsgabe und ihrem angeborenen Zartgefühl, bedeutende Erfahrungen gewonnen hatte, bemerkte sofort den Eindruck, welchen das Gespräch auf Tage machte, und brachte es daher auf einen andern Gegenstand. Obschon jede Fiber in ihrem Innern von Ungeduld und Sehnsucht erbebte, noch mehr von Lothard zu hören, so nahm sie doch den zerrissenen Faden des Gesprächs nicht wieder auf.

„Kannst du heute Abend über deine Zeit verfügen?" fragte der Professor seine Nichte.

„Vollkommen, ich bin heute ganz frei. Meine Verwandte, Natalie Renstein, hat mit einigen Reisenden

eine Spazierfahrt nach Drottningholm gemacht und kommt erst heute Abend spät wieder."

„Ah, es ist ja wahr! Du sagtest mir schon heute Vormittag, daß du mit der liebenswürdigen Gräfin verwandt seist", sagte der Professor, indem er einen schalkhaften Blick auf Tage warf, der beim Nennen der Gräfin ein wenig verlegen und befangen zu werden schien. „Du wohnst ja in ihrem Hause — ich hatte dies über der Freude, dich wiederzusehen, ganz vergessen."

„Ja, Natalie hat mich mit wirklicher Freundschaft umfaßt. Nachdem ich mich entschlossen, nach Schweden zu kommen, erbot sie sich sofort, mir Wohnung u. s. w. zu besorgen. Sie hat seit meiner Ankunft mich förmlich mit Freundschaft und Wohlwollen überhäuft."

„So?" sagte Aberney. „Die Gräfin ist ein gefährliches Weib mit ihrem anziehenden Aeußern, ihrer ungewöhnlichen Bildung und ihrer geistreichen Conversation und ihrem kalten, berechnenden Verstande. Wie ihr Herz beschaffen ist, kann ich freilich nicht sagen. Darüber kann uns vielmehr Tage Auskunft geben, denn du mußt wissen, meine liebe Skuldfrid, daß der junge Herr sich in die schöne Gräfin ganz vergafft, um nicht zu sagen verliebt hat."

Aberney sah, indem er dies sagte, Skuldfrid an, wie um zu erforschen, welchen Eindruck seine Worte machen würden.

„Deine Wahl, bester Tage", sagte Skuldfrid, „ist ein Beweis von gutem Geschmack, und es freut mich aufrichtig, daß deine Neigung auf eine so ungewöhnlich und reich begabte Frau gefallen ist."

Tage warf einen wüthenden Blick auf Aberney und erklärte mit Bestimmtheit, daß er sich niemals in die Gräfin verliebt habe und sich niemals in sie verlieben könne — eine Versicherung, welche auf Skuldfrid's Gesicht einen wehmüthigen Zug hervorrief.

„Sie wünscht, daß er eine andere lieben möchte",

dachte Aberney. „Es ist sonach keine Hoffnung mehr für Tage vorhanden."

„Bist du seit deiner Ankunft hier schon ein wenig herum gewesen?" fragte Aberney seine Nichte.

„Nein, bester Onkel. Ich hatte keine Lust, etwas von Schweden eher zu sehen, als bis ich dich wiedergesehen hätte, Onkel. Trotz Nataliens Freundlichkeit fühlte ich mich hier, wo man meine Muttersprache redet, einsamer, als ich mich anderwärts gefühlt."

„Nun wohl, wenn du willst, so machen wir heute Abend eine Fahrt nach dem Thiergarten", rief Tage, „und wenn Papa erlaubt, so gehe ich um einen Wagen zu holen."

Im nächsten Augenblick war Tage verschwunden.

Als Aberney und Skuldfrid allein waren, sagte ersterer:

„Morgen Mittag kommst du zu uns zu Tische, nicht wahr?"

„Recht gern, dafern du mich abholen willst, lieber Onkel, wenn ich aus der Probe komme."

„O nein, das will ich nicht", scherzte Aberney, „und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich dich dahin zu begleiten beabsichtige. Um welche Zeit mußt du dort sein?"

„Um zehn Uhr. Ach, lieber Onkel, wie glücklich und zufrieden fühle ich mich an deiner Seite. Du bist und bleibst mein guter Freund, mein bester Freund!"

„Und nicht wahr, Kind, du wirst uns nun nicht wieder verlassen?" fragte der Professor, indem er ihren Kopf zwischen seine Hände nahm und ihr in die Augen blickte.

Skuldfrid lächelte wehmüthig.

„Ich weiß es nicht", stammelte sie. „Es ist möglich, daß ich bleibe; es ist aber auch möglich, daß ein mächtiges Gefühl mich zwingt, Schweden schon diesen Sommer wieder zu verlassen. Ich gehorche nicht mehr meinem Willen, sondern einer Macht, die stärker ist als dieser. Ach, frage mich nicht, laß mich noch kurze Zeit mein

Geheimniß behalten. Eines Tages, geliebter Onkel, werde ich es in deinen Schos niederlegen, und an diesem Tage bin ich entweder das glücklichste oder das unglücklichste Wesen auf Erden. Bis dahin will ich die Vergangenheit und die Zukunft über der Freude vergessen, dich wiedergefunden zu haben."

Der Professor küßte sie schweigend auf die Stirn. Er ahnte schon, was Skuldfrid nicht den Muth hatte zu sagen; was aber weder er noch irgendjemand anders im Stande gewesen wäre zu ahnen, war der Plan, den Skuldfrid entworfen, das Ziel, welches sie erreichen wollte. Das Gelingen oder Mislingen dieses ihres Strebens sollte über ihre ganze Zukunft entscheiden.

Sechstes Kapitel.

Jeder, der an einem schönen Maiabend den Thiergarten besucht hat, weiß auch, daß es in demselben von Equipagen, Reitern und Fußgängern wimmelt, welche keineswegs zur Zahl der fröhlichen Kinder des Sonntagspublikums, sondern zu jener glücklichen oder vielmehr unglücklichsten Klasse gehören, für welche das Leben ein einziger Ruhetag ist. Man fährt nach dem Thiergarten, weil die Zeit der Soupers vorüber ist. Man begibt sich dorthin, weil es zum guten Ton gehört; betrachtet man aber diese menschlichen Tagblumen, welche der eleganten Welt angehören, genauer, so findet man ganz gewiß die Langeweile neben ihnen in der eleganten Equipage sitzen. Die von Vergnügungen übersättigten Sinne und das matte Auge haben die Fähigkeit verloren, sich über den Frühling, den Sommer, das Leben zu freuen; aber was ist es weiter? Man hat Livreediener, schöne Equipagen, prächtige Pferde und ausgesuchte Toiletten — alles dies ist dazu da um gezeigt zu werden, und deshalb begibt man sich in den Thiergarten.

In einem dieser Wagen, welche den Weg dahin nahmen, saß gleichwol eine junge, schöne Frau, deren

ganze Erscheinung verrieth, daß sie wenigstens nicht übersättigt war, daß sie noch nicht die Fähigkeit verloren, das Schöne zu genießen, oder sich über den schönen Frühlingsabend zu freuen. Mit neugierigen, aufmerksamen Blicken schweiften ihre Augen ringsumher und mit dem Ausdruck wahrer Bewunderung betrachtete sie das bezaubernde Gemälde, welches unser Thiergarten darbietet.

Der Wagen, in welchem sie und ihre Begleiter saßen, nahm den Weg über die Wiese nach dem sogenannten Frisen's Park. Derselbe war damals nicht wie jetzt uneingehegt, sondern mit einem Staket umgeben.

Sie stiegen aus dem Wagen und begaben sich zu Fuße in den Park hinein. Schweigend, aber mit dem Ausdruck unverstellter Bewunderung wanderte die junge Frau, auf den Arm ihres ältesten Begleiters gestützt, hinunter bis an den Strand, wo sie stehen blieben.

Hast du einmal hier gestanden, lieber Leser, und schweigend das eigenthümlich schöne Gemälde betrachtet, welches du hier vor dir hast, während die dichtbelaubten Eichen ihre hundertjährigen Scheitel über deinem Haupte schütteln? Wenn du dies gethan hast, so hast du dich auch stolz gefühlt auf die schöne Natur deines Vaterlandes. Rechts hast du Birger's Stadt vom Meere und dem Mälarsee umarmt — ein prächtiger Schmuck, von den Silberarmen der Meeresgötter eingefaßt — mitten vor dir hast du die hohen, ernsten Gebirge des Südens, ein Bild dieses Volks, welches unter den Felsen des Nordens aufgewachsen, und unter deinen Füßen rollen die Wogen des Meeres. Rund um dich herum hast du eine Natur, die in ihrem üppigen Farbenschmuck prunkt, sodaß du mit entzückten Sinnen unwillkürlich ausrufst: „O, Schweden wie schön bist du, mein Vaterland."

„Nun, Skuldfrid!" sagte Aberney endlich nach langem Schweigen. „Wie gefällt dir unser Thiergarten?"

Sie legte die Hand aufs Herz, während sie mit ihrem strahlendsten Lächeln antwortete:

„Hier ist mir das Herz zu voll, als daß ich sagen könnte, was ich denke. Mir ist es, als könnte blos Finnland mich bewegen, dieses Land zu vergessen. Wäre ich keine Finnländerin, so möchte ich eine Schwedin sein, um sagen zu können: Hier bin ich geboren.“

„Das bist du auch, mein Kind. In Schweden stand deine Wiege und in der schwedischen Erde schläft dein Vater.“

Bei diesen Worten zuckte Skuldfrid zusammen und drückte heftig Aberney's Arm, als ob sie einen brennenden Schmerz empfände. Tage fiel mit einigen Betrachtungen über Stockholms Lage u. s. w. ein.

Man kehrte nach dem Wagen zurück, dem Skuldfrid sich mit zögernden Schritten näherte, als ob sie mit vollen Zügen die milde Luft athmen wollte.

„Wenn diese Stelle schon jetzt dein Auge fesseln kann, wie viel mehr wird es dann der Fall sein, wenn diese Eichen im vollen Schmuck ihres grünenden Laubes stehen“, bemerkte Tage und half ihr beim Einsteigen in den Wagen.

Man fuhr an Listenhill und Manilla vorbei nach Rosendal. Als man einige Zeit um Karl XIV. Johann's beliebteste Sommerwohnung, wo die Luft von Blumenduft erfüllt war, herumpromenirt, fuhr man wieder nach Hause.

Dieser erste, tiefe Eindruck, den die schöne Natur auf die Seele macht, war bei Skuldfrid der Vorläufer jener aufgeheiterten, fröhlichen Gemüthsstimmung, welche durch alles Schöne hervorgerufen wird. Sie kleidete ihre Eindrücke in Worte, und wenn man sie durch Lachen und Ausruf ihre Begeisterung zu erkennen geben hörte, vergaß man ganz, daß dieses anmuthige, ungekünstelte Wesen einer berühmten Schauspielerin angehörte. Tage äußerte auch:

„Man muß wirklich deine ausgesucht prächtige Toilette im Auge behalten, um nicht zu vergessen, daß du Madame Dorbino bist.“

„Was ist denn an meiner Toilette, was dich an die Sängerin erinnerte?“ fragte Skuldfrid.

„Die Kostbarkeit, die Eleganz derselben“, antwortete Tage mit einem Seufzer. „Die einfache Skuldfrid ist eine glänzende Dame geworden.“

„Das ist wahr, aber diese Seide und dieser Sammt bergen ein Herz, welches unveränderlich dasselbe ist, wie da es von dem selbstgewebten Stoffe verhüllt ward. Deshalb, lieber Tage, laß uns wegen einiger Ellen kostbaren Stoffes nicht das Schöne um uns her vergessen.“

Skuldfrid lächelte, indem sie dies sagte, so freundlich, daß sie wieder die Schatten hinwegbannte, welche sich eindrängen wollten, um die Freude des Augenblicks zu verdüstern.

Aberney fühlte ebenso wie Skuldfrid alles, was den Schönheitssinn in Anspruch nahm, zu tief, als daß er etwas anderes auf sich hätte einwirken lassen. Er beschäftigte sich mit den Eindrücken, welche Skuldfrid erfuhr, so ausschließlich, daß er nicht eher, als bis Tage davon sprach, auf ihre Toilette achtete, und selbst dann war dies für ihn eine ganz untergeordnete Sache.

Gerade als man den Hügel herabkam, welcher von Rosendal führt, begegnete man einer eleganten Kalesche, in welcher zwei Damen saßen. Zur Seite des Wagens auf einem weißen, ausgezeichnet schönen Pferde ritt ein junger Mann. Er war mit einer der Damen in einem lebhaften Gespräch begriffen. Der Wagen fuhr im Schritt. Skuldfrid war mit der Betrachtung der schönen Umgebung so beschäftigt gewesen, daß sie auf die Personen, denen man begegnete, nicht eher Acht gab, als bis dieselben vorbeifuhren. Der Reiter kam dabei zwischen die beiden Wagen, und in diesem Augenblick richtete Skuldfrid's Blick sich auf ihn. Sie saß vorwärts geneigt,

warf sich aber unwillkürlich in den Wagen zurück. Die blühenden, frischen Wangen wurden weiß, die dunkeln Augen stierten den Reiter an, dessen kalter, strenger Blick auf ihr ruhte. Er grüßte Aberney und Tage, dann war die Erscheinung verschwunden.

„Canitz!“ murmelte Tage und sah Skuldfrid an. Fort war jeder Schimmer von Freude. Der Dämon der Eifersucht flüsterte ihm augenblicklich einen Rath zu, welchen Herz und Vernunft in einem ruhigern Augenblick verworfen haben würden. Wenn man eifersüchtig ist, oder vom Neid beherrscht wird, so ist man weder gut noch verständig. Tage sagte:

„Man sieht die Gräfin X. doch niemals, ohne daß Canitz sie begleitet. Ganz sicher hat er die Absicht, sein Los mit dem dieser reichen Dame zu vereinigen. Es wäre dies eine glänzende Verbindung.“

Skuldfrid ward noch bleicher.

„Sie ist recht schön“, fuhr Tage fort. „Gabst du Acht auf die Damen in der Kalesche?“ fragte er Skuldfrid.

„Nein“, war die einsilbige Antwort.

Aberney bemerkte sowol Skuldfrid's Aussehen als Tage's Absicht, sie zu peinigen. Mit dem gleichgültigsten Ton von der Welt fiel er ein:

„Ich glaube, du irrst dich vollkommen, wenn du voraussetzest, daß Canitz die Absicht habe, sich zu verheirathen. Uebrigens berührt uns diese Sache nicht. Liegt nicht etwas eigenthümlich Abwechselndes in der Natur hier?“ fragte der Professor seine Nichte. „Dort bei Rosendal ist alles so lächelnd und voll Blumen, hier dagegen haben wir eine Hügelstraße mit Bäumen besetzt und einer Mauer gleichend, welche diesen Weg von dem übrigen Thiergarten trennt.“

Skuldfrid wendete ihr bleiches Gesicht nach Aberney herum und beantwortete seine Frage mit vollkommen abwesendem Ton. Inzwischen sah sie sich doch genöthigt, den Faden des Gesprächs wieder aufzunehmen; sie that

dies auch mit jenem feinen Takt, welcher den guten Ton kennzeichnet. Ihr herzliches Gelächter erscholl allerdings nicht mehr und ebenso wenig wurden ihre Züge von strahlendem Lächeln verklärt. Die Sonne der Freude hatte sich in einen Schleier der Schwermuth gehüllt, der ihre Strahlen hinderte hindurchzubrechen, aber dennoch lag Licht und heller Tag darüber. Ihre freie, offene und wahre Künstlerseele, welche nur in dem Schönen lebte und ihr Sein hatte, konnte nicht einmal den Schmerz und den Kummer in ein abstoßendes Gewand hüllen, sondern lieh selbst diesen Gefühlen einen Grad des Rosenschimmers, der alles umgab, wobei ihre Seele weilte.

Tage dagegen, ein Kind der Wirklichkeit, mit den gewöhnlichen kleinen Schwächen des Menschen, obschon auch mit mehreren guten Eigenschaften begabt, besaß den sehr gewöhnlichen Fehler, daß er, wenn er mislaunig ward, den Ausdruck dieser Stimmung sich in seinem Gesicht widerspielen ließ. Er saß daher jetzt ganz mürrisch und schweigsam da, ohne sich mit einem Wort an der Conversation zu betheiligen.

So schloß die erste Ausfahrt. Am Abend, als Skuldfrid nach Hause kam und die Aberneys sie verlassen hatten, trat die französische Dienerin mit einem Strauß von Myrten und Orangenblüten in der Hand herein.

„Soeben war ein Livreediener hier, der diesen Strauß überbrachte und dabei sagte, ich solle ihn sofort an Madame abgeben", sagte sie.

Skuldfrid warf einen gleichgültigen Blick auf den schönen Strauß und sagte:

„Stell' ihn unter die andern, die ich im Laufe des Tages bekommen habe."

Mademoiselle Anaise trat an eine große Blumenvase, welche vor dem mittelsten Salonfester stand, und wollte den Strauß unter eine Masse andere prächtige und

kostbare Bouquets stecken, womit man schon am Morgen der Sängerin aufgewartet hatte.

„Sie haben heute über zwanzig Bouquets erhalten“, sagte Anaise, „aber dies ist das einzige, das von keinem Billet begleitet war. Ganz bestimmt ist es ein Engländer, der es geschickt hat, denn ein anderer kluger und verständiger Mensch würde nicht blos Myrten und Orangen schicken. Dazu ist es mit einem breiten, schwarzen Bande gebunden. Sogar das Papier, welches es umschließt, ist schwarz.“

„Laß mich sehen“, sagte Skuldfrid, welche, obschon mit andern Gedanken beschäftigt, doch ein eigenthümliches Interesse für das sonderbare Geschenk empfand. Sie betrachtete es aufmerksam. Feingepreßtes schwarzes Seidenpapier umschloß es und ein schwarzes Band hielt die Myrtenreiser und die schneeweißen Orangenblüten zusammen. Lag irgendein Gedanke in diesem Geschenk, so konnte es blos einer sein, nämlich Trauer und Liebe.

„Wenn“, dachte Skuldfrid, „wenn der Strauß von ihm wäre! Welcher andere sollte auch — Thorheit! Anaise, stecke den Strauß unter die andern.“

Skuldfrid wollte das Zimmer verlassen, Anaise aber hielt sie mit der Frage auf:

„Wollen Sie nicht die Menge Billete lesen, die heute eingegangen sind, Madame?“

„Nein, wirf sie ins Feuer!“

Den nächstfolgenden Tag war Probe zu „Robert der Teufel“. Alle lyrischen wie dramatischen Künstler des Theaters hatten sich eingefunden, um Madame Dorbino in nähern Augenschein zu nehmen und womöglich eine Masse Fehler an ihr zu entdecken. Ueberdies wollte man eine Stimme hören, welche die Macht besessen, selbst das englische Blut zu erwärmen, so daß sogar Briten sich hinreißen ließen.

Die schönste Zierde der schwedischen Bühne, Fräulein H., war ebenfalls da und erklärte mit ihrem be-

zaubernden Lächeln, Madame Dorbino sei so schön, daß eine jede sich durch sie verdunkelt fühle.

In einer andern Gruppe war man beschäftigt, die berühmte Sängerin enthusiastisch zu loben, und in einer dritten ließ man sich keine Mühe verdrießen, etwas recht Schändliches über sie zu erzählen. Eine vierte Gruppe wiederholte alles Gute und Schlechte, was sie gehört, ohne ein selbständiges Urtheil zu fällen. Zu dieser gehörten diejenigen, welche gern wiederkäuen, was andere sagen, aber zu furchtsam sind, um eine eigene Ueberzeugung auszusprechen.

Innerhalb der kleinen Welt, welche man ein Theater nennt, finden wir ganz dieselben Elemente wieder wie im gewöhnlichen Leben, und ich wage zu behaupten, daß es hier mit der Beurtheilung anderer weder besser noch schlimmer ist als in der sich so nennenden großen Welt.

Einige Minuten vor Anfang der Probe kam Skuldfrid, diesmal aber in Begleitung des Professors Aberney, der sie am Arme führte.

Aberney war einer von den Männern der Hauptstadt, welche jedermann kannte und dessen Name auch von den Ungelehrten mit Achtung genannt ward. Es gab daher in dem Theater niemand, der nicht gewußt hätte, wer der Professor war. Er hatte sich als beliebter Componist bekannt gemacht, was unter den lyrischen Künstlern etwas galt, und sein Erscheinen mit Skuldfrid erweckte daher ein gewisses Aufsehen. Die Vorwitzigen zogen sofort neue Schlüsse. Während die Ouvertüre gespielt ward, hatte man schon den ganzen Zusammenhang ermittelt. Professor Aberney war nichts mehr und nichts weniger als einer von den Männern der berühmten Sängerin, möglicherweise der Componist, der sich erschossen. Als die Probe zu Ende war, hatte man die Geschichte fertig.

Aus der Probe nahm Aberney seine Nichte mit sich nach Hause. Auf dem Gustav-Adolf-Markt begegnete

ihnen Tage. Seine Züge verriethen jetzt eine heiterere Gemüthsstimmung als am vorigen Abend.

Als sie an der Vorsaalthür des Professors standen und dieser die Hand ausstreckte, um zu klingeln, sagte Skuldfrid:

„Weiß Tante Sarah, daß Skuldfrid das Kind ihres Neffen ist?“

„Nein“, entgegnete Aberney und zog die Klingel.

Die Thür öffnete sich, und im nächsten Augenblick stand Skuldfrid vor Sarah, die bei diesem Anblick beinahe in Ohnmacht gefallen wäre. Dann folgten Ausrufe, Erklärungen, Thränen, Umarmungen u. s. w.

Nachdem alles dies durchgemacht war und Tante Sarah ihre Haube wieder gerade gerückt und ihre Schürze glatt gestrichen hatte, setzte man sich an den Mittagstisch. Sarah hatte ganz vergessen, wie „schauderhaft“ es war, die Tochter Henoch's, ihren Liebling Skuldfrid, als Sängerin sehen zu müssen, so freudig hatte das Wiedersehen der lange Vermißten sie gestimmt. Aberney, Skuldfrid und Tage trugen das Ihrige bei, um diese fröhliche Stimmung zu unterhalten.

Die Zeit enteilt schnell, wenn die Freude der Gast unserer Seele ist. Um sieben Uhr mußte Skuldfrid ihre Freunde verlassen. Bei diesem Abschied erinnerte Sarah sich der beklagenswerthen Seite von Skuldfrid's Lebensstellung. Einige spitze Worte entschlüpften der Alten. Aberney mischte sich jedoch sofort ein.

Tage, welcher hörte, daß Skuldfrid der Gräfin Renstein versprochen hatte, den Abend bei ihr zuzubringen, weil sie um Madame Dorbino's willen Gesellschaft eingeladen, kam augenblicklich auf schlechte Laune und setzte dem, was Sarah gesagt, etwas recht Bitteres hinzu. Auf Tante Sarah's Ausfall gab Skuldfrid keine Antwort, zu Tage aber sagte sie ernst:

„Tage, hüte dich vor Ungerechtigkeit gegen einen Freund, denn das wird früher oder später der Freundschaft Tod.“

Aberney war der einzige, welcher Skuldfrid keine Vorwürfe machte. Er war und blieb sich gleich. Auch an diesem Abend schieden Tage und Skuldfrid in unbehaglicher Gemüthsstimmung. Nachdem Skuldfrid fort war, nahm Tage seinen Hut, um auszugehen und frische Luft zu schöpfen und sein aufgeregtes Innere zu beruhigen.

„Du bist ja auch heute Abend zur Gräfin eingeladen — gehst du nicht hin?“ fragte der Professor.

„Ich glaube nicht, daß ich es aushalte, dort den ganzen Abend zu bleiben“, antwortete Tage. „Gehst du, Papa?“

„Das ist klar; da Skuldfrid dort unter der ganzen Adelsclique auftreten soll, so muß sie den Bruder ihres Vaters an ihrer Seite haben.“

Tage entgegnete nichts, sondern verließ das Zimmer.

„Sie muß dem Theaterleben entsagen“, dachte er, indem er nach der Nordbrücke zuging, „oder ich thue etwas, was nicht recht ist. O, wie innig, wie wahnsinnig liebe ich sie! Wie treu hat mein Herz an dieser Neigung festgehalten! Sie muß mich belohnen für all meine Liebe, für alles, was ich durch sie gelitten, und deshalb darf sie nicht beim Theater bleiben.“

Tage vergaß, während er seine Treue pries, ganz, daß es damit nicht immer ganz richtig gewesen war.

Tante Sarah dachte, als sie in ihr Zimmer ging:

„Skuldfrid muß vom Theater weg. Henoch's Tochter darf nicht Schauspielerin sein, müßte ich auch Himmel und Erde in Bewegung setzen, um meine Absicht zu erreichen.“

Aberney war gegangen, um sich anzukleiden. Während er seine Halstuchschleife knüpfte, dachte er:

„Beim Theater darf Skuldfrid nicht bleiben. Sie darf nicht so fortwährend von wahnsinnigen Bewunderern umgeben sein, deren Schmeichelei sie früher oder später verderben wird. Ebenso wenig darf sie fortwährend mit schändlichem Neid zu kämpfen haben, der ihren guten

Ruf zu schmälern sucht. Sie muß hinweg aus dieser Sphäre, aber sie muß es freiwillig thun, nicht infolge von Ueberredung."

Während Skuldfrid sich zur Soirée bei der Gräfin Renstein ankleidete, dachte sie:

„Künstlerin oder Weib? Ob das Theater oder die Häuslichkeit mein künftiges Los sein wird, dies entscheidet sich vielleicht schon heute Abend. Natalie hat mir gesagt: Er kommt."

Sie befestigte eine dunkelrothe Blume an der Brust des schwarzen Kleides, welches in reichen Falten um sie herabfiel. Das Haar war ohne allen Schmuck. Man konnte sagen, daß Skuldfrid in ihrer Toilette die größte Einfachheit entwickelte. Sie war schön, so schön, daß sie im voraus ihres Sieges sicher sein konnte, wenn sie die Absicht hatte, einen solchen zu erringen. Das frische Colorit ihrer Wangen schien gleichwol an diesem Abend von einem leichten Schneeduft überhaucht zu sein.

Es war halb neun, als Skuldfrid die Treppe hinaufging und in das Vorzimmer der Gräfin trat. Beinahe hätte sie einen Ruf des Erstaunens ausgestoßen, als sie hier Aberney traf, der auf jemand wartete.

„Onkel!" rief sie. „Du hier!"

„Ich bin von der Gräfin zu Madame Dorbino eingeladen", sagte er lächelnd, „und ich habe mich eingefunden, um an meinem Arme die berühmte Sängerin einzuführen, die nicht wohl ohne ihren natürlichen Beschützer sein kann."

Skuldfrid lächelte ihn dankbar an und nahm den ihr dargebotenen Arm.

Siebentes Kapitel.

Die Gräfin Renstein, deren Bekanntschaft wir schon früher gemacht, war eine von jenen Frauen, die mit Recht gefährlich und unwiderstehlich genannt werden. Man kann nicht sagen, worin ihre Macht liegt, aber man kann dieser auch ebenso wenig entfliehen. Sie war weit entfernt schön zu sein, ja man konnte, wenn man sie genau ins Auge faßte, sie kaum hübsch nennen, und gleichwol ward von ihrer „Schönheit" gesprochen. Ihre Züge waren unregelmäßig und nur die blitzenden geistreichen Augen erklärten, wie sie die „schöne" Gräfin Renstein genannt werden konnte.

Diese Augen waren durchaus nicht von ungewöhnlicher Farbe oder Form. Sie waren überdies mehr klein als groß, aber sie hatten einen Ausdruck, welcher magisch fesselte, sodaß man sie niemals vergessen konnte und nicht müde ward in sie zu blicken, und sich endlich davon bezaubern ließ. Man vergaß darüber, daß die Nase zu spitz war und der Mund keine schöne Form hatte. Das Haar war ungewöhnlich voll und von hellkastanienbrauner Farbe, welches zuweilen, wenn man es in einem gewissen Lichte sah, ins Röthliche spielte, sodaß es dadurch das

Ansehen erhielt, als wäre es mit leichtem Goldstaub bestreut. Dabei war es kraus, sodaß es einer leichten Wolke glich.

Die Gräfin war hoch gewachsen und schlank, lebhaft, geistreich, stolz und unüberlegt, launenhaft, herrschsüchtig, eigenwillig und kokett, stets anders, stets neu, niemals dieselbe — einen Augenblick mild und sanft wie eine Taube, im andern heftig und eigensinnig wie eine Herrscherin — den einen Tag schwärmerisch und sich romantischen Träumen hingebend, den andern alle Schwärmerei verspottend und der Thorheit huldigend.

Sie entwickelte eine unerhörte Ausdauer, wenn es eine Eroberung galt, mochte es nun ein Mann oder ein Weib sein, die sich nicht willig zeigten, ihr die Huldigung darzubringen, die sie gewöhnlich erntete; in demselben Augenblick aber, wo sie den Widerspenstigen besiegt, verlor sie selbst alles Interesse an dem, den sie mit so vieler Mühe zu gewinnen gesucht.

Obschon zwischen ihr und Skuldfrid's äußerer Erscheinung keine Aehnlichkeit stattfand, so gab es doch eine solche, wie wir schon früher andeuteten. Man sah niemals die eine, ohne an die andere zu denken. Lebhaftigkeit und Anmuth der Bewegungen waren ihnen gemeinsam, ebenso wie die unverstellte Aufrichtigkeit, welche durch die Naivetät überraschte, womit sie den Leuten die Wahrheit sagten. Bei Skuldfrid war dies aber eine Folge der Erziehung und der Natur, bei der Gräfin Natalie dagegen ein Resultat des Studiums. Sie besaß zu viel Geist, um nach den gewöhnlichen Regeln kokett zu sein. Sie legte es durchaus nicht darauf an, durch entblößte Schultern, durch eine zusammengeschnürte Taille, schmachtende Blicke, bezauberndes Lächeln oder den modernsten Kleiderschnitt zu fesseln. Nein, Natalie wendete weder Schminke noch Watte, weder Juwelen noch Blumen an, um ihre Reize zu erhöhen — sie hatte dazu ganz andere Mittel gewählt.

„Mögen die Einfältigen sich dieses Krams bedienen, der sie doch nicht hindern kann, langweilig zu sein und alt zu werden“, dachte Natalie.

Sie beschloß deshalb, originell zu sein, und zwar auf eine Weise, daß sie die gesuchteste aller gesuchten Damen ward. Sie wußte, da sie als junges Mädchen in das Gesellschaftsleben trat, recht wohl, daß sie keine eigentliche Schönheit besaß.

Von ihren Aeltern hatte sie ein ganz hübsches, aber durchaus nicht großes Vermögen geerbt. Dieses Vermögen war zu klein, um ihr Bewunderer oder Freier zu verschaffen, obschon es für ihre Bedürfnisse und Launen vollkommen hinreichte.

Das erste Jahr, nachdem sie in das Gesellschaftsleben eingetreten war, wendete sie dazu an, um die Damen zu studiren, welche in der Mode waren, während sie selbst sich im Hintergrunde hielt. Das zweite Jahr reiste sie nach Paris, hielt sich hier zwei Jahre auf und vermählte sich dann mit dem Grafen Renstein. — Der Graf war kränklich und machte um seiner Gesundheit willen eine Reise nach Italien und Aegypten. Auf dieser Reise war es, wo wir zuerst Bekanntschaft mit Natalien machten, die aus dem Lande der schwarzen Kunst und Mystik als reiche Witwe zurückkehrte. Der Graf hatte ihr sein ganzes Vermögen vermacht. Seit zwei Jahren war sie nun das Meteor, um welches sich die Elegants des Tages sammelten, der Stern, der von keinem andern verdunkelt ward, der Gegenstand, welchen der Neid mit unterdrücktem Groll betrachtete.

Reich, unabhängig und mit Leidenschaft den Luxus berühmter Persönlichkeiten liebend, machte Natalie ihr Haus zu einem Sammelplatz für Geist, Witz, Kunst und Wissenschaft. In ihrem Salon von einem Schwarm Anbeter umgeben, hatte sie gleichwol niemals erfahren, was die Liebe war, und ebenso auch niemals, was der Neid sagen wollte. Sie liebte es, in ihrer Nähe die

schönsten Frauen und gefährlichsten Nebenbuhlerinnen der Macht zu sehen, auf welche sie einen so hohen Werth setzte, weil dann der Triumph, sich dennoch als Königin der Anmuth zu behaupten, um so größer ward.

Was sie wirklich Gutes oder Schlimmes besaß, war schwer zu bestimmen. Jetzt glich sie einer reizenden künstlichen Blume, welche alles, ja sogar den Duft, der Natur entlehnt, aber gleichwol das Wesentlichste entbehrte — das Leben. Dies heißt, daß ihr Herz noch zu keinem andern Interesse erwacht war als zu den Triumphen, welche ihre Eitelkeit erntete. Ihr Leben glich einem schäumenden Trank, aber sie hatte keine Ahnung von dem, was sich auf dem Boden des Pokals barg.

Es gab innerhalb der Welt, der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft oder der Musik nichts Ausgezeichnetes, was die reizende Witwe nicht auf die Liste der Besucher ihres Hauses zu bekommen suchte. Sie setzte einen Ehrgeiz darein, den Adel des Geistes vor dem der Geburt zu bevorzugen, und machte es sich zum Vergnügen, sich zuweilen gegen die „vermoderten Ahnen" und die „zerlumpten Fahnen" des Adels in den schärfsten Ausfällen zu ergehen.

An dem eben erwähnten Abend war in ihren Salons eine größere Gesellschaft versammelt. Der größere Theil derselben gehörte dem Adel an; außerdem waren mehrere beliebte Künstler, Gelehrte, Denker und für geistreich geltende Schriftsteller zugegen. Man sah hier einen Berzelius im Gespräch mit dem Grafen Woyna, den finnischen Künstler Ekman mit der schönen Gräfin F. conversirend. Der atheistische A—g—t sprach mit Professor F. über Theologie, und der französische Gesandte Graf M. politisirte mit dem Grafen C. H. A. u. s. w.

Mitten unter dieser bunten Schar saß die Wirthin. Sie lehnte sich nachlässig in einem Sofa zurück und sprach mit einem jungen Mann, der sich auf die Lehne desselben stützte. Im Kreise dieser Damen, die mit

Seide, Spitzen, Sammt und Edelsteinen bedeckt waren, war sie selbst die einfachste. Sie trug ein hellblaues Kleid von etwas dünnem Stoffe. Ihr Haarputz wich vollständig von dem der andern Damen ab und war ein Mittelding zwischen Männer- und Frauencoiffure.

Skuldfrid war noch nicht sichtbar.

„Ich versichere Ihnen, Baron", bemerkte Natalie, „daß ich Ihnen allen eine große Ueberraschung und mir selbst einen Triumph zu bereiten beabsichtige. Versuchen Sie einmal zu errathen, welchen Gast ich erwarte? Es bedurfte wirklich meines Wunsches, mich an Ihrem Erstaunen zu weiden, um mir Ihr Erscheinen versprechen zu lassen."

„Sie sind allzu gütig, Gräfin, daß Sie ein so großes Gewicht auf meine geringe Person legen", antwortete der junge Mann mit einem gleichzeitig kalten und ironischen Lächeln.

„Sie irren sich, Baron Canitz, wenn Sie glauben, daß ich irgendein Interesse an Ihnen habe. Dies ist durchaus nicht der Fall. Ich habe vielmehr die Absicht, mir selbst ein Vergnügen zu bereiten, indem ich Ihnen beweise, daß Sie die Unwahrheit gesprochen."

„Erlauben Sie mir zu bezweifeln, daß Ihnen diese Freude beschert sein werde. Ich rede niemals die Unwahrheit."

„Nicht? Dann weiß ich mehr als Sie. Apropos, wie lange gedenken Sie mir noch die Cour zu machen?" fragte Natalie lachend. „Gestehen Sie, daß Sie damit Ihrem Ziele bisjetzt noch nicht näher gekommen sind."

„Das gestehe ich allerdings, und ich werde Sie daher auch hinfort nicht weiter belästigen. Ich werde, meine gnädige Gräfin, mich bei Ihnen nicht öfter einfinden, als wenn Sie mich rufen."

„Wirklich! Gleichwol sagten Sie einmal, daß —"

Natalie sah ihn mit schelmischem Blicke an.

„Daß ich Ihr Ritter bleiben würde bis zu dem Tage, wo Sie mir sagten, was ich zu wissen wünschte."

„Ganz richtig. Sie stehen sonach davon ab, mich ausforschen zu wollen?"

„Ja."

„Wie soll ich das verstehen? Sie gehören nicht zu denen, welche vor Schwierigkeiten zurücktreten. Sollten Sie zufällig —"

„Erfahren haben, wo die Person ist, um derentwillen ich Sie gepeinigt habe? Ja, Frau Gräfin", entgegnete Lothard, indem er die Gräfin mit kaltem Blick ansah. „Wissen Sie, wo sie jetzt weilt?" setzte er hinzu.

„Ja, ich weiß es", antwortete Natalie ein wenig verlegen.

„In diesem Falle", sagte Lothard lächelnd, „wünsche ich mir Glück dazu, daß ich mehr weiß als Sie. — Ich fürchte sehr, Gräfin, daß Sie sich das Vergnügen gemacht haben, zu thun, als wüßten Sie etwas, wovon Sie gleichwol keine Kenntniß haben."

„Lassen wir dies dahingestellt sein, wenn ich bitten darf", entgegnete Natalie. „Für den Augenblick bin ich viel zu ungeduldig, als daß ich mich mit etwas anderm zu beschäftigen Lust hätte als damit, Sie aus der Rolle fallen zu sehen, die Sie spielen, und in Bezug auf welche ich wenigstens mich nicht täusche."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, daß Ihre Gleichgültigkeit keine aufrichtige, sondern blos eine Koketterie ist, durch welche Sie Aufsehen erregen wollen."

Canitz verneigte sich.

„Wenn dem so ist, so müssen Sie zugeben, daß ich wenigstens ein Verdienst habe, nämlich das, niemals aus meiner Rolle zu fallen."

„O, freilich thun Sie das!"

„Ich glaube nicht, daß Sie diese Behauptung beweisen können."

„Wollen Sie, daß ich es thue?“

„Ich würde Ihnen dafür sehr verbunden sein, Gräfin.“

„Wohlan, erinnern Sie sich, wie ich Ihnen das erste mal, wo Madame Dorbino auftrat, in der Vorhalle des Theaters begegnete? Wie aufgeregt und verstört sahen Sie damals aus! Sie hatten so sehr alles Gleichgewicht verloren, daß Sie beinahe vergessen hätten, mich zu grüßen.“

„Ja, ich entsinne mich dessen wirklich“, antwortete Lothard mit unveränderter Ruhe, „aber es war dies eine Folge der großen Hitze. Ich war unwohl.“

„Madame Dorbino und Professor Aberney!“ erscholl es von der Thür her.

Lothard zuckte buchstäblich zusammen. Die Gräfin vergaß, Acht auf ihn zu geben, so überrascht war sie, Skuldfrid am Arme des Professors zu sehen. Sie hatte keine Kenntniß von der Verwandtschaft oder Bekanntschaft dieser beiden Personen gehabt, sondern Aberney mit zu Madame Dorbino eingeladen, um ihm das Vergnügen ihrer Bekanntschaft zu bereiten.

„Sie sind doch stets artig gegen Berühmtheiten“, sagte die Gräfin zu dem Professor, als er sie begrüßte.

„Diesmal, Frau Gräfin, war es nicht eine Höflichkeit, sondern eine Pflicht, der ich genügte. Madame Dorbino ist meine Verwandte.“

Bei dem Namen der Sängerin hatten sich aller Augen auf die Eintretenden gerichtet, und es war eine wirkliche Sensation entstanden. Erst nachdem die Gräfin mit einigen verbindlichen Worten ihre angenehme Ueberraschung ausgedrückt, Skuldfrid verwandt mit einem solchen Mann wie Aberney zu sehen, dachte sie wieder an Lothard und daß sie nicht Achtung darauf gegeben, welchen Eindruck Skuldfrid's Erscheinen auf ihn gemacht. Sie drehte sich mit einer schnellen Bewegung des Kopfes herum, aber siehe da, der Baron war verschwunden; ihre Augen

suchten ihn vergebens. Sie konnte ihn im Salon nirgends entdecken.

Binnen wenigen Augenblicken war Skuldfrid von Personen umringt, die sie wegen ihres Auftretens im „Freischütz" becomplimentirten. Man drängte sich um die berühmte Sängerin, um ihr seine Huldigung darbringen zu können und um sich in der Nähe zu überzeugen, ob sie außerhalb des Theaters ebenso schön, ebenso anziehend, ebenso bezaubernd wäre wie auf der Bühne.

Zum ersten mal sah Natalie sich von ihren Anbetern verlassen. Sie hatten sich beeilt, ihre Weihrauchopfer zu den Füßen der Neuangekommenen niederzulegen. Dennoch war Natalie für den Augenblick mit andern Gedanken, als mit ihrer Gesellschaft beschäftigt. Sie kannte die Herren, die ihren Triumphwagen zogen, zu gut, um nicht zu wissen, daß sie blos mitten in den Kreis zu treten, einige ihrer besten Einfälle auszusprechen oder eins ihrer geistreichen, pikanten Scherzworte anzubringen brauchte, um die Ueberläufer sofort wieder unter die alte Fahne zu sammeln.

Während man Skuldfrid mit Schmeicheleien und dem Professor mit Fragen zusetzte, ging die Gräfin in die zwei anstoßenden Salons, aber ohne Canitz zu treffen. Endlich trat sie in ein kleines Cabinet, und hier sah sie ihn am Fenster stehen. Er stand so, daß er ihr den Rücken kehrte. Sie eilte auf ihn zu und sagte:

„Wie, lieber Baron, erschreckt der Ton von Madame Dorbino's Namen Sie so, daß Sie die Flucht ergreifen?"

Lothard drehte sich um. Natalie glaubte zu bemerken, daß er bleicher als gewöhnlich und daß der kalte, stolze Ausdruck verschwunden wäre. Es ruhte ein Zug von Schwermuth, von bitterm Schmerz auf seinem Gesicht, der Natalien, dieses Kind der Thorheit, auf wunderbare Weise berührte. Dieser Mann, der stets eine so kalte Artigkeit an den Tag legte, der gegen sie ganz besonders eine gewisse sarkastische Ironie entwickelt, in dessen Blick

sie niemals auch nur einen Schimmer von Wärme entdecken gekonnt, der sie durch seine Unzugänglichkeit gereizt und gepeinigt, den sie als einen eiskalten Egoisten betrachtet — er besaß also ein Herz, welches Kummer und Schmerz empfinden konnte. Es barg sich also Wärme hinter der kalten Maske!

Natalie glaubte ihn noch nie so anziehend gefunden zu haben. Dieses Gesicht, jetzt frei von seinem spottenden Lächeln oder seinem strengen Ernst, erschien ihr förmlich schön. Sie dachte:

„Wie würde dieser Blick erglühen können, wenn seine Seele von Liebe erfüllt wäre!“

Canitz, der den Eindruck, welchen seine bekümmerte Miene auf Natalie machte, nicht ahnte und nicht einmal daran dachte, antwortete mit wehmüthigem Lächeln:

„Gräfin, mich erschreckt nichts, aber ich liebe es zuweilen, keine andere Gesellschaft zu haben als mich selbst.“

„Mit welchem Tone sagen Sie dies!“ rief die Gräfin und vergaß zu scherzen.

Lothard fuhr sich mit der Hand über die Stirn und hob dann mit seiner gewöhnlichen Stimme und kalten Miene wieder an:

„Was liegt in meinem Ton, daß Sie sich darüber wundern? Sie werden nicht so übel von mir denken, daß ich die Einsamkeit suche, um mich wie ein schmachtender Werther wehmüthiger Sentimentalität hinzugeben. Nein, ich kann Ihnen versichern, daß es blos geschieht, weil ich des Gewimmels um mich herum müde bin. Sie versprachen mir aber ja eine Ueberraschung, und gleichwol bin ich noch von nichts, was ich gesehen oder gehört, überrascht worden.“

„Nicht! Sie hörten doch, wer angemeldet ward“, sagte die Gräfin, indem sie ihn ansah. Innerhalb weniger Minuten war in ihrem Innern eine vollständige Revolution vor sich gegangen. Unbegreifliches Räthsel, welches man Menschenherz nennt! Es ist höchst wahr=

scheinlich, daß Natalie ihr ganzes Leben lang mit Canitz hätte umgehen können, ohne für ihn etwas anderes zu fühlen als das Interesse, welches sie für jeden empfand, der sie amusirte oder sie ärgerte. Bisjetzt hatte sie an Lothard blos gedacht, wenn sie ihn sah, außerdem vergaß sie, daß er existirte. Nun aber hatte dieses eherne Antlitz etwas durchschimmern lassen, was Gefühl zu verrathen schien. Es lebte also ein Herz in dieser Brust. Warum sollte sie nicht im Stande sein, dasselbe zu fesseln? Anstatt wie zeither eine Marmorsäule zu sein, welche sie nach ihrem Gutdünken mit ihren witzigen oder neckenden Einfällen bestürmte, ward er etwas, was sie kennen lernen wollte — ein Etwas, was in ihr brennende Lust erweckte, es ausforschen zu können.

Lothard hatte nun in dem anziehenden Weibe einen Feind für seine Ruhe bekommen! Es war zu spät für ihn, wieder die Maske der Gleichgültigkeit vorzunehmen. Sie hatte nun einmal entdeckt, daß es eine Maske war, und diese wollte sie entfernen, mochte es kosten, was es wolle.

Doch kehren wir jetzt zu der Unterredung zurück.

„Von wem sprechen Sie, Gräfin?“ sagte Lothard mit so natürlich gespielter Unwissenheit, daß die Gräfin dadurch getäuscht ward.

„Ach, mein Herr, ich weiß wirklich nicht, was ich von Ihrer Zerstreutheit denken soll.“

„Denken Sie davon, was Ihnen beliebt, Gräfin; klären Sie mich nur darüber auf, weshalb ich aus meiner Rolle fallen soll.“

„Wohlan, Madame Dorbino ist hier.“

„Ich rechnete darauf, sie heute Abend bei Ihnen zu treffen.“

„So. — Nun dann geben Sie mir Ihren Arm, damit ich Sie ihr vorstellen und dabei zugleich meine Beobachtungen machen kann.“

„Mich vorstellen!“ entgegnete Lothard und konnte

mit der ganzen Kraft seines Willens nicht hindern, daß das Blut ihm ins Gehirn emporstieg. Er fühlte, daß der Blick der Gräfin auf ihn geheftet war, und er hätte viel darum gegeben, wenn er in diesem Augenblick sein Blut ebenso in der Gewalt gehabt hätte wie seine Muskeln.

„Ich glaube, mein Vorschlag setzt Sie in Aufregung. Sie kennen ja Madame Dorbino nicht.“

„Nein, Gräfin, ich kenne die Sängerin Madame Dorbino nicht“, antwortete Lothard kalt.

„Ihren Arm.“

Die Gräfin nahm Lothard's Arm. Während der kurzen Wanderung durch die kleinern Salons suchte Lothard jede Gemüthsbewegung zu bemeistern. Er scherzte mit der Gräfin, und der schärfste Beobachter würde keine Spur von innerer Aufregung in diesem kalten, stolzen Angesicht bemerkt haben. Als er endlich neben Skuldfrid's Stuhl stand, waren seine Züge unbeweglich, wie aus Granit gemeißelt.

Die Sängerin war in einem lebhaften Gespräch mit Madame St. G. begriffen und hatte das Gesicht von der Seite, von welcher Lothard und Natalie kamen, abgewendet.

„Erlaube, beste Frida“, sagte die Gräfin zu Skuldfrid, „daß ich dir den Baron Canitz vorstelle.“

Bei Nataliens ersten Worten hatte Skuldfrid sich herumgedreht. Vor ihr stand Lothard bleich, kalt und stolz. Er spielte seine Rolle unübertrefflich. Die berühmte Schauspielerin, die wegen ihres hinreißenden Spiels ebenso wie wegen ihres Gesanges so oft mit Bravorufen, Bouquets und Lorberkränzen überschüttet worden, wechselte, während sie Baron Canitz' höfliche, beinahe ehrerbietige Verbeugung beantwortete, so plötzlich die Farbe und zeigte eine so aufgeregte Miene, daß es einem jeden in die Augen fallen mußte. Sie lieferte durchaus keinen Beweis für die Behauptung, daß die Schauspielerin durch das Einstudiren fremder Charaktere

ihrer eigenen Gefühle verlustig geht und die Fähigkeit verliert, tiefe Eindrücke zu empfinden.

Die Gräfin dachte:

„Frida kennt ihn, aber mein Gott, sie spielt ihre Rolle schlecht, denn sie kann ihre Gemüthsbewegung nicht bemänteln. Indessen, dies hat nichts zu bedeuten, denn sie ist auch so schön. Ha, was dieser Mann mich reizt. Man sehe diese Ruhe, und gleichwol wollte ich mein Leben darauf verwetten, daß auch er sie kennt. Ich sah das, als ich mich erbot, ihn ihr vorzustellen. Dieses Geheimniß muß ich ergründen."

Natalie verließ Skuldfrid. Lothard nahm auf dem leeren Stuhle links neben ihr Platz. Ein junger Herr hatte denselben verlassen, als der Baron vorgestellt ward. Skuldfrid war es unmöglich, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen, obschon sie wußte, daß aller Blicke auf sie geheftet waren.

Lothard dagegen war sich darüber vollkommen klar, daß diese ihre Begeguung keine Aufmerksamkeit erregen dürfe, und deshalb sagte er auf französisch mit ruhiger Stimme, obschon im Tonfall derselben etwas lag, was unnatürlich klang:

„Wie gefällt Ihnen Schweden? — Sie besuchen es ja zum ersten mal und es muß deshalb für Sie den Reiz der Neuheit haben."

Lothard's Blick ruhte klar und glänzend auf der schönen Frau. Solange ihr Gesicht noch eine Spur von innerer Bewegung verrieth, fuhr Lothard fort, vom schwedischen Volke, von dessen Bildung u. s. w. zu sprechen. Ein einziges mal hatte sie gewagt, die Augen zu ihm zu erheben, dieselben aber sofort wieder gesenkt. Nachdem Lothard noch eine Weile über gleichgültige Dinge gesprochen, erhob er sich, und nach einigen achtungsvollen Aeußerungen, die so gesagt wurden, daß sie von den Umstehenden gehört werden konnten, entfernte er sich.

Eine Stunde später flüsterte Skuldfrid dem Professor zu:

„Lieber Onkel, führe mich fort von hier. Ich halte es nicht länger aus.“

„Und ich zweifle nun nicht länger“, dachte der Professor. „Nun weiß ich alles. Armes Kind, aus den Grüften euerer verbrecherischen Aeltern scheint kein Glück erblühen zu wollen.“

Als Skuldfrid in ihre Wohnung trat, reichte ihr Anaise wieder ein Bouquet von Myrten und Orangenblüten, von einem schwarzen Bande umschlossen und in schwarzes Papier gehüllt. Skuldfrid steckte es nicht unter die andern Blumen. Warum nicht? Sie wußte es selbst nicht, aber dieses absonderliche Geschenk interessirte sie.

Achtes Kapitel.

Skuldfrid's zweites Auftreten erfolgte in der Rolle der Alice in „Robert der Teufel". Auch jetzt strahlten ihr ein Paar dunkle Augen aus der Seitenloge der ersten Galerie entgegen. Auch diesmal blieben die Hände dieses Zuschaüers unbeweglich, und obschon das überfüllte Haus von Bravorufen nnd Beifall widerhallte, obschon die ganze Bühne mit Blumen überschüttet ward, so blieb doch er, für welchen sie eigentlich sang, kalt. Was kümmerte Skuldfrid der Beifall aller andern? Ein einziger Blick, eine einzige Geberde des Wohlgefallens von seiner Seite wäre ihr mehr gewesen als die Bewunderung der ganzen Welt.

Als sie aus dem Theater nach Hause fuhr, war ihr Herz tief bekümmert. Das einzige mal, wo das Schicksal sie zusammengeführt, hatte er nicht mit einem Wort darauf hingedeutet, daß er sich Skuldfrid's erinnerte. War dies nicht die bündigste Bestätigung dessen, was sein Benehmen in Neapel ihr zu verstehen gegeben?

Skuldfrid war unglücklich, und eine schwere Bürde des Mismuths und der Hoffnungslosigkeit senkte sich auf ihr Gemüth.

An diesem Abend ward ihr nicht ein Bouquet von Myrten und Orangenblüten gereicht, sondern ein Kranz von Cypressen und Lorber — Trauer und Ehre.

Am Morgen nach ihrem Auftreten in „Robert" kamen Besuche, die nicht empfangen, Billets, die nicht gelesen wurden, und Blumenbouquets, welche Anaïse in ihre Obhut bekam. Nach der Einladung bei Natalien waren noch viele dergleichen an die schöne Sängerin ergangen, die mit der Gräfin und mit dem berühmten Professor Aberney verwandt war. Sie war also von guter Familie, und dies brachte ihre Actien in der kleinen Stadt Stockholm bedeutend zum Steigen. Bei uns Schweden gelten Familienverbindungen ja so ungeheuer viel.

Genug, Skuldfrid ward gesucht, gepriesen und alles gethan, um sie zu versöhnen, besonders da selbst der Neid nicht im Stande war, etwas gegen ihre Lebensweise zu erinnern. Allerdings circulirten eine Menge Gerüchte, daß sie verheirathet gewesen, daß sie absonderliche Abenteuer erlebt u. s. w., der Umstand aber, daß Professor Aberney als ihr natürlicher Beschützer und naher Anverwandter auftrat, bewirkte, daß man sich über dergleichen Dinge nur leise und im engsten Vertrauen gegeneinander aussprach.

Das Damenpublikum war der Meinung, daß in der Art und Weise, auf welche Skuldfrid sang, eine beinahe anstößige Wärme läge. Ja, ganz gewiß war diese Begeisterung, diese Glut etwas Leichtfertiges, Unweibliches und Unpassendes u. s. w.; da man aber in London und Paris davon entzückt gewesen, so war es wol hier erlaubt, Nachsicht mit etwas zu haben, was man nicht verstand. Ueberdies lag in Skuldfrid's Vortrag ein solcher Ausdruck von Wahrheit, daß selbst der Tadel schweigen mußte.

So verging eine Woche. Skuldfrid hatte alle Einladungen ausgeschlagen und alle ihre freien Augenblicke dem Zusammensein mit Aberney oder mit Natalien

gewidmet. Tage fühlte sich immer unwiderstehlicher von ihr angezogen und wich der Gräfin aus. Noch war er in Skuldfrid's Gegenwart nicht mit ihr zusammengetroffen.

In demselben Grade aber, wie seine Neigung zu Skuldfrid in ein immer helleres Licht trat, ward diese dagegen immer zurückhaltender, was Tage's Gefühl, anstatt es zu kühlen, nur noch höher steigerte. Zuweilen ward er bitter und erlaubte sich dann ziemlich scharfe Ausfälle gegen den Lebensberuf, welchen Skuldfrid gewählt. Bei diesen Bemerkungen verhielt Skuldfrid sich kalt. Zuweilen beantwortete sie dieselben mit einigen wenigen Worten, zuweilen hörte sie ihn an, ohne etwas zu entgegnen.

Tante Sarah ließ es ebenfalls nicht an langen Predigten über das Sündhafte fehlen, welches nach ihrer Meinung in dem Leben ihrer Nichte lag. Traf es sich dann, daß die Alte und Skuldfrid allein waren, so waren diese Predigten von Thränen und Bitten begleitet, um Skuldfrid zu bewegen, diese offenbar ins Verderben führende Bahn zu verlassen.

In diesen einfachen, wenn auch vorurtheilsvollen Worten lag oft ein solcher Ausdruck herzinniger Ueberzeugung, daß Skuldfrid sie anhörte, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen, oder mit ihrer vornehmen Miene und ihrem bestimmten Ton die Rednerin zu unterbrechen.

Gleichwol sah Tante Sarah sehr bald ein, daß sie mit all ihrem Reden nichts ausrichtete. Es mußte sonach ein anderes Mittel in Anwendung gebracht werden. Aber welches?

Nun, konnte man nicht die Verleumdungssucht zu Hülfe nehmen? Skuldfrid mußte erfahren, was die Leute von ihr sprachen. Sie mußte aus dem Irrthum gerissen werden, daß sie in gutem Ansehen stünde. Daß vornehme Leute sich vor ihr beugten, bewies durchaus nicht, daß ehrliche Leute sie achteten. Ueberdies hatte Tante Sarah die feste Ueberzeugung, daß es keinen

Rauch gäbe ohne Feuer, folglich mußte Skuldfrid doch auf irgendeine Weise Anlaß zu diesem Geschwätz gegeben haben.

Tante Sarah konnte sich noch recht wohl entsinnen, daß Skuldfrid schon als junges Mädchen sehr freie Ideen zu erkennen gegeben hatte. Sie war ja mit jenem jungen Mann herumspaziert, von welchem Sarah selbst jetzt noch nicht bestimmt wußte, ob es Canitz oder ein anderer gewesen war. Diese Promenaden waren, wie Sarah meinte, unwiderlegliche Beweise eines leichtsinnigen Gemüths. Deshalb wollte Sarah bei der ersten passenden Gelegenheit das Kind ihres Bruders Henoch einmal ernstlich ins Gebet nehmen. Es war ihre Pflicht, die Irrende wieder auf den rechten Weg zu führen.

Sonderbarerweise verhielt sich Aberney gänzlich neutral. Tante Sarah konnte unmöglich mit größerm Widerwillen Skuldfrid als Sängerin sehen als er. Der Grund aber, den er dazu hatte, war ein ganz anderer als der seiner Tante. Er sah in der Bühne durchaus nicht einen Weg zum Verderben, wol aber eine Laufbahn, auf welcher Skuldfrid früher oder später von zwei Unannehmlichkeiten getroffen werden müßte. Die erste derselben war, daß sie Kabalen zum Opfer fiel, welche den Zweck hätten, ihren guten Namen zu verunglimpfen. Dieselbe Fama, welche mit raschen Schwingen sie als Künstlerin bekannt gemacht, warf sich sicherlich auch mit Begierde auf den ersten Skandal, der auf eine pikante Weise die Person, deren Lob man soeben noch gepriesen, in den Schatten stellte. Aberney kannte die Welt und wußte, daß die Zeitungen, hungerig nach Neuigkeiten, gern von dem sprechen, was interessiren kann, und daß sie sich auf diese Weise sehr oft zu Herolden des Skandals machen. Er wußte auch, daß alle Oeffentlichkeit gefährlich ist, besonders für Frauen, deren Ehre so leicht anzugreifen ist.

Zweitens verstand Aberney die dramatische Künstlerschaft nicht richtig zu beurtheilen. Er sah darin Ver-

stellung und Unwahrheit, aber nicht jene innere Hingebung, jene Fähigkeit, sich in das zu versetzen, was das Gefühl anspricht. Er konnte nicht begreifen, daß es in unserer Seele eine Eigenschaft gibt, welche dem Echo gleicht und eine Rückantwort auf das gibt, was der Dichter geträumt oder gedacht, was der Componist geschaffen hat.

Der wahre dramatische Künstler gleicht einem Instrument. Sein Inneres hat eine Gegenantwort auf das Schöne sowol als das Häßliche, auf das Große und Kleinliche, das Lächerliche und das Erhabene, was der Verfasser gedacht. Er hat nicht die Fähigkeit, die Bilder zu zeichnen, welche aus den Schachten der Phantasie auftauchen, wol aber die, sie aufzufassen und ihnen Leben einzuhauchen.

Alles dies konnte der gelehrte Mann nicht begreifen. Er fand, daß die dramatische Kunst nur eine mit Mühe einstudirte Verstellungskunst sei, ein zur Virtuosität ausgebildetes Talent, Gedanken, Gefühle und Charaktere zu erheucheln, die dem, der sie zur Anschauung bringt, vollkommen fremd sind. Wenn dem wirklich so wäre, so wäre die Folge auch die, daß alles Wahre und Edle unter dem Bemühen, mit Talent zu lügen, erstickt würde.

Hätte Skuldfrid blos gesungen, hätte sie mit Wärme und Leben im Vortrag gesungen, aber keinen wirklichen dramatischen Vortrag gehabt, dann wäre die Gefahr weniger groß gewesen; so aber mußten, meinte er, diese Abgötterei des Augenblicks, diese Stürme von Beifall, diese ephemere Berühmtheit früher oder später ihr Gemüth in jenen gefährlichen Rausch einwiegen, der so leicht in Selbstvergötterung übergeht. Nein, diesen Gefahren mußte sie entrissen werden.

Dennoch aber verhielt Aberney sich passiv. Er verdoppelte nur seine Zärtlichkeit und seine Fürsorge für Skuldfrid's Wohl. Er verletzte sie nie durch unangemessene Bemerkungen. Er wußte, daß die erste Be=

dingung, um einen Menschen zur Befolgung des Raths, den man ihm ertheilen will, zu bewegen, darin besteht, daß man sich sein Vertrauen erwerbe und ihn durch einen höhern Grad von Anhänglichkeit beherrsche.

Tage hatte nach Skuldfrid's viertem Auftreten sogar beschlossen, durch eine Erklärung die Sache zur Entscheidung zu bringen.

Auf diese Weise war sowol von Tante Sarah als von Tage ein Sturm anberaumt. Aberney dagegen bemühte sich, durch die Macht des Einflusses zum Ziel zu gelangen.

Skuldfrid hatte, während alles dies vorbereitet ward, niemand weiter besucht als ihre Verwandten. Natalie hing an ihr mit einer enthusiastischen Bewunderung, welche das Gepräge wahrer Zuneigung gewann. Es schien offenbar zu sein, daß sie Skuldfrid's Vertrauen gewinnen wollte. Täglich war Natalie bei ihr, und trotz aller Einwendungen von Skuldfrid's Seite mußte sie der reizenden Gräfin auf ihren Spazierfahrten nach dem Thiergarten, nach Haga und Karlberg Gesellschaft leisten.

Bei allen diesen Gelegenheiten traf sie mit Lothard zusammen, der gewöhnlich zu Pferde sich ihnen irgendwo anschloß. Er ritt dann eine Weile neben dem Wagen her und conversirte mit der Gräfin, nachdem er Skuldfrid achtungsvoll, aber kalt begrüßt. Während dieser kurzen Unterredungen traf es sich zuweilen, daß Skuldfrid sich mit einigen Worten daran betheiligte, im allgemeinen aber vermied sie es, in Lothard's Beisein etwas zu sagen.

Eines Tages, als sie Lothard im Thiergarten trafen, rief Natalie ihm entgegen:

„Fürwahr, mein lieber Baron, es sieht wirklich aus, als ob Sie auch jetzt noch den Aufenthaltsort einer gewissen Person ausfindig zu machen suchten, so hartnäckig schenken Sie mir Ihre Gesellschaft."

„Frau Gräfin, ich betheuere, daß es nur der Zufall ist, der mich Ihnen in den Weg führt“, antworte Lothard.

„Ich glaube Ihnen nicht. Ganz gewiß haben Sie mich belogen, als Sie sagten, sie hätten die Person gefunden, die Sie suchten.“

„Ich hatte sie gefunden, habe sie aber nun wieder verloren“, sagte Lothard mit Nachdruck. Seine und Skuldfrid's Augen begegneten sich.

„Das heißt, Sie haben die Spur verloren“, scherzte Natalie, „und hoffen sie durch mich wiederzufinden.“

„Frau Gräfin, es ist so lange her, seitdem ich hoffte, daß ich nicht wage, es noch einmal zu thun.“

Lothard's Augen ruhten, indem er dies sagte, auf Skuldfrid, deren Herz ihr die Brust zu sprengen drohte.

„Nun, warum verfolgen Sie mich dann?“ fragte Natalie lachend.

„Ich mache es wie der Stahl, der vom Magnet angezogen wird — ich gehorche trotz meines Willens und meiner Vernunft der Attractionskraft.“

„Sie sind göttlich. Auf diese Weise kommen Sie endlich dahin, mir gegen Ihren Willen eine Liebeserklärung zu machen“, scherzte Natalie.

„Frau Gräfin, eine solche Erklärung werde ich niemals machen. Niemals werde ich zu einem Weibe die Worte sagen: Ich liebe dich.“

Wieder begegneten sich Lothard's und Skuldfrid's Augen. In demselben Moment wendete Natalie sich zu Lothard und erhaschte den Blick, den er auf Skuldfrid heftete.

„Aha!“ dachte sie mit einem gewissen Unmuth, „ich glaube, die Worte sind an mich gerichtet, der Sinn derselben aber an Frida.“

Ohne daß Natalie von dem weniger angenehmen Gefühl, welches sie empfand, etwas merken ließ, sagte sie zu Skuldfrid gewendet:

„Was meinst du — der Baron ist zwei ganze Jahre

der eifrigste von allen gewesen, die mir ihre Huldigung geschenkt haben. Auf Promenaden, Bällen, bei Soupers, Concerten, Soiréen und im Theater — überall hat er mir Gesellschaft geleistet und bei allen Gelegenheiten sein Möglichstes gethan, um liebenswürdig zu sein."

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Gräfin. Sie verleumden mich. Noch niemals habe ich etwas so Unmögliches versucht, liebenswürdig zu sein."

„Nehmen Sie sich in Acht, Baron, sonst könnte ich leicht auf den Einfall kommen, Madame Dorbino die ganze Geschichte zu erzählen."

„Das ist nicht wahrscheinlich — Sie *sollen* mich nicht verrathen", sagte Lothard.

„Ich soll nicht?" fragte Natalie trotzig.

„Nein."

„Wenn Sie mich auf diese Weise herausfordern, so will ich Ihnen sogleich beweisen, daß ich thue, was mir beliebt. Weißt du, weshalb der Baron meine Nähe gesucht hat?" fuhr Natalie zu Skuldfrid gewendet fort. „Aus dem einfachen Grunde, weil er von mir wissen wollte —"

„Gnade, Frau Gräfin! Sagen Sie nichts weiter, ich bitte flehentlich darum!" rief Lothard mit solcher Lebhaftigkeit, daß sein ganzer Gesichtsausdruck sich veränderte.

„Er will nicht, daß sie sein Interesse für Mamsell Smidt erfahre", dachte Natalie, „aber gerade deshalb soll sie es wissen." Laut setzte sie hinzu: „Ich erweise Ihnen keine Gnade, und deshalb soll Frida hören, daß Sie mich früher in der Hoffnung verfolgt, auszukundschaften, wo eine gewisse Mamsell Smidt weilte."

„Mamsell Smidt", wiederholte Skuldfrid und fuhr sich mit dem Tuch über das glühende Gesicht.

Lothard ritt schweigend neben dem Wagen her, ohne einen Blick in denselben zu werfen. Die Gräfin fuhr fort:

„Und ich habe mir vorgenommen, daß sein Wunsch durch mich nicht befriedigt werden soll.“

„Ihr Entschluß, Frau Gräfin, hat seinen Grund darin, daß Sie den Aufenthaltsort jener Dame selbst nicht wissen“, fiel Lothard ein, nahm den Hut ab, verneigte sich und ritt schnell davon.

Neuntes Kapitel.

Seit dem Abend, wo Skuldfrid und Lothard zum ersten mal bei Natalien zusammentrafen, war letztere von einer heftigen Neigung zu ihm ergriffen worden. Noch war es nichts anderes. Was daraus werden konnte, war noch ungewiß. Ihre gewöhnlichen Bewunderer erschienen ihr fade, ihre Freunde beschränkt und langweilig; die einzige Person außer Lothard, welche sie amusirte, war Skuldfrid.

Dieses Interesse war für den Augenblick ein aufrichtiges, wenn auch die Beweggründe, aus denen es hervorging, egoistisch waren. Sie fand Vergnügen an Skuldfrid's lebhafter und witziger Conversation und hatte viel an ihr zu studiren und von ihr zu lernen. Sie wußte recht wohl, daß sie an Anmuth, an jener unwiderstehlichen Macht, zu bezaubern, der Sängerin weit nachstand. Diese Eigenschaften, welche Skuldfrid angeboren waren, konnte und mußte Natalie sich erwerben.

Am Tage nach der Spazierfahrt im Thiergarten, wo Lothard und Natalie die für Skuldfrid so bedeutungsvollen Worte gewechselt, befand sich letztere in ihrem Cabinet. Auf ihrem ganzen Wesen ruhte heute ein Gepräge der Hoffnung, der Freude.

Die Gräfin trat bei ihr ein, und nachdem sie von allerhand gleichgültigen Dingen gesprochen, äußerte sie ganz plötzlich:

„Wann und wo bist du früher mit Canitz zusammengetroffen?"

„Beste Natalie, warum willst du so hartnäckig behaupten, daß ich ihm schon früher begegnet sei?" antwortete Skuldfrid ausweichend.

Natalie hörte ihr an, daß sie misvergnügt war.

„Ich behaupte es nicht, sondern thue blos eine Frage. Sie scheint dir zu misfallen, nicht wahr?"

„Ja, in der That."

„Nun wohl, dann will ich sie nicht wiederholen", entgegnete Natalie und setzte in Gedanken hinzu:

„Sie kennt ihn. Sie gibt allemal ausweichende Antworten, sobald ich eine Frage in dieser Beziehung aufwerfe." — „Meine eigentliche Absicht", fuhr sie dann laut wieder fort, „war, dich auszuschelten, daß du mich eines meiner wärmsten Anbeter beraubt, eines der wenigen, an dessen Anhänglichkeit ich beinahe glaubte."

„Und wer ist dies?" fragte Skuldfrid lächelnd. „Ich weiß nichts davon, daß ich einen Anbeter geangelt hätte, und kann dich daher auch keines solchen beraubt haben."

„Nun, und Lieutenant Aberney?"

„Ah, Tage, meinst du?" rief Skuldfrid lachend. „Wenn dieser sich in dich verliebt hat, so lasse ich ihn dir recht gern. Wir sind blos Jugendgespielen."

„Das mag sein, aber er hat, seitdem du hier bist, mich nicht ein einziges mal besucht, obschon ich ihn oft eingeladen habe. Ueberdies scheint er mir auch sichtlich auszuweichen. Gestehe nur, daß er in seine Gespielin verliebt ist."

„Das verhüte Gott!" sagte Skuldfrid ganz andächtig.

„Aus dem jungen Aberney macht sie sich nichts",

dachte Natalie, „folglich ist sie ganz bestimmt in den Granitmenschen verliebt.“

Natalie stützte den Kopf auf die Hand und warf dabei zufällig den Blick auf eine Blumenvase, worin ein Bouquet von Myrten und Orangenblüten seinen Platz hatte.

„Von wem hast du das da bekommen?“ fragte sie und zog die Vase näher zu sich heran.

„Ich weiß es nicht. Es ist mir zugeschickt worden“, antwortete Skuldfrid, erröthete aber in diesem Augenblick, denn sie dachte unwillkürlich an Lothard.

Die Gräfin sagte nichts, obschon sie recht wohl bemerkte, wie ihre Freundin die Farbe wechselte. Sie betrachtete aufmerksam das Bouquet, als ob sie es ausforschen wollte.

Zehntes Kapitel.

Skuldfrid war nun viermal aufgetreten. Jedesmal erntete sie gesteigerte Beifallsbezeigungen von dem Publikum, dessen Enthusiasmus noch immer zunahm. Den Baron sah sie stets in der Seitenloge der ersten Galerie des ersten Ranges, und bei ihrer Nachhausekunft aus dem Theater erhielt sie einen Kranz von Cypressen und Lorbern anstatt des Myrtenstraußes, der ihr außerdem jeden Tag übersendet ward.

Am Tage vor Skuldfrid's fünftem Auftreten hatte die Gräfin sie inständig gebeten, auf den Ball zu kommen, den Natalie zum Abschied von den Wintervergnügungen gab.

Skuldfrid wußte, daß sie hier wieder Lothard treffen würde — was sie nach jenem letzten Gespräch innig wünschte — und dennoch zögerte sie. Fürchtete sie ihm zu begegnen? Nein, wol aber fürchtete sie, die Hoffnung, die sie noch hegte, vernichtet zu sehen. Seine eiskalte Achtung war ihr eine Pein, die ihr bittern Schmerz verursachte. Endlich entschloß sie sich gleichwol, den Wunsch der Gräfin zu erfüllen und sich auf dem Ball einzufinden.

Während sie sich ankleidete, hielt sie in Gedanken folgenden Monolog:

„Ich muß heute Abend mit ihm sprechen. Ich muß wissen, weshalb er Mamsell Smidt suchte und dennoch Skuldfrid eine Zusammenkunft verweigerte. Ich will darüber klar sein, was er meinte, als er sagte: «Ich habe sie gefunden und wieder verloren!»"

Sie drückte die Hand aufs Herz und betrachtete ihr wirklich schönes Bild im Spiegel, indem sie in Gedanken fortfuhr:

„O, wenn ich nur diesen einzigen Abend schön wäre — so schön, daß — daß ich in seiner Seele die Vergangenheit wieder wach riefe!"

Skuldfrid, die sonst in ihrer Kleidung eine gewisse Pracht liebte, war an diesem Abend äußerst einfach. Ganz weiß gekleidet, hatte sie ihr Haar nur mit einigen Aehren und Kornblumen geschmückt. Sie trug keinen funkelnden Juwelenschmuck, sondern blos eine Garnitur von Cyanen.

Auch jetzt war Professor Aberney ihr Cavalier. Tage hatte auf Skuldfrid's Aufforderung und um nicht dieser Anlaß zu geben, zu sagen, er wage nicht der Gefahr zu trotzen, welche der Anblick der Gräfin ihm bereite, beschlossen, den Ball ebenfalls zu besuchen, um Skuldfrid zu beweisen, daß Natalie ihm gleichgültig sei.

Skuldfrid tanzte gern, denn sie tanzte gut.

Der Ball war schon weit vorgeschritten, als Lothard anlangte. Skuldfrid entdeckte ihn mitten in einem Walzer, den sie mit Tage tanzte. Es war dies das erste mal, daß Tage sie in den Strudel des Tanzes geführt. Gott und Skuldfrid allein wissen, wie es möglich war, daß er nicht während des Taumels, der sich seiner bemächtigte, alles verrieth, was sein Herz fühlte. Skuldfrid's kalte Miene erschreckte ihn aber beinahe und war auch das Einzige, was seine Gefühle zügelte.

Als der Walzer zu Ende war und Tage Skuldfrid aus dem Tanzsalon hinausführen wollte, kamen sie an Lothard vorbei. Er begrüßte Skuldfrid mit einer noch

kältern und höflichern Verbeugung als gewöhnlich. Tage warf ihm einen triumphirenden Blick zu, als wenn er sagen wollte: „Sie gehört mir; sie ist für dich verloren."

Tage hatte anfangs gefürchtet, daß Lothard durch eine Erklärung über sein Wegbleiben von der Zusammenkunft in Neapel ihn völlig stürzen und so mit einem mal wieder seinen frühern Platz in Skuldfrid's Herzen einnehmen würde; da diese Erklärung aber noch nicht stattgefunden, obschon beinahe zwei Wochen vergangen waren, seitdem Lothard und Skuldfrid sich zum ersten mal wiedergesehen, so betrachtete er es als etwas Ausgemachtes, daß Skuldfrid diese Erklärung abgelehnt habe.

Tage's Eigenliebe flüsterte ihm überdies so viele thörichte Hoffnungen zu, daß er auf Grund derselben Skuldfrid's sicher sein zu können glaubte.

War es wol denkbar, daß jetzt, nachdem sie ihn, den Freund und Gespielen ihrer Kindheit, wiedergefunden, ihr Herz die Treue brechen würde, die sie ihm schuldig war? Nein! Um allen ungebührlichen Erklärungen zwischen ihr und Lothard zuvorzukommen, beschloß daher Tage, schon den folgenden Tag mit einer solchen vorzurücken. Skuldfrid sollte über die Zukunft entscheiden. Sie sollte und mußte ihm ihre Treue bewahren.

Dies waren die Gedanken, welche Tage's Gehirn beschäftigten, während er neben Skuldfrid's Stuhl stand und mit ihr von gleichgültigen Dingen sprach.

„Aber, Herr Lieutenant, wie soll ich mir Ihr Benehmen in dieser letztern Zeit erklären", sagte eine scherzende Stimme hinter ihm mit einem Ausdruck, daß man sie beinahe für Skuldfrid's hätte halten können.

Tage erröthete und drehte sich herum. Vor ihm stand Natalie und hob drohend den Finger. Ihr Blick war auf den jungen Mann mit einem Ausdruck geheftet, der auch den seinen fesseln mußte.

„Frau Gräfin, ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen", antwortete Tage, der mit innerm Ent-

setzen fühlte, daß nicht einmal Skuldfrid's Nähe ihn vor dem gefährlichen Einfluß der Gräfin schützen konnte.

„Nicht!" entgegnete Natalie, indem sie das Köpfchen auf die Seite senkte und auf so bezaubernde Weise lächelte, daß es Tage ganz ängstlich zu Muthe ward. „Ihren Arm, Lieutenant Aberney, dann werde ich mich erklären."

Mit diesen Worten entfernte sich die Gräfin, auf Tage's Arm gestützt, nachdem sie Skuldfrid mit den Worten zugenickt: „Ich beraube dich deines Cavaliers auf einen Augenblick."

„Und ich, ich muß mit ihm sprechen", dachte Skuldfrid. „Koste es, was es wolle, so muß das Eis gebrochen werden."

Sie erhob sich, um Lothard zu erspähen, setzte sich aber sogleich wieder nieder, denn er kam von der entgegengesetzten Seite auf sie zu.

„Ich hoffe, Madame, daß Sie sich heute Abend wohl befinden", sagte er auf französisch und setzte sich neben Skuldfrid, indem er einen raschen und forschenden Blick auf die Personen in ihrer Nähe warf.

Skuldfrid beantwortete die Frage, aber mit einer Stimme, welche durchaus nicht die Ruhe besaß, die Lothard's Sprache auszeichnete.

„Sind Sie schon zu dieser Polka engagirt?" fragte er auf italienisch, als er bemerkte, daß man mit großer Neugier auf ihn und Skuldfrid Acht gab.

„Ja, zu dieser sowol als zu allen übrigen", antwortete Skuldfrid in derselben Sprache.

„Und Sie beabsichtigen sie auch zu tanzen?" fragte Lothard, indem er Skuldfrid ansah. In seinem Blick stand geschrieben: Tanze nicht.

„Nein, ich gedenke heute Abend nicht mehr zu tanzen", entgegnete Skuldfrid mit schelmischem Lächeln.

„Wirklich?" bemerkte Lothard, indem er mit gleichgültigem Blick nach der Decke emporblickte. „Wahr=

scheinlich wollen Sie den Eindruck des letzten Walzers ungeschwächt erhalten."

„Das nicht, aber der Tanz amusirt mich nicht mehr."

„In Neapel pflegt man eine Dame für den ganzen Abend zu engagiren, entweder zum Tanz, oder zur Conversation, oder auch zu beidem. Genug, sie gehört während der Ballstunden dem Cavalier, und auf diese Weise kann ein Ball wirkliches Interesse haben. Sie haben gesagt, daß Sie heute Abend nicht mehr zu tanzen beabsichtigen — ist dem so?"

„Ja wohl, die Hitze ist so drückend!"

„Gut; in diesem Fall nehme ich mir die Freiheit, Sie zur Conversation während dieser Polka zu engagiren. Nehmen Sie dieses Engagement an?"

„Sehr gern."

„Wenn die Musik anfängt, bin ich also wieder hier", sagte Lothard, indem er aufstand und auf eine Dame zuging, die nicht weit davon saß. Er nahm neben ihr Platz. Skuldfrid verabschiedete ihre Tänzer, indem sie die Wärme und die Furcht, sich allzu sehr zu erhitzen, vorschützte. Während Lothard mit der Gräfin X. sprach, dachte er:

„Sie hat meinen nicht ausgesprochenen Wunsch verstanden. Sie besitzt auch noch den Instinct des Herzens. — Nun, Skuldfrid, gilt es, ob du die Probe bestehst, ob dein Gefühl wirklich mir gehört, oder ob du auch jetzt noch Lothard für ihn opfern wirst. Ja, ich muß auf meiner Hut sein, damit nicht wieder meine Schwäche meinen Verstand beherrsche und mich zu ihrem Sklaven mache. O Skuldfrid, Skuldfrid! wenn du mir meinen Glauben an dich wiedergeben könntest, dann würde ich all die Qual vergessen, welche du meinem Herzen zugefügt. Aber gleichwol darfst du nie hoffen, daß ich es sein werde, der zuerst von Liebe spricht; nein, das Herz, welches du einmal verschmäht, mußt du nun *nehmen*, es kann dir nicht mehr angeboten werden."

Die ersten Takte der Galopade ertönten. Der Cavalier der Gräfin X. kam, um sie fortzuführen. Lothard ging, um seinen Platz bei Skuldfrid einzunehmen.

„Wir Sterblichen können niemals ohne Beweggründe handeln", begann Lothard mit etwas unsicherer Stimme, „und da dies eine allgemein gültige Regel ist, Madame, so ist auch eine solche die Ursache, weshalb ich Sie um diesen Tanz bat."

„Das habe ich verstanden", antwortete Skuldfrid, „und im Fall Sie nicht auf diese Weise Gelegenheit zu einer Unterredung zwischen uns herbeigeführt hätten, so hätten Sie mich genöthigt, es selbst zu thun. Sie sind mir eine Erklärung schuldig."

„Das ist wahr", entgegnete Lothard und war bemüht, die Bewegung zu bezwingen, die ihn beherrschen wollte. „Ich hätte schon bei unserm ersten Zusammentreffen diese Gelegenheit geben sollen, aber —"

„Sie glaubten, Skuldfrid habe eine solche nicht verdient."

„Madame, wenn ich Skuldfrid wiedergefunden hätte, so würde ich keine Minute gezaudert haben, eine Erklärung abzugeben, deren Verzögerung mir zwei Jahre lang den größten Schmerz bereitet hat."

Lothard fuhr sich mit der Hand über die Stirn, heftete einen strengen Blick auf Skuldfrid's glühendes Antlitz und fuhr fort:

„Eines Abends besuchte ich das Theater, um eine berühmte Sängerin zu hören, eine Frau, welche in der Welt umherreist, um Beifall einzuernten, um sich applaudiren zu lassen, mit einem Wort, eine Schauspielerin. — Madame, in ihr konnte ich unmöglich Skuldfrid wiedererkennen. Die Erklärung, die mir auf dem Herzen brannte, widerstrebte es mir, vor Madame Dorbino abzulegen. Skuldfrid konnte unmöglich die Witwe des Componisten Dorbino sein."

Lothard schwieg.

„Es mag sein", sagte Skuldfrid in einem Ton, der vollkommen frei war von der Gemüthsbewegung, welche sich einen Augenblick vorher in ihren Worten verrathen, „daß Sie wie die meisten Menschen nicht begreifen können oder nicht begreifen wollen, daß die Sängerin eine Künstlerin ist. Wenn Sie sich nicht von Ihrem Vorurtheile beherrschen lassen, so sollte schon die Ritterlichkeit Sie bewogen haben, nicht zu vergessen, was die Höflichkeit verlangt, besonders da es sich um eine Dame handelt."

Skuldfrid sprach jetzt mit jener ungezwungenen Aufrichtigkeit, welche sie als junges Mädchen kennzeichnete.

„Verlangen Sie, daß ich aus Höflichkeit gegen Sie handele, Madame?"

„Ich verlange, wozu jede Dame ein Recht hat."

„Auch dies ist unmöglich. Als ich in Madame Dorbino die Person wiederfand, welche einmal Skuldfrid gewesen, konnte sie nicht ein Gegenstand meiner Höflichkeit werden, sondern eine Person, der ich meine Achtung bewies."

„Achtung?" wiederholte Skuldfrid lächelnd. „Bewiesen Sie Ihre Achtung auch dadurch, daß Sie das Begehren, welches ich einmal an Sie stellte, mit Schweigen beantworteten. — Sie schickten nicht einmal ein Wort leerer Höflichkeit als Entschuldigung, sondern ließen die Person, welche Sie um eine Unterredung bat, vergebens warten. Sie sagten ihr damit, daß Sie es nicht für nöthig hielten, die Forderungen der Artigkeit gegen sie zu beobachten. Und dennoch wußten Sie damals noch nicht, daß Skuldfrid eine Bahn betreten, welche Sie misbilligen. Es war nicht Madame Dorbino, der Sie in Neapel Ihre Geringschätzung bewiesen, sondern —"

„Das Weib, welches ich einmal anbetete", fiel Lothard mit aufgeregtem Tone ein. „Madame, möge

Gott Sie vor dem bewahren, was ich empfand, als ich Ihren Brief zu spät erhielt."

„Sie erhielten ihn also?"

„Ja, aber durch einen unglücklichen Zufall, über den ich mich nicht näher erklären will, erhielt ich ihn erst um sieben Uhr denselben Abend, wo Sie mich zu sprechen wünschten. Ach, Sie hatten es mir ja unmöglich gemacht, Sie wiederzufinden. Konnten Sie wirklich einen Augenblick glauben, daß ich mich nicht beeilt haben würde, einem Rufe von Skuldfrid zu gehorchen?"

„Dank für diese Worte", entgegnete Skuldfrid mit sanftem Lächeln, während eine Thräne an ihrer Wimper zitterte.

Eine Thräne in Skuldfrid's Augen! Lothard, Lothard, was wird nun werden aus deinen stolzen Vorsätzen? Warst du vorbereitet, dieser Gefahr Widerstand zu leisten? Sicherlich nicht. Lothard beugte sich schnell vorwärts, wie um ihre Hand zu ergreifen, seine Lippe öffnete sich, um Worte zu sprechen, welche von ganz anderm Inhalt waren, als was die kalte Vernunft dictirte, in demselben Augenblick aber kamen die Tanzenden wieder in den Salon hereingeschwärmt, und einen Augenblick darauf stand Natalie, auf Tage's Arm gestützt, vor ihnen.

„Wie, Herr Baron, Sie tanzen nicht?" rief Natalie.

„Ich warte auf den Walzer, den Sie mir gütigst zugesagt haben", antwortete Lothard und erhob sich.

„Und mittlerweile halten Sie auch Madame Dorbino vom Tanzen ab."

„Keineswegs; Madame wagt nicht, heute Abend noch mehr zu tanzen, weil sie sich allzu sehr zu erhitzen fürchtet. Wir haben uns von Neapel unterhalten", setzte Lothard hinzu und sah Tage an.

„Ja, Sie waren beide zu gleicher Zeit dort", fiel die Gräfin ein, indem sie Lothard fixirte. „Eben dort fragte Frida einen Offizier der Fregatte nach Ihnen."

„Gräfin, Sie sind allzu gütig — Sie belieben zu schmeicheln", sagte Lothard und machte Natalien eine kalte Verbeugung.

„Ha, dieser Mensch bringt mich durch seine Unzugänglichkeit noch um den Verstand", dachte sie.

„Sie haben miteinander von Neapel gesprochen", dachte Tage und biß die Zähne zusammen. „Aber was thut's? Skuldfrid wird in meinem Benehmen nur einen Beweis mehr davon sehen, wie wahnsinnig ich sie liebe. Morgen muß das Los geworfen werden."

Etwas später näherte sich Lothard dem Neffen des Professors und sagte:

„Sie können ruhig sein. Ich habe Madame Dorbino weder gesagt noch werde ich ihr jemals sagen, wer oder was mich abhielt, Skuldfrid's Ruf zu gehorchen."

Ohne Tage's Antwort hierauf abzuwarten, entfernte sich Lothard wieder von ihm.

Während der noch übrigen Stunden des Abends war es Lothard unmöglich, Gelegenheit zu bekommen, noch ein Wort mit Skuldfrid zu wechseln, so umringt war sie. Die Begeistertsten sprachen sich auch gegen Tage mit Enthusiasmus über Madame Dorbino aus, und Lothard hörte ihn zu diesen Lobrednern Skuldfrid's sagen, daß er mit ihr verwandt sei.

Elftes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage, wo, wie der Neffe des Professors beschlossen hatte, sein Schicksal entschieden werden sollte, hatte Skuldfrid vormittags Probe und abends spielte sie. Aus diesem Grunde ward der junge Herr nicht empfangen und mußte infolge dessen seinen Sturm auf einen andern Tag verschieben. Man kann aber niemals wissen, was die Zukunft im Schilde führt.

An diesem Abend war die linke Seitenloge leer. Die klaren, kalten, dunkeln Augen blickten Skuldfrid nicht entgegen. Bei der Nachhausekunft aus dem Theater überreichte Anaise ihr nicht wie gewöhnlich einen Kranz von Lorbern und Cypressen. Skuldfrid vermißte ihn und fühlte sich bekümmert, sowol darüber, als auch weil Lothard das Theater nicht besucht hatte. War er krank? Oder was hatte ihn sonst veranlaßt, auszubleiben?

Auch am nächstfolgenden Tage sah sich Tage verhindert, Skuldfrid zu besuchen. Der Dienst legte ihm die Nothwendigkeit auf, zu bleiben, wo seine Pflicht ihn festhielt. Skuldfrid brachte den Tag bei Natalien zu, wie sie immer zu thun pflegte, wenn sie nicht bei Aberney war oder allein zu bleiben wünschte.

Natalie hatte einige ihrer nähern Freunde zu Tische,

unter diesen auch Lothard. Man plauderte sehr munter. Natalie war bezaubernd, Skuldfrid heiter.

Wie sehr sie auch Lothard von ganzer Seele liebte, so hatte sie doch niemals dem Schmerz oder dem Kummer gestattet, ihre Seele niederzudrücken und ihr von Natur lebensfrisches Gemüth durch Weinen und Klagen zu beherrschen. Nein, sie hatte ihre bittersten Kümmernisse, ihre schmerzlichsten Leiden mit einer Hülle von Trost umgeben, welche die Wirkung äußerte, daß sie der Zukunft stets mit Glauben und Hoffnung entgegensah. Fand sie, daß die Hoffnung sie täuschte, dann beugte sie demüthig ihr Haupt unter das Misgeschick, erhob es sodann wieder und dachte:

„Was ich hoffte und wünschte, stimmte wol nicht mit dem Recht überein, und deshalb ward ich des Ziels beraubt, welches ich erreichen wollte; vielleicht auch waren die Mittel, die ich anwendete, nicht die rechten. Wohlan, ich will immer wieder anfangen, auf Glauben und Hoffnung gestützt, zu kämpfen.“

Oft, wenn Lothard ihre strahlenden, lebhaften Augen, ihre lächelnden Lippen sah und ihr munteres Gelächter hörte, bezweifelte er, daß ihr Herz ein tieferes Gefühl bergen könne, oder daß es großer Freuden oder großer Schmerzen fähig sei; er brauchte aber blos in einem unbewachten Moment ihren Augen zu begegnen, um auf andere Gedanken zu kommen. Es lag in diesen Spiegeln der Seele so viel tiefes Gefühl und Wärme, daß er im Hintergrunde derselben zu erkennen glaubte, wie das Herz von starken und lebendigen Gefühlen schlug.

Doch nicht hiervon beabsichtigten wir zu sprechen, sondern von Natalien und ihren Gästen.

Man war vom Tische aufgestanden, und der Kaffee ward herumgereicht. An einem der geöffneten Salonfenster saß Skuldfrid, und vor ihr standen einige Herren, darunter Lothard. Man sprach von Musik, von Componisten. Einer der Herren sagte zu Lothard:

„Sie waren gestern Abend nicht im Theater, Herr Baron, und hörten also nicht Madames wunderschönen Gesang.“

„Nein, ich wagte nicht, mich der Gefahr auszusetzen“, antwortete Lothard in eigenthümlichem Tone. „Ich hatte von dem letzten mal, wo ich Madame gehört, einen allzu lebhaften Eindruck behalten, als daß ich mich abermals der Gewalt hätte aussetzen mögen, welche dieser hinreißende Gesang ausübt.“

„Sagen Sie lieber“, fiel Skuldfrid lachend ein, „daß Sie sich einer Plage entziehen wollten!“

„Einer Plage, Madame?“ wiederholten die Umstehenden mit Erstaunen.

„Ja wohl — Baron Canitz ist kein Freund von Musik.“

„Nicht? Das klingt sonderbar. Der Baron besucht ja alle Concerte und ist stets im Theater zu finden, wenn eine gute Oper gegeben wird.“

„Man unterwirft sich zuweilen der Nothwendigkeit, der Mode ein Opfer zu bringen, nicht wahr, Herr Baron?“ fragte Skuldfrid, indem sie sich direct an Lothard wendete und einen schelmischen, herausfordernden Blick auf ihn heftete.

Lothard, welcher sich eine Weile stumm verhalten, sah sich dadurch gezwungen, zu antworten, und sagte:

„Madame, einer Dame darf man niemals widersprechen, und was mich betrifft, so würde ich mich nie auf diese Weise vergessen.“

Noch eine Weile dauerte das Gespräch in diesem Geiste fort. Skuldfrid scherzte und zwang Lothard, in heitererm Tone als gewöhnlich an der Conversation theilzunehmen.

Etwas später finden wir Skuldfried und Lothard allein am Fenster, obschon die andern sich entfernt hatten. Wann dies geschehen war, darüber hätte weder Skuldfrid noch Lothard Auskunft zu geben vermocht, der Grund

davon aber lag sehr nahe, denn Lothard hatte beinahe ausschließlich den Faden des Gesprächs an sich gerissen und zwar auf eine Weise, daß Skuldfrid bald die einzige war, die daran theilnahm. Als der letzte der Herren sich entfernte, sagte Lothard mit seinem ironischen Lächeln:

„Nun habe ich sie alle gezwungen, das Feld zu räumen.“ Zugleich nahm er neben Skuldfrid Platz und setzte hinzu:

„Sie glauben also wirklich, Madame, daß ich die Musik hasse?“

„Wenn auch nicht die Musik selbst, doch die Personen, welche sie zu ihrem Beruf gewählt haben“, antwortete Skuldfrid.

„Habe ich so etwas ausgesprochen?“

„Ja wohl, Sie sagten das vor nur erst zwei Tagen hier.“

„Ich bitte um Verzeihung, ich sagte blos, daß ich Skuldfrid nicht in Madame Dorbino wiederfinden könnte.“

„Und deshalb mochten Sie letztere gestern nicht hören.“

„Ich habe sie viermal gehört und wenn ich sie das fünfte mal gehört hätte, so wäre ich Gefahr gelaufen, Skuldfrid zu vergessen.“

„Dies war so verblümt gesagt, daß ich nicht weiß, was es heißen soll“, entgegnete Skuldfrid, indem sie ihm unerschrocken in seine gefährlichen Augen blickte.

„Die Beifallsbezeigungen, womit Madame Dorbino überschüttet wird, entweihen das finnische Mädchen — so kommt es mir vor.“

„Baron, Sie sind vorurtheilsvoll wie ein Weib oder wie ein Kind. Lassen wir diesen Gegenstand ruhen.“

Der Ton, in welchem Skuldfrid dies sagte, hatte etwas von der frühern Mislaunigkeit, welche Lothard nur allzu lebhaft an das finnische Mädchen erinnerte.

„Sie beschuldigen mich, vorurtheilsvoll zu sein. Sie

haben unrecht — ich bleibe blos meinen einmal festgestellten Grundsätzen treu."

„Widerwillen gegen eine gewisse Klasse oder gegen eine gewisse Lebensbahn kann man keinen Grundsatz nennen, sondern es ist reines Vorurtheil. Sie gehören vielleicht zur Anzahl derer, welche glauben, das Weib habe nicht das Recht, die Vorzüge, welche die Natur ihr gegeben, zu benutzen, um sich Unabhängigkeit zu verschaffen. In Ihren Gedanken ist sie vielleicht etwas so Untergeordnetes, daß sie keinen Schritt thun darf, ohne einen Mann als Führer zur Seite zu haben."

„Durchaus nicht, ich stelle das Weib so hoch, daß ich der Ansicht bin, sie sei zu etwas Edlerm geschaffen, als eine Zerstreuung für die große Menge zu sein. An wirklichem Menschenwerth ist sie den Männern überlegen. Deshalb ist es schmerzlich zu sehen, wenn sie sich auf einen Platz stellt, wo sie sich zu einem Gegenstand macht, den jeder das Recht zu haben glaubt, nach Belieben zu tadeln, zu loben, zu preisen oder herabzuziehen. Das Weib, Madame, ist die Macht, welche die Welt regiert, aber gerade dies macht sie so geheimnißvoll, daß sie für keinerlei Oeffentlichkeit sich eignet, denn dann ist der Zauber gebrochen und ihre Macht vernichtet. Es gibt keine große und edle Handlung, keine Umwälzung im Staat und kein einflußreiches Weltereigniß, welches nicht seinen ersten Ursprung in einem Weibe hätte. Sie ist die Mutter der Tugend und des Heldenmuths und deshalb —"

„Muß sie Nonne sein", fiel Skuldfrid lachend ein.

„Madame, ihre Aufgabe ist nicht, ihrer eigenen Eitelkeit Lorberkränze zu flechten, sondern den Altar der Liebe mit Myrte zu schmücken."

„Wovon sprechen Sie?" rief Natalie, indem sie auf die beiden zukam.

„Von Liebe und Ehre", antwortete Lothard. „Ich

behaupte, daß die Lorbern der Ehre für den Mann sind, die Myrtenkränze der Liebe aber für das Weib."

„Das heißt", entgegnete die Gräfin, „wir Frauen sollen unser Leben damit hinbringen, daß wir die Männer anbeten, während diese sich mit allen Auszeichnungen, welche die Ehre schenken, und allen Vortheilen, die das Leben geben kann, schmücken. Sie wollen geliebt werden, ohne die Mühe, zu lieben."

„Frau Gräfin, wir verschwenden bei unserer ersten Liebe so viel Selbstverleugnung und Vergötterung an die Frauen, daß diese uns niemals wiederschenken können, was wir ihnen früher gegeben."

„Das glauben Sie, aber ich fürchte, daß diese Selbstverleugnung und Vergötterung nicht von der echten Sorte ist, denn dazu sind die Männer viel zu egoistisch und zu unbeständig. Sie, zum Beispiel, wie viel mal haben Sie geliebt?"

„Ein einziges", entgegnete Lothard und sein Blick flog hinüber nach Skuldfrid.

„Das heißt, Ihre Liebe war eine, die Gegenstände derselben aber viele."

„Mein Herz besaß nur einen Gegenstand für seine Liebe."

„Besaß, sagen Sie, dann reden Sie also von einer vergangenen Zeit."

„Ja wohl."

„Aber Sie können ja einmal wieder lieben."

„Wieder geliebt werden, wollen Sie sagen", bemerkte Lothard und warf wieder einen Blick auf Skuldfrid.

„Das heißt, Sie haben sich vorgenommen, sich lieben zu lassen."

„Sehr richtig", entgegnete Lothard lächelnd. „Ich wünsche nichts Höheres, als recht herzlich geliebt zu werden."

„Aber wenn Sie dies wünschen", fiel Skuldfrid ein, „so müssen Sie auch selbst lieben."

„Ja", sagte Natalie, „Sie werden doch nicht hoffen, daß eine Dame kommen und sagen solle: Baron Canitz, ich liebe Sie."

„Dennoch ist es gerade dies, worauf ich hoffe, Gräfin", sagte Lothard. „Ehe man mir sein Herz gibt, werde ich niemals aussprechen, was das meinige birgt — dies habe ich mir einmal gelobt."

„Dann werden Sie wol das Geheimniß ihres Herzens behalten bis zum Tode", meinte Natalie.

„Schwerlich wird eine Dame von feinem Gefühl sich so erniedrigen, daß sie Ihnen ihre Liebe erklärt, ohne daß Sie dies erst gegen sie gethan haben", sagte Skuldfrid.

„Madame, ich glaube, Sie sagten, sich erniedrigen", fiel Lothard ein. „Worin liegt die Erniedrigung, wenn ich fragen darf?"

„Darin, daß sie ihre heiligsten Gefühle preisgibt und sich der Demüthigung aussetzt, dieselbe von dem Mann, um dessentwillen sie ihr Herz offenbart, verschmäht und mit Füßen getreten zu sehen", antwortete Skuldfrid ebenfalls mit Lebhaftigkeit.

„Warum sollten sie verschmäht und mit Füßen getreten werden? Ist es denn tadelnswerther, daß das Weib ein Herz besitzt, als der Mann? Sie sagten mir soeben, ich sei vorurtheilsvoll; erlauben Sie jetzt, daß ich die Anklage zurückgebe. Mir kommt es unnatürlich vor, daß das Weib gleich einer Sklavin den Augenblick abwarten soll, wo der Mann ihr erlaubt, ihre Gefühle in Worte zu kleiden. Liegt nicht etwas weit mehr mit der Menschenwürde Uebereinstimmendes darin, daß sie ebenso wie der Mann das freie Recht besitzt, ihm ihr Herz zu schenken, ohne den Augenblick abzuwarten, wo es ihm beliebt, es zu nehmen? Das Weib sieht leichter und sicherer, ob ihre Liebe erwidert wird, als der

Mann. Sie wird nicht von einer alles absorbirenden Eigenliebe irre geleitet, sondern beurtheilt die Gefühle mit der schnellen und sichern Auffassung, die ihr eigen ist. Sie ist auf diese Weise weniger Irrthümern unterworfen als der Mann, und sie läuft nicht Gefahr, ihre Hoffnungen betrogen zu sehen. Sicher ist", fuhr Lothard fort, „daß über meine Lippen die Worte: Ich liebe, nicht eher kommen, als bis ich dieselben erst zu mir habe aussprechen hören. Niemals werde ich sagen: Sei mein, ehe man zu mir gesagt hat: Ich bin dein. Einmal bot ich mein Herz einem Weibe. Ich bot es ihr, sie verschmähte es — und nun —"

„Nun wollen Sie, daß die, welche Sie nächstens mit Ihrer Aufmerksamkeit beehren, ihr Herz Ihnen zu Füßen lege?" fiel Natalie ein.

„Nein, sie soll mir es schenken, ohne daß ich darum bitte."

„Unter diesen Bedingungen bekommen Sie es nie", bemerkte Skuldfrid.

Natalie sah sich genöthigt, Lothard und Skuldfrid zu verlassen. Sie mußte gehen, um einen neuen Gast zu begrüßen.

Nun sagte Lothard in zitterndem Tone:

„Sie glauben also, das ich nicht bekommen werde, was ich wünsche? Und gleichwol habe ich mir vorgenommen, wenn ich sie auch zum Aeußersten treiben müßte, sodaß sie während dieses Kampfes ermattet, sie endlich doch dahin zu bringen, daß sie mir freiwillig ihr Herz schenkt und mir sagt, daß ich ihr theuer bin."

„Wenn sie nun aber dies erst von Ihnen hören will?"

„Dann muß ihr Wille dem meinigen weichen."

„Sie verlangen etwas Widersinniges."

„Merken Sie wohl, Madame, ich verlange nichts; ich spreche blos davon, daß ich mir vorgenommen habe, die Sprache der Liebe zu keinem andern weiblichen Wesen zu

sprechen als zu dem, welches mir erst bewiesen hat, das es mich liebt."

„Dann fürchte ich, daß Sie diese Sprache niemals sprechen werden."

Skuldfrid erhob sich von ihrem Platz. Eine eigenthümliche Zornesröthe bedeckte ihre Wange.

„Diese Furcht theile ich nicht mit Ihnen", entgegnete Lothard. „Das Schicksal ist mir den Ersatz schuldig, mir ein Weib in den Weg zu führen, welches heldenmüthig genug ist, um wahr zu sein. Mein ganzes Leben will ich ihr opfern, sobald sie mir eine Zuneigung geschenkt hat, die ich niemals zu begehren wagen würde."

„Baron Canitz, vergebens werden Sie ein solches Weib suchen, welches auf dem Altare Ihrer Eigenliebe sein Herz opfert. Lieber läßt sie es brechen."

„Und dann bricht das meinige mit. Sie wird dann der Henker ihres und meines Glücks."

„Daß sie Ihr Glück vernichtet hat, wird sie kaum erfahren, da Sie ihr ja niemals gesagt, daß sie es in ihren Händen hatte."

Lothard, der sich ebenfalls erhoben hatte und vor Skuldfrid stand, heftete seine Augen auf sie, indem er sagte:

„Madame, Sie werden doch nicht behaupten, daß das Weib, welches liebt, nicht sieht und versteht, ob ihr Gefühl erwidert wird? Die Liebe bedarf keiner Worte; sie spricht durch Handlungen."

„In diesem Falle braucht sie sich auch nicht zu erklären, sondern blos ihre Handlungen dieses thun zu lassen."

Skuldfrid entfernte sich von Lothard. Er sah ihr nach und murmelte bei sich selbst:

„Skuldfrid, du kennst Lothard nicht, wenn du glaubst, er werde dich nicht dahin bringen, mit Wort und That zu beweisen, daß du verstanden, seine Liebe verdiene das Opfer deines Stolzes."

Zwölftes Kapitel.

Am nächsten Vormittag fand Tage sich bei Skuldfrid ein. Sein Entschluß hatte während der Zeit, welche mittlerweile vergangen war, keine Veränderung erlitten. Er wünschte seinen Einfluß auf Skuldfrid dadurch zu erproben, daß er sie zu bewegen suchte, von der Bühne Abschied zu nehmen. Er, der sie so innig liebte, er hatte das Recht, dieses Opfer zu fordern, und ehe dieses gebracht wäre, wollte er nicht von ihr die Erfüllung eines Versprechens begehren, welches nach seiner Ansicht sie an ihn band.

Dies war der Mantel, den Tage über eine zweite Schwäche eines aus so vielen widerstrebenden Elementen zusammengesetzten Herzens warf. Uebrigens gab es auch ein kleines Geheimniß, welches der Grund war, daß er nicht seiner ersten Eingebung gemäß ohne weiteres mit seiner Bewerbung hervortrat, und dieses Geheimniß hieß — Natalie.

Tage liebte sie nicht. Allerdings lag in seiner Zuneigung zu ihr etwas, was sich mit dem tiefen und starken Gefühl vergleichen ließ, welches ihn an Skuldfrid fesselte, dessenungeachtet aber übte sie auf sein Gemüth

und seine Phantasie keinen sehr großen Einfluß. Zwei Jahre lang hatte er Natalien eifrig den Hof gemacht und war neidisch auf alle gewesen, welche sich ihres Wohlwollens zu erfreuen hatten. Ganz besonders war seine Eifersucht gegen Lothard gerichtet gewesen, der stets ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, wenn er in einer Gesellschaft erschien, wo Natalie war.

Tage hatte anfangs Natalien seine Huldigung geschenkt, weil er fest überzeugt war, daß sie, ein thörichtes Weltkind, eine leichte Eroberung sein und ihn sehr bald durch eine seiner Eitelkeit schmeichelnde Gunst belohnen würde. Zu seiner großen Ueberraschung aber fand er, daß Natalie wol mit ihren Anbetern spielte, aber niemals dem einen einen wirklichen Vorzug vor dem andern gab.

Der Reiz, welcher darin lag, ein Herz zu besiegen, welches sich von andern nicht hatte besiegen lassen, hatte während der letztvergangenen zwei Jahre Tage zu vielen Thorheiten verleitet und ihn veranlaßt, Worte auszusprechen, welche sehr gut als eine Liebeserklärung betrachtet werden konnten. Alles dies war der Grund, daß Tage, als er Skuldfrid wiederfand, einen wirklichen Widerwillen dagegen empfand, mit Natalien zusammenzutreffen, und er wich ihr deshalb aus.

Gleichwol hatte die schlaue Gräfin ihn gezwungen, sich auf ihrem Balle einzufinden und ihm, während sie mit ihm tanzte, über sein Ausbleiben einige sanfte Vorwürfe gemacht, welche Tage die dreiste Hoffnung einflößten, sie empfände wirklich ein warmes Interesse für ihn, besonders da diese Vorwürfe von ein paar Thränen in diesen wunderbaren Augen begleitet wurden. Er war ihr nicht gleichgültig, dies las er in jedem ihrer Züge. Er war ihr theuer, dies sagten ihm die in Thränen schwimmenden Augen.

Unser armer Tage war trotz seines finnischen Blutes ein echter Adamssohn, das heißt schwach, indem er

glaubte, ein Gegenstand für die Zärtlichkeit der Frau zu sein, die er zwei Jahre lang zu gewinnen gesucht. Er bethörte seine Vernunft, er berauschte sein Gemüth, und obschon er für ihren Besitz auch keine Stunde Wohlwollen von Skuldfrid hätte opfern mögen, so war es dennoch etwas, was der Eigenliebe schmeichelte.

Als der erste Tag nach dem Balle verging, ohne daß er sich Skuldfrid gegenüber erklären konnte, wollte das Schicksal, daß er am Abend mit Natalien im Theater zusammentraf und von ihr eine Begegnung erfuhr, die ihn den festen Glauben einflößte, daß er von ihr geliebt sei. Es kam ihm schwer an, jetzt, gerade da der Sieg sich auf seine Seite zu neigen schien, sie von seiner Liebe zu Skuldfrid zu unterrichten, zu erklären, daß er Natalien niemals geliebt u. s. w.

Noch war er aber Skuldfrid's nicht sicher genug, um ein Glück von sich zu stoßen, welches ihn so zauberisch und verlockend anlächelte. Wenn nun Skuldfrid ihr Versprechen zurücknahm, wenn sie, vom Theaterleben verdorben, leichtsinnig mit seinem Herzen spielte und seine treue Anhänglichkeit opferte, was sollte dann seine Verzweiflung lindern, ihn in seinem Schmerz trösten, wenn er jetzt das Herz von sich stieß, welches ihm entgegenkam?

Deshalb wollte er Skuldfrid erst prüfen und ihr Gelegenheit geben, zu beweisen, ob sie wirkliche Anhänglichkeit an ihn hegte. Er wollte beständig an ihrer Seite sein, ihr tausenderlei Gelegenheiten geben zu sehen, wie theuer sie ihm war, aber er wollte sie an das Versprechen, welches sie ihm einmal gegeben, nicht eher erinnern, als bis er Zeit gehabt, sich zu überzeugen, daß sie noch denselben zuverlässigen Charakter besaß, den sie als junges Mädchen an den Tag gelegt.

Der Brief an Lothard in Neapel hatte seinen Glauben an ihre Liebe furchtbar erschüttert, ja, es gab Au-

genblicke, wo die Vernunft ihm sagte, das jedes Wort dieses Briefs deutlich verriethe, wie sehr Skuldfrid's Herz an Lothard hing.

Dann aber kam wieder der Egoismus, brachte die Vernunft zum Schweigen und erklärte, daß er, Tage, schon seit sechs Jahren das Versprechen ihrer Hand besitze, daß sie als ehrliches Weib dies nicht zurücknehmen könne.

Ueberdies hatte Lothard's kaltes Benehmen gegen Skuldfrid ihm die Ueberzeugung eingeflößt, daß die Gefühle des Barons für sie seinem Stolz untergeordnet seien und daß er selbst durch Ausdauer wieder den ersten Platz in Skuldfrid's Neigung erobern könne.

Dieser Schlußfolgerung gemäß richtete Tage sein Benehmen ein. Während seiner Besuche bei Skuldfrid sprach er wie ein zärtlicher Bruder, bat sie im Namen ihrer Jugendfreundschaft, eine Bahn zu verlassen, auf der sie schon so viel Berühmtheit geerntet, daß ihre Eitelkeit dadurch zufrieden gestellt sein könnte, während sie auch dadurch ein Vermögen erworben, welches für ihre pecuniäre Unabhängigkeit vollkommen hinreichend sei.

Tage sprach hierbei von Gefahren, Intriguen und all der Bosheit, womit ein ausgezeichnetes Talent verfolgt zu werden pflegt. Er zeigte, daß Skuldfrid bisjetzt diesen Unannehmlichkeiten glücklich entgangen und daß es allemal für sie besser sei, sich von dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, während sie noch auf der Mittagshöhe ihres Künstlerruhms stände, als wenn es damit wieder bergab zu gehen begänne.

Skuldfrid hörte ihm mit derselben schalkhaften Miene zu, wie als sie noch ein ganz junges Mädchen war und Tage ihr Moral zu predigen pflegte. Sie ließ ihn ausreden, ohne ihn zu unterbrechen, und obschon das Schelmische in ihrer Miene nicht zu erkennen gab, daß sie Tage's Worte sich sehr zu Herzen nahm oder ernstes

Gewicht darauf legte, so war er doch schon zufrieden, wenn sie ihn predigen ließ, ohne ihn zu unterbrechen.

„Nun, meine beste, zurückhaltende Skuldfrid", schloß Tage und faßte ihre Hand, „habe ich dir meine Ueberzeugung mitgetheilt und gesagt, wie ich deine Stellung auffasse." Tage's Augen ruhten dabei auf ihr mit einem so warmen Ausdruck, daß sie nur allzu deutlich aussprachen, was seine Lippen jetzt verschwiegen.

Skuldfrid's Antwort sollte entscheiden, inwieweit er mit dieser Erklärung noch zurückhalten, oder ob er den Impuls des Augenblicks siegen lassen sollte. Ein einziges Wort der Billigung, des Einverständnisses mit dem, was er gesagt, und Tage hätte Natalien vergessen, um sich Skuldfrid zu Füßen zu werfen. Diese aber, die in jedem Zuge las, was in seinem Innern vorging, hütete sich wohl, ihm auch nur im mindesten Anlaß zu einer Erklärung zu geben, welche unbedingt für sie beide hätte schmerzlich sein müssen.

„Dank für dein Wohlwollen, lieber Tage", sagte Skuldfrid, „aber du darfst es mir nicht übel nehmen, wenn ich über alle die Gefahren, die du malst, nur lächle. Die Bahn, die ich betreten, ist nicht so dornenvoll, wie du dir vorstellst, und deshalb, mein Freund, ist es auch nicht meine Absicht, ihr zu entsagen. Ich liebe meinen Künstlerberuf mit Herz und Seele. Ich bin erst dreiundzwanzig Jahre alt" — Skuldfrid lächelte so hoffnungsvoll — „und da ist es doch wol noch zu zeitig, um sich von der Welt zurückzuziehen, Philosoph zu werden und in irgendeinem versteckten Winkel der Welt auf seinen Lorbern auszuruhen. Nein, mein Platz ist auf der Bühne, und da bleibe ich. Wenn du mir einen Gefallen thun willst, so laß uns keine weitern Worte über das Thema verschwenden."

„Dann verachtest du also meinen Rath?"

„Durchaus nicht, aber ich finde deine Worte pedan-

tisch und — erlaube mir, es zu sagen — ein wenig zu vorurtheilsvoll und einseitig. Sie schmecken ein wenig nach Kleinstädterei."

Skuldfrid hatte ihre Worte mit vollkommener Kenntniß von Tage's empfindlicher Eitelkeit und mit jenem Mangel an Schonung gewählt, den auch die besten Frauen gegen den Mann bethätigen, der sie liebt, ohne ihre Gegenliebe zu besitzen. Sie wollte Tage ärgern, um ihn abzuhalten, von Gefühlen zu sprechen, welche sie nicht theilte.

Tage fühlte sich, als er nach diesem Gespräch Skuldfrid verließ, von ihren Worten tief verletzt und glaubte an sein Glück weniger als je. Dies wirkte niederschlagend auf sein Gemüth, und vergebens suchte er durch einen Besuch bei Natalien sich in eine andere Stimmung zu versetzen.

Tage gehörte indeß nicht zu der Zahl derjenigen, welche dadurch, daß sie auf Widerstand stoßen, sogleich ermüden. Nein, er beschloß noch fester als je, so häufig als möglich in Skuldfrid's Nähe zu sein, sie auf Promenaden, in das Theater und aus demselben zu begleiten, sie so oft zu besuchen, als sie zu Hause sei, und es so einzurichten, daß sie außerdem so oft als möglich Aberney's Haus besuche. Diesen Vorsatz führte er auch ganz consequent aus.

Einige Tage darauf sang Skuldfrid zum siebenten mal und mit immer noch steigendem Erfolg. Diesen Abend sah sie Lothard in der Seitenloge, und als sie nach Hause kam, erhielt sie wieder einen Kranz von Lorbern und Cypressen.

„Er ist von ihm", dachte Skuldfrid und küßte den Kranz.

Am Tage darauf traf Natalie mit Lothard zusammen, während sie auf dem Markte Karl's XIII. promenirte.

„Sie waren gestern im Theater — wie gefiel Ihnen Madame Dorbino?“ fragte Natalie.

„Sie sang entzückend wie stets“, war die Antwort.

„Sie haben recht und es wäre schade, wenn es dem jungen Aberney gelänge, ihre Hand zu erobern, denn dann könnte sie als seine Frau nicht wieder nach Paris und London zurückkehren, sondern müßte hier bleiben. Unser schwedisches Theater ist aber zu unbedeutend, um sich ein Talent ersten Ranges zuzueignen.“

„Es ist auch wol nicht glaublich, daß Madame Dorbino sich vermählt.“

„Im Gegentheil, es ist mehr als glaublich — es ist höchst wahrscheinlich. Haben Sie nicht gesehen, mit welcher Hartnäckigkeit Lieutenant Aberney ihr auf allen Tritten und Schritten folgt?“

„Was beweist dies! Weiter nichts, als daß er seine Ansprüche als Verwandter geltend macht.“

„Sie wollen also an die bevorstehende Vermählung dieser jungen Leute nicht glauben. Dieselbe misfällt Ihnen wol, nicht wahr?“

„Frau Gräfin, das Glück anderer misfällt mir niemals.“

„In diesem Falle kann ich Ihnen versichern, daß der junge Aberney der berühmten Sängerin sein Herz anzutragen beabsichtigt, und ich weiß auch aus sicherer Hand, daß Nein nicht das Wort ist, womit sie seinen Antrag beantworten wird.“

In diesem Augenblick drehte die Gräfin und Lothard sich am Ende der Allee um und befanden sich einer Dame und einem Herrn gegenüber.

„Ah, siehe da, Frida!“ rief Natalie. „Guten Tag, Lieutenant Aberney“, setzte sie zu diesem gewendet mit dem bezaubernden Lächeln hinzu.

„Wir waren eben im Begriff, Sie zu suchen, Gräfin“,

antwortete Tage. „Skuldfrid behauptete, Sie hätten mit ihr verabredet, sie hier zu treffen.“

„Aber nicht Sie!“ antwortete die Gräfin lachend.

„Ich bin Skuldfrid's Begleiter“, entgegnete Tage, indem er sich verneigte.

Lothard nahm Abschied — mit einer ganzen Welt von Zweifeln in seiner Brust.

Dreizehntes Kapitel.

Sehr zeitig am folgenden Morgen, als Skuldfrid noch nicht aufgestanden war, kam Natalie zu ihr hinauf.

„Schnell, Frida, kleide dich an!" rief sie, „ich habe beschlossen, daß wir den heutigen Tag miteinander draußen in Rosenvik, unserer Sommerwohnung, zubringen."

„Nein, das läßt sich nicht thun", versicherte Skuldfrid, „ich habe mich schon versprochen."

„Ohne meine Erlaubniß? — Und wem?"

„Meinem Onkel."

„Dieses Versprechen kann nicht gehalten werden. Ich beabsichtige, den Professor ebenfalls zu entführen und, was noch schlimmer ist, ich habe schon seine Einwilligung. Also, rasch auf und mache Toilette. Ich will die Stelle deiner Kammerfrau vertreten."

Es half alles nichts. Skuldfrid mußte sich von Natalien ankleiden lassen und zwar wie diese wollte. Die Folge hiervon war, daß die beiden Damen ganz gleich gekleidet waren. Als Skuldfrid in Ordnung war, stellte Natalie sich neben sie vor den großen Spiegel und sagte:

„Du bist um ein Bedeutendes schöner als ich, und dessenungeachtet habe ich mir vorgenommen, deinen Anbeter,

den jungen Aberney, als den meinigen zu behalten — ein schöner Vorsatz, da der junge Mann in dich verschossen ist!"

„Ich trete ihn dir sehr gern ab", versicherte Skuldfrid.

„Weiter habe ich mir vorgenommen", fuhr Natalie fort, indem sie Skuldfrid ansah, „daß die Marmorsäule, dieser Canitz, sich in mich verlieben soll."

Und wenn es Skuldfrid's Leben gegolten hätte, so hätte sie sich nicht enthalten können, die Farbe zu wechseln.

„Wie, mein Engel, ich glaube du erröthest?" rief Natalie. „Wäre es möglich, daß du auf eigene Faust Absichten auf ihn hättest?"

„Liebe Natalie, thue mir den Gefallen, nicht von Canitz zu sprechen", sagte Skuldfrid.

„Sehr gern, liebe Freundin, obschon du entschuldigen mußt, wenn ich dein Benehmen etwas sonderbar finde. Doch jetzt den Hut aufgesetzt und fort nach dem Thiergarten!"

Die Equipage der Gräfin hielt schon vor der Thür und ein langer, schlanker Herr stand am Schlage. Skuldfrid erkannte Lothard.

„Der Baron begleitet uns nach Rosenvik", sagte Natalie.

Im nächsten Augenblick saßen die beiden Damen und Lothard in der bequemen Chaise, welche über den Gustav-Adolf-Markt am königlichen Theater vorbei nach dem Thiergarten rollte. Als sie an Thaliens Tempel vorbeikamen, sagte Natalie, die heute auf ganz besonders heiterer Laune war:

„Hier hat das Publikum von Stockholm dir seine enthusiastische Huldigung dargebracht; hier hast du es durch deine Töne entzückt, durch dein Spiel bezaubert und durch deine Schönheit geblendet. Es muß doch eine berauschende Freude darin liegen, auf diese Weise exaltirte Bewunderung erwecken zu können. Hast du dich in solchen Augenblicken nicht stolz auf dich selbst gefühlt?"

Lothard sah Skuldfrid an, während sie antwortete:

„Nein, nicht stolz, wol aber dankbar gegen Gott der mir mein Streben gelingen ließ.“

„Aber wie ist es einer jungen Dame nur möglich, freiwillig Sängerin zu werden?“ fiel Lothard ein. „Wo nehmen Sie den Muth her, Madame, vor so vielen hundert Menschen aufzutreten?“

„Sie thun zwei Fragen auf einmal“, sagte Skuldfrid lächelnd.

„Beantworte sie eine nach der andern, liebe Frida“, antwortete Natalie.

„Nun, gut, dann will ich die erste damit beantworten, daß ich ebenfalls eine Frage an den Baron thue. Wie haben Sie können Seemann werden?“

„Aus innerm Triebe — es war dies das einzige Handwerk, zu dem ich Lust hatte, das einzige, für welches ich paßte.“

„Wohlan, eine Dame, welche Sängerin wird, folgt ebenfalls ihrem Beruf, und was noch mehr ist, sie benutzt diesen ihren Beruf als ein Mittel für ihren Erwerb. Ich war ein armes Mädchen. Gott hatte mir Stimme gegeben; man sagte: «damit kannst du dir einen Erwerb gründen», und ich ward Sängerin.“

„Und die Kunst und die Welt machten eine Eroberung“, fiel Natalie ein, die mit heimlichem Verdruß bemerkte, daß Lothard keinen Blick von Skuldfrid verwendete.

Es trat eine Pause ein, während welcher Skuldfrid gedankenvoll dasaß. Nach einer Weile hob sie wieder an:

„Sie fragen, wie ich den Muth gehabt haben kann, die Bühne zu betreten. Sie werden vielleicht nicht glauben, was ich jetzt sagen werde, und gleichwol ist es die Wahrheit. Wenn der Vorhang aufgeht und ich auf die Bühne trete, habe ich blos einen Gedanken, der meine ganze Seele erfüllt, nämlich die Idee des Componisten, dessen Musik ich singen soll. Ob das Publikum

aus einem oder aus ein paar tausend Menschen besteht, ist mir ganz gleich. Ich vergesse es ebenso wie seine lauschenden Ohren. Es ist mir als stünde der Geist des Componisten neben mir, um darüber zu wachen, daß ich das, was er sich am schönsten gedacht, nicht falsch und unschön wiedergebe."

„Aber der Applaus, das Bravorufen, der Blumenregen — alles dies muß dich doch zur Wirklichkeit zurückrufen", sagte Natalie.

„Allerdings", entgegnete Skuldfrid mit demselben kindlichen Lächeln, womit sie schon in jüngern Jahren Lothard's düstere Gedanken so oft verscheucht und welches Natalie auf so treffende Weise nachzuahmen verstand.

„Und dein Herz schlägt dann vor Freude, nicht wahr?" sagte Natalie.

„Ich wage dann, zu glauben, daß ich die schöne Schöpfung des Meisters nicht entstellt habe."

Das Gespräch drehte sich nun eine Weile um Künstlerthum, Musik und dramatische Kunst. Man sprach von berühmten Künstlern und Sängern, von dem Glück und dem Erfolg, den sie gehabt u. s. w.

Lothard sprach sich im allgemeinen mit einem gewissen Vorurtheil gegen die Künstlerschaft der Bühne aus und es entstand demzufolge eine lebhafte Debatte. Der Groll, den Natalie empfand, wenn Lothard ihre Freundin betrachtete, verschwand, wenn er sich in ihrer Gegenwart so gegen alle aussprach, die sich dem Theater widmeten. Natalie schlug sich auf Skuldfrid's Seite und Lothard sah sich auf diese Weise genöthigt, zwei Gegner zu bekämpfen.

Nachdem alle Gründe für und wider erörtert waren und man beiderseitig seine Hülfsquellen erschöpft hatte, sagte Lothard endlich:

„Mit zwei Gegnern und noch dazu Damen kann man den Kampf unmöglich länger aushalten. Eins aber weiß ich, nämlich daß meine Ansicht, mag sie auch noch

so unrichtig sein, dennoch aus meiner Ueberzeugung hervorgeht. Niemals würde ich wagen, einer Person zu vertrauen, welche sich mit der Leichtigkeit der Schauspielerin in die Gefühle anderer versetzen und dem, was sie nicht fühlt, ein so naturwahres Gepräge geben kann, daß sie den Augen der Zuschauer Thränen auspreßt. Man fragt sich dann unwillkürlich: «Wo hört hier die Kunst auf und wo beginnt die Natur?»"

„Bei einer solchen Auffassung des Gemüths und Charakters der dramatischen Künstler ist es natürlich, daß Sie von dem moralischen Werthe derselben eine sehr untergeordnete Meinung haben müssen", sagte Skuldfrid.

„Es sei fern von mir, Madame, in diesem Fall etwas Verletzendes aussprechen zu wollen. Was ich gesagt, ist nur eine Andeutung meiner individuellen Auffassung."

Natalie brachte das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Etwas später stieg man bei Rosenvik aus, wo Professor Aberney, Tage und einige mit Natalien verwandte Damen sowie einige Herren schon vor ihnen angelangt waren.

Tage ward förmlich gelb, als er Lothard in Gesellschaft Skuldfrid's und Nataliens erblickte. Er murmelte bei sich selbst einen stillen Fluch über den Einfall der letztern, ihn zum Cavalier zu wählen.

Natalie bemerkte Tage's misvergnügte Miene. Sie wußte aber seine düstern Blicke hinwegzuscherzen, und die kleine, im Pavillon versammelte Gesellschaft plauderte eine Weile recht munter.

Professor Aberney war ganz besonders aufgeräumt und sagte Natalien tausend schöne Dinge; er wußte in seinem Benehmen das Geistreiche mit dem Angenehmen zu vereinigen und selbst der alltäglichsten Conversation Leben und Interesse zu verleihen.

Der Professor erzählte von einigen Sonderbarkeiten der Engländer. Dieses Thema ward von der übrigen

Gesellschaft aufgenommen und ein jeder wußte etwas von Britanniens so höchst eigenthümlichen Söhnen zu erzählen.

„Ganz gewiß ist es eine Krankheit des Engländers, den Sonderling spielen zu wollen", sagte Natalie, die über eine der Anekdoten herzlich gelacht hatte. „Ich wollte wetten, daß Frida hier einen Engländer zum Bewunderer hat und daß dieser es ist, der ihr die sonderbaren Bouquets sendet. Was glaubst du selbst hierüber, liebe Freundin? Denken Sie sich, meine Herrschaften", fuhr die Gräfin fort, ohne Skuldfrid's Antwort abzuwarten, „jeden Abend findet Madame Dorbino einen mit einem schwarzen Bande umwundenen Strauß von Myrten und Orangenblüten auf ihrem Nachttisch."

„Das ist ein seltsames Geschenk!" rief man in der Runde.

„Und dazu ein sehr bedeutungsvolles", fiel der Professor lachend ein. „Myrte bedeutet Liebe."

„Und das schwarze Band Trauer", meinte Natalie. „Es ist folglich ein Brite, der eine unglückliche Liebe zu dir gefaßt hat und auf diese Weise dir seine Gefühle zu erkennen geben will. Gestehen muß man indessen, daß Frida gegen diese traurigen Myrtenzweige sehr artig gewesen ist."

„Wie so denn?" fragte Lothard.

„Madame Dorbino hat sie in eine eigene Vase gesetzt, die in ihrem Cabinet mitten auf dem Tische steht. Die andern armen Bouquets werden in der Regel sammt und sonders auf einer Athenienne im Salon einquartiert. Anaise versicherte mir kürzlich, sie wäre ordentlich erbittert auf jenes eigenthümliche Geschenk, und behauptete, niemals etwas Dümmeres gesehen zu haben, besonders weil es jeden Abend, wo Madame Dorbino aufträte, gegen einen Kranz von Lorbern und Cypressen vertauscht würde.

„Lorbern und Cypressen bedeuten die Vergänglichkeit alles Ruhmes", meinte der Professor. „Das ist ja ein ganz allegorischer Anbeter."

„Und obendrein ein sehr verschwiegener, denn Anaise sagt, sie habe sowol die Bouquets als auch die Kränze genau untersucht, aber ohne auch nur einen einzigen geschriebenen Buchstaben darin zu finden.“

„Dies beweist, daß wenigstens Anaise nicht verschwiegen ist“, fiel Skuldfrid ein und erhob sich. Sie ging hinaus in den Garten. Die übrigen leisteten ihr Gesellschaft.

„Bieten Sie doch Madame Dorbino ihren Arm an, Baron Canitz“, rief Natalie, die sich auf den des Professors stützte; „wir wollen einen kleinen Spaziergang durch den Garten machen.“

Tage schleuderte Natalien einen wüthenden Blick zu. Lachend fuhr sie fort:

„Sie, Lieutenant Aberney, sind Tante A.'s Cavalier.“

„Wollen Sie meinen Arm annehmen, Madame“, sagte Lothard zu Skuldfrid, „oder scheuen Sie sich vielleicht immer noch, die Stütze eines Russen anzunehmen?“

„Sie haben aufgehört, ein Russe zu sein, und ich —“

„Und Sie haben aufgehört, das finnische Mädchen zu sein“, fiel Lothard ein.

„Sie irren sich; ich bin eine Finnin, jetzt wie von jeher“, versicherte Skuldfrid lachend und ergriff seinen Arm.

„Unmöglich! Sie müssen eine Französin sein, Madame Dorbino, sonst würden Sie nicht einer unbesonnenen Freundin Dinge mitgetheilt haben, welche eine ernste Bedeutung haben.“

„Ah! Sie meinen die Cypressen und den Lorber?“

„Haben Sie an die Bedeutung derselben gedacht.“

„Onkel Aberney dolmetschte sie.“

„Und haben Sie nicht noch eine andere gesucht?“

„Nein.“

„Wollen Sie, daß ich Ihnen eine mittheile?“

„Lassen Sie hören.“

Lothard blieb auf einem Platze stehen, wo man eine

freie Aussicht hatte, wie um dieselbe zu betrachten; dann fuhr er fort:

„Diese Zusammenstellung kann ja auch bedeuten, daß — Ihr Ruhm eines andern Kummer ist. Sie erkaufen Ihre Lorbern auf Kosten der Seelenruhe eines andern?"

„Und wessen?"

„Was weiß ich? — Vielleicht des Gebers."

„Kann er mich wol um meinen Erfolg beneiden?"

„Gibt es denn keinen andern Schmerz als den des Neides?"

„Allerdings. Aber ich verstehe nicht, wie er hier in Frage kommen könnte."

„Setzen Sie sich und erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Märchen erzähle. — Es war einmal ein Knabe, der einen Rosenstrauch hatte, welcher seine Freude, sein Glück und seinen ganzen Reichthum ausmachte. Dieser Strauß wuchs unbemerkt von den Blicken aller in einem wilden Walde, die Farbenpracht der schneeweißen Blätter schmeichelte keinem andern Auge als dem seinigen, die balsamischen Düfte umschwebten keinen andern als ihn. Jeden Tag ging er, um dort niederzuknien und dem Rosenstrauch seine Huldigung und die heiligste Bewunderung seines Herzens darzubringen. Der Rosenstrauch war sein Heiligthum, die unschuldsvollste Reinheit desselben seine Freude und es kam ihm jedesmal, wo er sich demselben näherte, vor, als ob er erst sein Herz und seine Gefühle erforschen müßte, ehe er davorträte. Der Rosenstrauch ward ein Verbindungsglied zwischen ihm und Gott.

„«Die Rose soll mein werden», dachte er «und nur meine Liebe und meine Liebkosungen sollen sie rühren; sie soll niemals von dem Bösen behelligt werden, was in der Welt lebt. Sie soll sterben wie sie gelebt hat — in Unschuld, Liebe und Frieden.»

„So träumte der Knabe, als er eines Tages erwachte und fand, daß die Rose verschwunden war."

Lothard schwieg. Er blickte wehmüthig vor sich hin.

„Und dann? wie ward es dann?" fragte Skuldfrid.

„Dann vergingen mehrere Jahre, und als er die schöne Rose wiederfand, wurzelte sie nicht mehr im Schoße der Natur. Sie prunkte in einer kostbaren Vase in einem eleganten Salon, umgeben von denen, die ihre Schönheit bewunderten. Sie war noch ebenso schön, aber sie war nicht mehr dieselbe. Madame, ein anderer hatte sie besessen und verpflanzt. Die Heilige des Knaben war nicht ein Wesen, welches blos von ihm angebetet ward, sondern eine prunkende Zierde, der ein jeder huldigte. Der zauberische Traum war zerstört, die beglückende Illusion verscheucht und die Heilige des Knaben in eine der Abgöttinnen des Tages verwandelt, welche man in einem Augenblick mit Lorbern krönt und im andern vergißt. Der Beifall, den man der frühern Abgöttin des Knaben schenkte, war eine Quelle bittern Kummers für sein Herz. Er ward dadurch an das erinnert, was er besessen und was er verloren, um es niemals wiederzufinden. Auf diese Weise, Madame, kann der Ruhm des einen dem andern den Seelenfrieden kosten."

Lothard erhob sich.

„Wenn es Ihnen recht ist", setzte er hinzu, „wollen wir nun die andern aufsuchen, sonst setzen wir uns den Sarkasmen der Gräfin aus."

Skuldfrid stand auf. Es war ein eigenthümliches Gemisch von Gefühlen, was ihre Brust erfüllte — verletzter Stolz, bitterer Schmerz bei dem Gedanken an die Vergangenheit und dennoch ein festeres Vertrauen auf die Zukunft als jemals. Als sie Lothard's Arm ergriff, sagte sie:

„Sie haben die Bedeutung des Lorber und der Cypresse nach Ihrer Weise erklärt, welche Erklärung geben Sie nun von der Myrte und den Orangenblüten?"

„Diese bedürfen keiner Erklärung", antwortete Lothard.

„Und das schwarze Band?"

„Schwarz, Madame, bedeutet entweder Trauer oder Tod."

„Tod!" wiederholte Skuldfrid.

„Ja, eine todte Liebe. Nehmen Sie nun alles zusammen, so haben Sie: Ihr Künstlerruhm hat einen so großen Schmerz hervorgerufen, daß er die Liebe getödtet hat."

Lothard fühlte, wie Skuldfrid's Arm zitterte. Er fühlte das schmerzliche Zusammenzucken, welches seine Worte veranlaßten, und sein Herz schlug dabei vor Freude.

„Das wäre ein theuer erkaufter Ruhm!" stammelte Skuldfrid.

„Aber ganz gewiß tröstet er über den erlittenen Verlust, nicht wahr?" frägte Lothard, während seine dunkeln Augen forschend auf Skuldfrid's bleichen Wangen ruhten.

„Ich hoffe es", antwortete sie kurz.

„Wenn ich ein Weib liebte, welches Schauspielerin oder Sängerin wäre, und sie sagte mir, ich besäße ihr Herz, wissen Sie, was ich antworten würde?"

„Daß Sie sie vergessen, daß ihr Künstlerruhm Ihre Liebe ertödtet. Das Vorurtheil wäre Ihnen mehr als die wärmsten Gefühle des Herzens", antwortete Skuldfrid nicht ohne Bitterkeit.

„Sie irren sich Madame. Liebte sie mich, so würde ich sagen: Opfere mir deinen Künstlerruhm als einen Beweis deiner Liebe, und ich werde an die Wirklichkeit derselben zu glauben wagen."

„Sie verlangen viel."

„Das ist wahr, dies kommt aber daher, daß ich früher alles gab und beinahe nichts verlangte."

„Und nun verlangen Sie alles und geben nichts."

„Sie haben recht. Sollte ich noch einmal das Herz glühen und die Seele von dem allmächtigen Gefühl, welches wir Liebe nennen, beherrscht fühlen, dann mögen meine Handlungen sprechen, nicht meine Worte, und niemals werde ich ihr Herz begehren. Sie muß das meinige nehmen."

In diesem Augenblick kamen der Professor und Natalie ihnen entgegen. Etwas später nahm man ein ausgewähltes Diner auf der Veranda ein.

Natalie war bezaubernd und Lothard beschäftigte sich fast ausschließlich mit ihr. Skuldfrid war froh und heiter wie ein Kind, Tage trüb und finster wie ein Herbsthimmel, der Professor liebenswürdig gegen alle und aufmerksam auf alles.

Vierzehntes Kapitel.

Nach dem Diner saß man im Salon und plauderte. Tage nahm hinter Skuldfrid Platz. Er beharrte bei seinem consequenten Schweigen.

„Ich habe die Absicht, Ihnen heute Nachmittag eine Ueberraschung zu bereiten, Baron", sagte Natalie und drehte das Gesicht nach Lothard herum.

„Und was für eine, wenn ich fragen darf?" sagte Lothard.

„Ich habe eine Person eingeladen, für welche Sie sich sehr interessiren."

„Die ist es aber wol nicht, deren Aufenthaltsort Sie mir so hartnäckig verschwiegen", entgegnete Lothard ironisch lachend.

„O nein! Es ist eine sehr, sehr alte Bekanntschaft."

„Ich erlaube mir nicht, es errathen zu wollen, sondern überlasse mich ganz der Ueberraschung, welche Sie mir so gütig zu bereiten beabsichtigen."

„Gut", entgegnete Natalie. „Apropos, mein Engel, wann singst du das nächste mal? Der Jemand, welcher hierher kommen wird, sagte mir, er möchte deine schöne Stimme gern einmal von der schwedischen Bühne hören."

„Ich weiß selbst noch nicht, wann ich das nächste mal auftreten werde“, antwortete Skuldfrid gleichgültig.

„Du hast bisjetzt siebenmal gesungen und dich auf achtmal verbindlich gemacht.“

„Nein, ich habe kein bestimmtes Versprechen in Bezug auf die Zahl der Rollen gegeben, in welchen ich aufzutreten gesonnen bin.“

„Aber, mein Gott, Frida, du willst doch damit nicht sagen —“

„Daß ich gestern zum letzten mal aufgetreten sei?“ fiel Skuldfrid lachend ein. „Nein, meine Freundin, das will ich damit nicht sagen.“

„Wie du doch die Menschen erschrecken kannst!“

Tage bemerkte mit einem nicht unbeträchtlichen Anflug von Bitterkeit in seinem Tone:

„Skuldfrid liebt ihre Künstlerlaufbahn und ihren Ruf viel zu sehr, als daß sie auf die Lorbern Verzicht leisten möchte, welche das schwedische Publikum zu ihren Füßen niederlegt.“

„Ja, du hast recht, Tage. Ich liebe meine Künstlerlaufbahn wirklich sehr, und das, was mich jetzt bewegen könnte, sie zu verlassen, müßte etwas sein, was mächtiger wäre als die andern Gefühle in meiner Brust. Du hast auch darin recht, daß ich stolz bin auf den Beifall, den meine Landsleute mir schenken. Dieser wird stets die theuerste Erinnerung aus meinem Künstlerleben sein, wenn dieses einmal sein Ende erreicht hat. In einigen Tagen trete ich in der «Weißen Dame» auf“, setzte sie mit einem stolzen Blick auf Tage hinzu.

„Der wahnwitzige Knabe“, dachte der Professor. „Er wird mit seinen unzeitigen Ausfällen sie so reizen, daß er dem, was andere verständige Leute ausrichten, entgegenarbeitet. Nie habe ich einen unbesonnenern Thoren gesehen als er ist, sobald es sich um Frauen handelt. Skuldfrid“, setzte er laut hinzu, „singe uns

doch einige der alten finnischen Lieder, die du als Kind sangst, im Fall du sie nicht vergessen hast."

„Ich sollte etwas vergessen haben, was mich an Finnland, an die Heimat, an meine glückliche Kindheit erinnert? Unmöglich!"

Ohne sich weiter bitten zu lassen, ging Skuldfrid an das Piano. Einige Minuten darauf erklang ihre wunderbar schöne Stimme durch den Salon. Sie sang eine von Aberney's Compositionen und zwar gerade die, welche sie als Kind bei jener ersten Begegnung mit ihm gesungen.

Der starke, ruhige und verständige Aberney ward bei diesem Gesang von seinen Erinnerungen so überwältigt, daß er sich erhob und an eins der Fenster treten mußte, um seine Bewegung zu verbergen. Wehmüthig, tief wehmüthig war der Blick, mit welchem er hinausschaute, und obschon dieser Gesang in seiner Seele viele bittere und holde Erinnerungen erweckte, so war gleichwol die Erinnerung an Skuldfrid als Kind die lebhafteste. — Ach, er glaubte noch jenes bezaubernde Kind an seiner Seite sitzen zu sehen und sein Ohr durch ihre Töne liebkosen zu hören. Wie manchen holden und dennoch thörichten Traum hatte nicht die Stimme des Kindes in der Brust des damals achtunddreißigjährigen Professors erweckt!

Die Töne verhallten, aber die Erinnerungen, welche sie hervorgerufen, standen noch lebhaft vor Aberney's Innerm.

Plötzlich schlug Skuldfrid einige brillante, glühende Accorde an, und wieder erklang ihre Stimme, aber es war nicht eine schwärmerische, nordische Melodie, welche jetzt das Ohr bezauberte, sondern einer der feurigen Gesänge des Südens. Es war ein Liedchen, wie es die Gondelführer Venedigs zu singen pflegen. Gab es jemand, der sich jetzt erinnerte, wann sie es gesungen?

Nachdem die letzten Töne dieses Liedes verhallt

waren, erhob Skuldfrid sich vom Instrument, ging auf Aberney zu und sagte in leisem Tone:

„Geliebter Onkel, ich konnte nicht mehr als dieses eine singen. Das Herz ward mir so voll.“

„Mir ging es auch so“, sagte der Professor und seine Lippen berührten ganz leicht Skuldfrid's Stirn. Dann ging er von ihr hinweg.

„Wann werden Sie in der «Weißen Dame» auftreten?“ fragte jemand Skuldfrid, während sie noch ganz gedankenvoll dastand.

Ohne das Gesicht nach dem Fragenden herumzuwenden, antwortete sie mit fester Stimme:

„Niemals.“

Mit diesem Worte entfernte sie sich von dem Frager.

„Niemals — dieses Wort hast du schon früher einmal vor mir ausgesprochen, und gleichwol trägst du jetzt den Namen Dorbino“, dachte Lothard.

Einen Augenblick später meldete Nataliens Diener, daß ein Herr sie zu sprechen wünsche.

Mit bezaubernden Lächeln verließ sie den Salon und flüsterte im Vorbeigehen Lothard zu:

„Nun kommt die Ueberraschung.“

„Jemand aus Rußland“, dachte Lothard.

Als Natalie wieder eintrat, war sie von einem ältern ganz schwarz gekleideten Herrn begleitet. Sie stellte ihn mit den Worten vor:

„Doctor Wagner.“

Dieser Name machte auf die meisten der Anwesenden einen lebhaften Eindruck. Lothard runzelte die Stirn; Skuldfrid's Wangen wurden etwas bleicher; in Tage's Augen blitzte es wie von Freude.

Der Doctor war nicht am wenigsten überrascht, hier alle die Personen zu finden, welche er mit dem Netze seiner Intriguen umgarnt hatte. Natalie lachte und machte mit dem gewöhnlichen Uebermuth in ihren Aus=

drücken einige pikante Bemerkungen über den Effect, den das Erscheinen des Doctors bewirkte.

Wagner näherte sich hierauf Skuldfrid und sagte ihr einige verbindliche Worte, sowie man sie stets für eine ausgezeichnete Persönlichkeit bereit hat. Lothard glaubte zu bemerken, daß Skuldfrid, während der Doctor mit ihr sprach, ihr schönes Haupt ungewöhnlich stolz trüge und daß ihre Antwort, obschon höflich, gleichwol etwas kalt Zurückweisendes hätte.

„Ha, ich glaube, der Doctor kennt Madame Dorbino schon von früher", rief Natalie.

„Ja, Frau Gräfin, ich hatte die Ehre, Madame Dorbino's Bekanntschaft in Finnland zu machen, während ich Arzt auf Kronobro war."

„Kronobro!" wiederholte die Gräfin, als ob sie in ihrer Erinnerung suchte.

„Kronobro gehört dem Baron Canitz", bemerkte der Doctor erläuternd.

„Ah so!"

Natalie setzte das Gespräch nicht weiter fort, beschloß aber, den Doctor über Skuldfrid und Canitz auszuhorchen. Ihre Brust hob sich unruhig, als eine instinctartige Ahnung ihr gleichsam zuflüsterte, daß es ihr niemals gelingen würde, Lothard für sich zu gewinnen, daß zwischen ihm und Skuldfrid ein geheimes Etwas existirte.

„O, mein Gott, ich glaube, daß ich zum ersten mal in meinem Leben Neid und Erbitterung fühle!" dachte Natalie und betrachtete Skuldfrid. „Sie ist ja ich, aber schöner und anziehender. Ich glaube, ich könnte sie verabscheuen, wenn — wenn er sie mir vorzöge. Er — aber ist er mir denn etwas? — Ja, in diesem Augenblick alles."

„So nachdenklich, meine Gnädige?" sagte Lothard, welcher sich der Gräfin genähert hatte.

„Ich dachte an Sie."

„Das wäre ein höchst unwürdiger Gegenstand für die Gedanken einer so liebenswürdigen Dame.“

„Liebenswürdigen, sagen Sie?“

„Ja, und ich wiederhole es noch einmal.“

„Ein leeres Wort, Herr Baron. Wer liebt wol mich?“

„Ganz sicher der, dem Sie einmal Ihr Herz schenken.“

„Sind Sie davon überzeugt?“

„Vollkommen.“

„Wenn ich es nun Aberney schenkte, glauben Sie, daß er mich lieben würde?“

„Ja, dafern er nicht schon eine andere liebt.“

„Sie trauen mir also nicht zu, daß ich eine Nebenbuhlerin besiegen könnte.“

„Frau Gräfin, Sie können das Unmögliche möglich machen. Sie besiegen, wen Sie wollen.“

„Dank, ich werde Ihrer Worte eingedenk sein und ich hoffe, daß, im Fall ich wirklich einmal ein Herz zu erobern wünschen sollte, dieses auch mein werde.“

„Sie ist eifersüchtig“, dachte Lothard. „Sollte sie wirklich ihr Augenmerk auf Aberney gerichtet haben?“

„Canitz hat etwas zu sagen gewagt, was Natalie misfallen hat“, dachte Tage. „Sie ist mislaunig. Warum kann ich sie nicht lieben, dieses bezaubernde Wesen? Warum bin ich gezwungen, ihre Zuneigung zu verrathen, um mein Herz Skuldfrid zu Füßen zu werfen? Die eine liebt mich, die andere liebe ich — ha, dieser verwünschte Canitz!“

Tage schleuderte seinem Nebenbuhler einen wüthenden Blick zu.

Spät am Abend begab man sich wieder nach Hause. Als man an Nataliens Thor aus dem Wagen stieg und Lothard von den Damen Abschied nahm, sagte er ganz leise zu Skuldfrid:

„Heute Abend erhalten Sie keine Myrte mit schwarzem Band.“

„Ich weiß es", antwortete Skuldfrid. „Für mich blüht keine Myrte mehr."

„Ja, es ist wahr; Sie sind ja Witwe."

Nach einer qualvollen Nacht begrüßte Tage die Morgendämmerung mit düsterm Blick. Der Ausflug aufs Land hatte seine Leidenschaft für Skuldfrid in demselben Grade gesteigert, wie er seine Eifersucht angefacht hatte. Der Genuß, den die eingebildete Eroberung Nataliens seiner Eitelkeit bereitete, war verschwunden und mit leidenschaftlicher Ungeduld erwartete er den neuen Tag, um sofort zu Skuldfrid zu eilen und im Namen der Liebe und der Ehre ihre Hand zu begehren. Er mußte, gleichviel um welchen Preis, sich das Recht erkaufen, zwischen Skuldfrid und den verhaßten Lothard zu treten. Sie sollte sein werden, selbst wenn er genöthigt war, sie zur Erfüllung jenes Versprechens zu zwingen, welches ihre Mutter und sie ihm einmal gegeben. Lieber wünschte er den Tod für Skuldfrid und sich selbst, als den Augenblick zu überleben, wo Lothard Besitzer des Weibes ward, welches er bis zum Wahnsinn liebte.

So ungefähr dachte Tage, während die wilde Jagd seiner stürmischen Gefühle ihn wach hielt. Der Morgen kam und mit demselben wieder der Entschluß, sein Schicksal zur Entscheidung zu bringen.

Er stand eben im Begriff sich anzukleiden, als der alte Diener des Professors ihm einen Brief überreichte.

Es war ein kleines, rosenfarbenes, parfümirtes und elegantes Billet, dessen ganzes zierliches Aeußeres verrieth, daß es von der Hand einer Dame herrührte. Die saubere und schöne Handschrift der Adresse bewies, daß eine Dame von Bildung die Feder geführt hatte.

Tage erbrach es sofort. Wie schwermüthig und bekümmert ein junger Lieutenant auch sein mag, so interessirt ihn eine solche Erscheinung doch stets, besonders wenn sie ahnen läßt, daß die Hand, welche den Inhalt

geschrieben, schön ist. Das kleine kokette Billet lautete folgendermaßen:

„Bester Lieutenant Aberney!

„Vor den Augen einer zärtlichen Freundin wäre es vergeblich, etwas verbergen zu wollen, was die Welt der Gefühle berührt. Ich kenne ihr Geheimniß, obschon Sie mir es verschwiegen haben. Vielleicht haben Sie dies deshalb gethan, weil Sie das meine geahnt. — Besuchen Sie mich heute Vormittag gegen zwölf Uhr und ich werde Ihnen als Ihre beste Freundin in dem zu rathen suchen, was Ihr Glück betrifft, während ich dabei gänzlich das vergessen werde, was ein schweres Opfer kosten wird Ihrer Freundin

Natalie.“

O, Gipfelpunkt der Frauenlist! Wie genau kannte Natalie das Instrument, auf welchem sie spielte! Das Herz des Mannes ist meistentheils eine wunderliche Mischung von Hoheit und Niedrigkeit. Der hohe Sinn gesellt sich ganz freundschaftlich zur Kleinlichkeit; die crasseste Eitelkeit geht Hand in Hand mit dem umfassendsten Ehrgeiz!

Natalie wußte dies und verstand deshalb gleichzeitig Tage's Eitelkeit zu schmeicheln und dieselbe anzustacheln, sodaß sie durch ihre verstellte Zuneigung für den Augenblick eine große Macht über sein den Leidenschaften stets zugängliches Gemüth gewann.

Die Freundschaft zwischen einem jungen Manne und einer anziehenden Frau ist ein Mittel, durch welches diese sich einen sichern Einfluß auf ihn erwirbt. Und weshalb? Deshalb, weil die Freundschaft zu nichts verbindlich macht. Sie ist nicht, wie die Liebe, ein Wucherer, der hundert Procent fordert. Nein, die Freundschaft begehrt selten etwas zum Austausch und ist im ganzen eine große und unverständige Verschwenderin. Die Freundschaft einer Frau ist stets etwas, was den Mann gleichzeitig beruhigt,

erfreut und ihm schmeichelt. Sie verschafft ihm warme Anhänglichkeit, ohne daß er selbst der Geberin dergleichen zu bieten braucht. Der Egoismus des Mannes sieht es stets gern, wenn er des Gebens überhoben wird.

So war es auch mit Tage. Er fühlte gleichsam einen Hauch des Friedens und des Trostes über seine Seele wehen, nachdem er das kleine Billet gelesen. Diese so gefeierte Natalie, der man von allen Seiten Huldigungen darbrachte, sie sprach von ihrer Anhänglichkeit an ihn, sie nannte sich seine beste Freundin, sie deutete an, daß sein Glück mit einer andern ihr Schmerz bereiten könne.

Tage warf einen Blick in den Spiegel und fand, daß er trotz der durchwachten Nacht ein ganz hübscher Mann war und daß sein Aeußeres ihn berechtigte, eine solche Eroberung gemacht zu haben.

Wohlan, wenn Natalie ihn liebte, wenn es ihm gelungen war, ihr Liebe einzuflößen, warum sollte er nicht auch im Stande sein, wieder jene warme Zuneigung zu erwecken, welche Skuldfrid als Kind für ihn gehegt? Wieder lächelte die Hoffnung, wieder flüsterte das Selbstvertrauen seinem Herzen manches schmeichelnde Versprechen zu, und als Tage, nachdem er sorgfältig Toilette gemacht, sich zur Gräfin begab, war der Ausdruck seines Angesichts nicht mehr niedergeschlagen, sondern die Augen glänzten vor Zuversicht.

In einem bezaubernden Boudoir traf Tage die Gräfin in eine einfache, aber geschmackvolle Morgentoilette gekleidet. Als er eintrat, reichte sie ihm mit holdem und zugleich wehmüthigem Lächeln die Hand und sagte:

„Willkommen, treuloser Ritter, der gar nicht verdient, daß man sich für ihn interessirt. Sie sind undankbar; man sollte Sie den Mishandlungen des Schicksals überlassen.“

Tage ergriff die Hand und küßte sie mit einer Wärme, die durchaus nicht erheuchelt war. Er war

leider ein nur allzu williger Sklave der Eindrücke des Augenblicks, um anders als nach dem Impuls derselben handeln zu können.

„In welcher Beziehung, Gräfin, habe ich mich gegen Sie vergangen?“ fragte Tage und setzte sich in einen Sessel, den er ganz nahe an das Sofa zog, auf welchem die reizende Frau Platz genommen.

„Und das fragen Sie?“ entgegnete Natalie, indem sie ihn mit gutgespieltem Ernst betrachtete. „Wie viel mal haben Sie im Laufe der letztvergangenen zwei Jahre gesagt, daß Sie mich lieben! Wie viele Briefe haben Sie geschrieben, worin Sie sagen, ich sei der einzige Stern an Ihrem Lebenshimmel und Sie beteten mich an!“

Tage machte ein etwas verlegenes Gesicht. Natalie fuhr fort:

„Dachten Sie auch, was Sie schrieben? Fühlten Sie, was Sie mit Ihren Worten zu erkennen geben? Lieutenant Aberney, antworten Sie mir ehrlich und aufrichtig, wie es einem Manne geziemt. Haben Sie blos Ihr Spiel mit mir getrieben?“

„Nein, Gräfin, es war kein Spiel.“

„Dann war es also Ernst; es war also Wahrheit, daß Sie mich liebten?“

„Ja, es war Wahrheit in dem Augenblick, wo ich es sagte“, antwortete Tage, der sehr richtig einsah, daß es hier am besten sei, ehrlich zu sprechen.

„Sie wollten also um einer augenblicklichen Aufwallung willen mein Herz verlocken und, nachdem Ihnen dies geglückt, es wieder liegen lassen wie ein Spielzeug, welches Sie nicht mehr amusirt.“

Indem die Gräfin dies sagte, senkte sie das Haupt und barg das Gesicht in den Händen. Es sah aus, als ob sie weinte. Tage's Situation war eine nichts weniger als angenehme, besonders weil die Gräfin Skuldfrid's beste Freundin zu sein schien. Ueberdies so eine Frau weinen zu sehen, welche lange ein gesuchter

Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewesen, dies war etwas, was Tage ganz verblüfft machte. Diese Thränen sagten ihm ja, daß er den Preis gewonnen, nach welchem er so eifrig gestrebt. Daß dieser jetzt nicht mehr denselben Werth besaß wie früher, war blos etwas, was seine Stellung noch kritischer machte. Er beugte ein Knie vor der Gräfin und stammelte in aufgeregtem Tone:

„Hören Sie und richten Sie mich dann.“

„Ich will nichts hören“, flüsterte Natalie und richtete den Kopf wieder empor, während sie Tage zärtlich anblickte. „Ich weiß ja alles — daß Sie Madame Dorbino von ganzer Seele lieben. Ihr Glück beruht darin, daß Sie Ihr Schicksal mit dem ihrigen vereinigen.“

Tage ergriff die Hände der Gräfin, küßte sie und flüsterte:

„Verzeihung; ich liebte Skuldfrid schon seit meinem vierzehnten Jahre.“

„Werden Sie von ihr auch wieder geliebt?“ fragte Natalie und entzog ihm ihre Hände.

„Einmal liebte sie mich, einmal gab sie mir das Versprechen ihrer Hand und ihrer Treue. Seit dieser Zeit sind wir mehrere Jahre getrennt gewesen und nun —“

„Nun fürchten Sie ihr Herz verloren zu haben?“

„Es gibt Augenblicke, wo Zweifel und Mismuth meine Seele erfüllen.“

„Stehen Sie auf“, entgegnete Natalie, indem sie den Kopf mit schmerzlicher Bewegung auf die Hand stützte, als ob sie nicht im Stande wäre, ihn aufrecht zu halten. „Ich habe schon seitdem ich Sie das erste mal mit Frida zusammen sah, das Geheimniß errathen. Gestern stand es vollkommen klar vor mir.“ — Natalie seufzte. „Die Entdeckung war schmerzlich; ich hatte an Ihre Liebe geglaubt, ich war in diesem Glauben glücklich. Still — unterbrechen Sie mich nicht. Dem, der die Hoffnung auf eigenes Glück verloren hat, bleibt nichts weiter übrig, als das Glück dessen zu bereiten, der ihn

darum bestohlen. Deshalb biete ich Ihnen meinen Beistand an, um Ihre Vereinigung mit Skuldfrid fördern zu helfen. Ich bin jetzt die Bundesgenossin Ihres Glückes, nachdem Sie mich der Freude beraubt, Sie durch mich selbst beglücken zu können."

Die Augen der Gräfin wurden wie von Thränen umschleiert. Es folgten nun einige Fragen von Nataliens Seite über die Stellung zwischen Tage und Skuldfrid, ob eine Erklärung stattgefunden habe u. s. w.

Tage vertraute ihr, was die Gegenwart betraf, verschwieg aber alles, was Bezug auf die Vergangenheit und die Rolle hatte, welche Lothard in Skuldfrid's Leben gespielt. Er nannte nicht ein einziges mal den Namen seines Nebenbuhlers und deutete ebenso wenig auf ihn hin. Er sprach ausschließlich von dem, was zwischen Skuldfrid und ihm seit Ankunft der erstern in Schweden geschehen war, daß er sie zu überreden gesucht, der Bühne zu entsagen, und daß er die Erfüllung ihres gegebenen Versprechens nicht eher von ihr habe verlangen wollen, als bis sie durch längeres Beisammensein mit ihm Zeit gehabt, in ihrer Erinnerung ihre frühere Anhänglichkeit aneinander wieder wach zu rufen.

Natalie hörte ihn aufmerksam an, als er aber endlich davon sprach, daß er beim Empfang ihres Briefes eben fest entschlossen gewesen wäre, zu Skuldfrid zu gehen und sein Schicksal von ihr entscheiden zu lassen, fiel Natalie lebhaft ein:

„Dadurch würden Sie alles verderben! Eine übereilte Erklärung würde Sie nur von Skuldfrid entfernen. Nein, Ihr Entschluß, Skuldfrid's Zärtlichkeit erst wieder aufleben zu lassen, ist weit richtiger. Ich will inzwischen für Sie thätig sein. Sie Undankbarer sollen mir dennoch für Ihr Glück Dank schuldig werden."

Noch eine Weile dauerte das Gespräch, und als Tage Natalie verließ, betrachtete er sie als seinen guten Engel. Seine Anhänglichkeit an sie war jetzt bedeutend größer und wirklicher als je vorher.

Lamartine sagt — ich weiß nicht gleich wo —: „Durch Hingebung und Güte erobert das Weib unser Herz, durch Schönheit und Geist berauscht sie unsere Sinne. Die Schönen und Geistreichen müssen daher die Hingebenden und Guten spielen, wenn sie uns mit der Allmacht der Liebe beherrschen wollen."

Wir glauben, Lamartine hat recht. Natalie wenigstens hatte durch die Rolle, die sie jetzt durchführte, mehr gewonnen als durch alle andern, welche sie bisjetzt gespielt. Sie hatte sich Tage's Achtung, Bewunderung und Anhänglichkeit erworben. Ließ sich erwarten, daß sie diesen Gewinn auch behalten würde? Ja, solange er an das glaubte, was sie zu sein schien.

Funfzehntes Kapitel.

Einige Tage nach dem ländlichen Ausflug folgte einer von denen, wo die Menschen von einer förmlichen Wuth ergriffen zu sein schienen, einander das Leben so unbehaglich als möglich zu machen.

Tante Sarah erwachte mit dem Vorsatz, sich zu Skuldfrid zu begeben und ihr einmal recht vernünftige Vorstellungen über das Theaterleben zu machen. Sie hatte nämlich jetzt wieder die allerschrecklichsten Gerüchte gehört. Fräulein G., Mamsell D. und Frau F. hatten alle, jede in ihrer besondern Weise, dazu beigetragen, Sarah darüber aufzuklären, daß Madame Dorbino eine mehr als zweideutige Lebensweise geführt, und daß nur ihre Verwandtschaft mit der Gräfin Renstein es sei, was sie einigermaßen in der allgemeinen Achtung aufrecht erhielte und die Ursache wäre, daß sie noch in die vornehmern Gesellschaftskreise eingeladen würde u. s. w. Genug, Sarah warf sich in ein zierliches Promenadencostüm und begab sich ganz zeitig, ehe noch Aberney sichtbar geworden war, zu Skuldfrid.

„Madame, eine alte Dame wünscht Sie zu sprechen“, sagte Anaise zu Skuldfrid, indem sie den Kopf zur Thür des Cabinets hereinsteckte.

„Wie heißt sie?“ fragte Skuldfrid ohne aufzublicken.

„Mademoiselle Hederman.“

„Tante Sarah!“ rief Skuldfrid, indem sie sich sofort erhob und das, was sie zu schreiben im Begriff stand, weglegte. „Ich lasse sie bitten einzutreten.“

„Welchem glücklichen Zufall habe ich die Freude zu verdanken, dich, liebe Tante, bei mir zu sehen?“ rief Skuldfrid lächelnd und ging Sarah entgegen.

„Meine Anhänglichkeit führt mich her“, antwortete Sarah, die trotz ihres Vorsatzes, streng zu sein, sich nicht enthalten konnte, das schöne «Kind» anzulächeln, welches ihr heute schöner erschien als jemals.

„Komm und setz' dich, liebe Tante. Herzlichen Dank, daß du dich hast entschließen können, die Wohnung einer Sängerin zu betreten“, sagte Skuldfrid, indem sie drohend den Finger hob. „Es war sehr bös von dir, daß du einmal sagtest, du würdest, solange ich Schauspielerin wäre, niemals über meine Schwelle kommen.“

„Nein, es war gerecht“, fiel Sarah heftig ein. „Daß ich heute komme, hat seinen Grund einzig und allein darin, daß ich mir fest vorgenommen habe, dich nun nicht länger mehr beim Theater zu lassen.“

Die Alte sprach mit solchem Nachdruck, daß ihr der Kopf wackelte.

„Dann bist du also entschlossen, eine Schlacht zu liefern“, rief Skuldfrid munter. „Es ist aber nicht ritterlich, einen Gegner so unvorbereitet zu überfallen. Bedenke doch, Tante, wenn du mich nun so überrumpeltest, daß ich sofort das Gewehr streckte!“

Sarah stierte Skuldfrid, durch ihre Munterkeit ganz aus dem Concept gebracht, eine Weile unverwandt an. Gewöhnlich hatte Skuldfrid, wenn Sarah ihre kleinen Angriffe machte, entweder gar nicht oder in kaltem und abweisendem Tone geantwortet.

„Du scherzest“, hob Sarah wieder an, „ich muß dir aber sagen, daß ich nicht hierher gekommen bin, um

zu scherzen; sondern um reinen Ernst zu sprechen und um von dir Rechenschaft wegen des Lebens zu fordern, welches du geführt hast und noch führst."

„Was gibt es denn in meinem Leben, wofür ich Rechenschaft zu geben hätte?" fragte Skuldfrid immer noch schelmisch lächelnd.

„Du fragst noch?" rief Tante Sarah, indem sie wiederholt ihr Kleid glatt strich. „Bist du nicht von deinem Manne geschieden? Hast du dir seitdem nicht verschiedene Abweichungen von der Bahn der strengen Sitte gestattet?"

Skuldfrid brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Was um Gottes willen sagst du, Tante? Ich soll von meinem Manne geschieden sein!"

Skuldfrid konnte vor Lachen nicht weiter sprechen.

O Gipfelpunkt des Leichtsinns! Ein solches Benehmen konnte selbst ein frömmeres Gemüth als das Sarah's reizen, und deshalb rief sie mit vor Zorn bebender Stimme:

„Also, Henoch Aberney's Tochter hat von ihrer Ehre einen so geringen Begriff, daß sie über die ehrenrührigen Dinge lacht, die man ihr vorwirft! Du bist aber dem Namen deines Vaters mehr Achtung schuldig und hättest niemals vergessen sollen, welchen unvertilgbaren Flecken das Verbrechen deiner Mutter diesem Namen zugefügt — du —"

„Genug!" rief Skuldfrid, indem sie ihre Tante heftig beim Arm faßte.

Die junge Frau war todtenbleich, ihr ganzer Körper zitterte und sie rief in einem Tone, der hohl und unheimlich klang:

„Nenne nicht den Namen meiner Mutter — nenne ihn niemals, wenn du nicht willst, daß ich auf immer mein Vaterland meide!"

Skuldfrid hielt sich mit beiden Händen den Kopf und murmelte schmerzlich:

„O Jesus Christus, darf denn nicht einmal ihre

Asche in Frieden ruhen! Hat die Arme nicht durch ihre vielen und bittern Leiden ihr Unrecht gesühnt!"

Dann richtete sie stolz ihr gesenktes Haupt empor und setzte hinzu:

„Tante, Harmen Aberney's Tochter weiß, daß sie schuldlos vor Gott stehen muß, um zur Sühne dessen beizutragen, was ihre Mutter verbrochen, aber ebenso gut weiß sie auch, daß sie sich keines Unrechts schuldig gemacht, daß ihr Leben rein und fleckenfrei ist wie der Tag. Mit diesem Bewußtsein glaubt sie das Recht zu besitzen, allein über ihre Zukunft zu bestimmen. Und nun, Tante, wollen wir dieses Thema ruhen lassen."

„Monsieur Aberney", hörte man Anaise's Stimme sagen, und wieder ward der Kopf der würdigen Französin an der Thür sichtbar.

„Er ist willkommen", antwortete Skuldfrid kurz und kalt.

Tante Sarah war bei dem Namen Aberney ein wenig erschrocken. Sie fürchtete, daß es Victor sei, und dann hätte die Sache sehr unangenehm werden können, wenn er erfahren hätte, was Tante Sarah soeben gesagt. Ihre Befürchtungen schwanden aber sofort hinweg, als Tage eintrat.

Nachdem er Skuldfrid begrüßt, einen misvergnügten Blick auf Tante Sarah, die auf dem Sofa saß, geworfen, sagte er zu letzterer gewendet:

„Hast du etwas Besonderes mit Skuldfrid zu sprechen, Tante? In diesem Falle will ich mich entfernen und wiederkommen, wenn die Unterredung der Damen beendet ist."

„Skuldfrid scheint nicht aufgelegt zu sein, anzuhören, was ich ihr zu sagen hatte, und deshalb thue ich wol am besten, wenn ich mich entferne", entgegnete Sarah, indem sie sich erhob. „Du willst auf einen verständigen Rath nicht hören", setzte sie hinzu und sah Skuldfrid an, welche bleich und kalt vor ihr stand.

„Jetzt nicht“, antwortete Skuldfrid. „Deine Worte, Tante, thun hier wehe.“

Sie legte, indem sie dies sagte, die Hand aufs Herz.

„Aber du bedenkst nicht, was ich empfinde, wenn —“

„Tante, sage nichts weiter! Spanne die Sehne nicht noch straffer!“

Skuldfrid's Miene war von der Art, daß Tante Sarah es für das Gerathenste hielt, sich zu entfernen.

Tage war gekommen, um Skuldfrid eine Promenade vorzuschlagen, sie nahm aber diesen Vorschlag nicht an, sondern erklärte, daß sie das Bedürfniß fühle, allein zu sein. Sie empfing überhaupt den ganzen noch übrigen Tag niemand, sondern blieb in ihr Zimmer eingeschlossen.

Als Tage aus Skuldfrid's Wohnung herunterkam, traf er auf Nataliens Vorsaal mit Lothard zusammen. Lothard sah ihm nach und dachte!

„Er kommt von ihr — wenn Natalie recht hätte! Doch es ist unmöglich! Das Schicksal kann mir nicht auf so gräßliche Weise Glück, Glauben und Hoffnung rauben!“

Er zog die Klingel an Nataliens Thür.

Sechzehntes Kapitel.

Während Tante Sarah sich anschickte, zu Skuldfrid zu gehen und ihr mit ihrer Strafpredigt aufzuwarten, hatte Natalie zwei Briefe abgesendet — einen an Doctor Wagner, welcher folgende Worte enthielt:

„Herr Doctor. — Sofort nach Empfang dieses besuchen Sie gefälligst

Natalie Renstein.“

Der andere war an Lothard gerichtet und lautete:

„Herr Baron. — Wenn Ihre Zeit es erlaubt, so besuchen Sie mich heute Vormittag. Gegen ein Uhr treffen Sie mich zu Hause. Mit aller Achtung

Natalie Renstein.“

Der Brief des Doctors traf ihn gerade, als er ausgehen wollte, und die Folge davon war, daß der Arzt seinen Weg sogleich nach der Wohnung der Gräfin nahm.

Nachdem Natalie diese beiden Briefe abgesendet, begann sie in ihrem Bibliothekzimmer auf- und abzugehen. Ihre Miene verrieth Aufregung, ihre Wange war bleich und das Auge bald von Wehmuth umschleiert, bald blitzte es vor Zorn. Nachdem sie ihre Wanderung eine Weile fortgesetzt, blieb sie vor einem Spiegel stehen, be-

trachtete ihr eigenes Bild und hielt dabei in Gedanken folgenden Monolog:

„Wäre es wirklich möglich, daß ich, die ich so viele Jahre nicht an die Liebe geglaubt, über die Thoren gelacht, die für mich gebrannt, und leichtsinnig mit Herzen gespielt, nun meinerseits von dieser Krankheit ergriffen worden wäre und meine Gefühle einem Manne zugewendet hätte — einem jener Herren der Schöpfung, welche in der Nähe betrachtet Marionetten gleichen? Wir schönen Frauen brauchen ja blos die Fäden zu ziehen und wir sehen sowol Helden als Feiglinge, große Männer und Zwerge nach unsern Launen tanzen und sich zu unsern Sklaven erniedrigen. Einen solchen Schatten von einem Mann, ohne daß etwas anderes als der Name andeutete, daß er ein solcher ist, sollte ich — ich — lieben! — Ha, das wäre erniedrigend! — Ist er aber wirklich wie die andern? Nein. Er hat sich nicht zum Sklaven eines Weibes gemacht, und dies eben ist es, was mich bezaubert hat. Aber weiß ich es wol? — Diese Gleichgültigkeit, diese Ueberlegenheit kann ja erheuchelt sein und er dahinter ein Herz bergen, welches ebenso schwach ist wie das aller andern. Zwei Jahre lang hat er mich amusirt, interessirt, gereizt und gepeinigt, aber noch nicht so wie jetzt meine ganze Seele in Aufruhr gesetzt — Aufruhr, ja, das ist das rechte Wort. Zorn, Aerger und Erbitterung sind das, was ich fühle, nichts anderes. Mein Stolz fühlt sich verletzt, daß er allein mir widerstehen solle. Ich ertrug es, solange ich glaubte, er sei unzugänglich, nun aber —"

„Doctor Wagner", meldete der Diener.

Der Doctor trat ein.

„Willkommen, Herr Doctor, ich habe Sie mit Ungeduld erwartet", sagte Natalie.

„Sind Sie krank, Frau Gräfin?" fragte Wagner mit einem feinen Lächeln, ergriff die kleine, schöne Hand und legte den Finger auf den Puls. „Ihr Puls

thut hundert Schläge in der Minute. Sie haben Fieber."

„Das ist wol möglich, auch habe ich Sie rufen lassen, doch lassen wir vor der Hand das Fieber", entgegnete die Gräfin, indem sie sich setzte und durch eine Handbewegung den Arzt einlud, ebenfalls Platz zu nehmen.

„Erinnern Sie sich noch unserer ersten Bekanntschaft?" hob Natalie dann wieder an.

„An Bord der Fregatte Karolina? Mehr als zu gut. Ich hatte ja die Ehre, während der Reise der Arzt Ihres Herrn Gemahls zu sein."

„Seitdem sind nun über zwei Jahre vergangen, und Sie haben sich wol während dieser Zeit in Schweden aufgehalten?"

„Ja, und vergangenen Sommer hatte ich das Glück, in Schonen bei dem Grafen *** während Ihres Verweilens in seiner Familie mit Ihnen zusammenzutreffen."

„Ich war krank und Sie machten mich wieder gesund."

„Was beabsichtigt sie mit dieser Wiederholung von Dingen, die ich schon kenne? Ich werde mir einen kleinen directen Ausfall erlauben, um besser zu sehen, was sie eigentlich im Schilde führt", dachte der Doctor und setzte laut hinzu: „Ihre Krankheit war nur eine Folge von schlechter Laune, anders aber stand es mit dem jungen Aberney. Er wollte sein Leben aufs Spiel setzen, um — Ihren Handschuh zu retten."

„Erinnern Sie mich nicht an alle die Thorheiten, die er damals beging", entgegnete Natalie ungeduldig.

„Also ihm gilt es nicht", dachte der Doctor.

„Seit wann sind Sie hier in der Hauptstadt angelangt?" fragte die Gräfin, dem Gespräch sofort eine andere Wendung gebend.

„Seit einem Monat."

„Wie lange werden Sie hier bleiben?"

„Entweder auf immer oder ich verlasse Schweden ganz, um niemals wiederzukehren."

„Warum ließen Sie mich nicht eher schon wissen, daß Sie in Stockholm waren?“

„Sie stellt ein förmliches Verhör mit mir an. Es macht ihr Mühe, auf das rechte Thema zu kommen“, fiel der Doctor in Gedanken ein. Dann antwortete er: „Weil meine Zeit durch Geschäfte in Anspruch genommen ward. Ueberdies, schöne Gräfin, hörte ich, daß Sie gesund seien und meiner Dienste als Arzt nicht bedürfen. Ich hatte Ihre Worte von vergangenem Sommer noch in lebhafter Erinnerung.“

„O, ich weiß! Sie lauteten: «Lassen Sie sich in der Hauptstadt nieder und Sie sollen mein Arzt werden.» Von und mit dem heutigen Tage sind Sie es auch; deshalb ließ ich Sie rufen. Ich bin krank.“

Der Doctor machte eine Verbeugung, welche gedeutet werden konnte, als wolle er sagen: „Da Sie es sagen, so muß ich es wol glauben.“

„Verstehen Sie mich recht. Ich bin so ärgerlich, daß ich mich unwohl fühle.“

„Kann ich vielleicht etwas zur Minderung Ihres Aergers beitragen?“

„Sie können wenigstens meine Neugier zufrieden-stellen.“

„Ah!“

„Sie kennen Madame Dorbino. Wo und wie lernten Sie dieselbe kennen?“

„Endlich sind wir aufs rechte Kapitel gekommen“, dachte der Doctor. „Nimm dich in Acht, Wagner, damit du nicht eher etwas verräthst, als bis du die Beweggründe kennst, von welchen das schlaue Weib geleitet wird.“

Dann sagte er laut mit zurückhaltender Miene:

„Gräfin, ich sagte Ihnen schon bei meinem Zusammentreffen mit Madame Dorbino, daß ich dieselbe in Finnland kennen gelernt.“

„War sie damals unvermählt?“

„Ja wohl, Sie wissen ja selbst, daß sie als vermählt in England und Frankreich gelebt hat.“

„Wo oder bei wem machten Sie ihre Bekanntschaft?“

„Bei ihrer Mutter.“

„Hieß ihre Mutter Aberney?“

Der Doctor machte eine bejahende Verbeugung und nahm seine zurückhaltendste Miene an.

„Die Aufrichtigkeit ist nicht seine schwache Seite“, dachte Natalie mit innerer Ungeduld. „Ich muß meinen Angriffsplan ändern. Dank für Ihre Mittheilungen“, hob sie dann laut wieder an. „Meine berühmte Verwandte ist so verschlossen, daß man sie niemals von ihrer Vergangenheit sprechen hört. Ich weiß selbst jetzt noch nicht, wie nahe sie mit dem Professor Aberney verwandt ist, sondern blos, daß sie der Familie Aberney angehört, und ich vermuthe, daß sie als unvermählt diesen Namen geführt.“

Die Gräfin lehnte sich auf dem Sofa zurück und sagte mit scheinbarer Gleichgültigkeit:

„Sie haben längere Zeit in Finnland und wenn ich nicht irre in der Nähe von Åbo gelebt.“

„Sowol dort als auch in Helsingfors.“

„Ein sonderbares Volk, diese Finnen“, bemerkte Natalie und sprach nun ein Langes und Breites über das finnische Volk, den letzten finnischen Krieg und die finnischen Zustände.

Der Doctor ging vorsichtig auf das Gespräch ein und gab auf jedes Wort der Gräfin genau Acht, obschon ohne es sich merken zu lassen.

Nachdem Natalie von gewissen, ihr bekannten adelichen Familien in Finnland gesprochen, setzte sie wie von ungefähr hinzu:

„Baron Canitz besitzt ja dort ein größeres Gut.“

„Also Canitz ist es, über den sie etwas wissen will“, dachte der Doctor. „Der Baron hat ein Besitzthum

dort gehabt", sagte er dann, „aber er hat es verkaufen müssen."

„Gab es nicht dort in der Nähe eine Familie Namens Smidt?" fragte Natalie.

„Frau Gräfin, in Finnland gibt es viele Familien dieses Namens."

„Doctor", rief Natalie halb scherzend, halb ungeduldig, „Sie geben mir blos ausweichende Antworten."

„Und zwar deshalb, Frau Gräfin, weil Sie so sonderbare Fragen an mich thun", antwortete der Doctor, indem er Natalien mit durchdringendem Blick anschaute und mit Nachdruck hinzufügte: „Sie wünschen von mir etwas zu wissen, was den Baron Canitz betrifft, aber Sie suchen es zu erfahren, ohne das Interesse verrathen zu wollen, was Ihren Fragen zu Grunde liegt. Warum fragen Sie nicht lieber geradezu?"

„Ich traue Ihnen nicht. Sie sind ein sehr schlauer und gefährlicher Mann."

„Gräfin, ich wage Ihnen ganz gehorsamst zu versichern, daß ich von Ihnen ganz dasselbe denke", entgegnete der Doctor, sich verbeugend.

„Nun, wenn dem so ist, so werden wir einander wol nicht hinters Licht führen können", rief Natalie lachend.

„Das ist allerdings unmöglich. Es gibt hier blos einen Weg, und dieser ist, daß wir uns einander auf Gnade und Ungnade ergeben und ehrlich werden. Was wollen Sie von mir wissen?"

„Ich will wissen, ob Sie eine gewisse Mamsell Smidt aus Finnland kennen."

„Ja, die kenne ich."

„Ist der Baron Canitz verliebt in sie gewesen?"

„Ja."

„Wo lebt sie gegenwärtig?"

„Hier."

„In der Hauptstadt?"

„Ja."

„Ich muß wissen, wo."

„Sie sollen es erfahren. Erst aber müssen Sie mir Ihr Vertrauen schenken und mir sagen, ob Ihr Herz dem Baron Canitz geneigt ist."

„Doctor, Sie überschreiten die Grenze, welche das Zartgefühl vorzeichnet."

„In diesem Falle trete ich zurück und habe dann nichts weiter zu sagen, weder über Mamsell Smidt, noch Baron Canitz, noch Madame Dorbino."

Natalie schwieg. Nach einer Weile fuhr der Doctor fort:

„Ich bin der einzige, der über diese Personen Aufschlüsse geben kann; wollen Sie daher, Gräfin, Aufrichtigkeit von mir haben, so müssen Sie mir mit einem guten Beispiel vorangehen. Ich muß darüber klar sein, ob Sie Canitz lieben oder hassen."

„Ich hasse ihn."

„Das heißt — Sie lieben ihn", fiel der Doctor lächelnd ein. „Was ist Ihre Absicht? Was wollen Sie mit Ihrem Haß bezwecken?"

„Ihn demüthigen."

„Ich verstehe — Sie wollen ihn zu Ihren Füßen liegen sehen. Gräfin, das ist schwer, wo nicht geradezu unmöglich."

„Unmöglich ist nichts", fiel Natalie heftig ein.

„Dies aber, fürchte ich, ist es dennoch. Ich kenne Canitz; seine Gefühle ändern sich nicht."

„In diesem Falle möge er sich hüten. Ich werde ihm niemals verzeihen, wenn er mich verschmäht."

„Seit sechs Jahren gehört sein Herz einer Person, die er lieben wird bis in den Tod. Es gibt blos ein Mittel, ihn von dieser thörichten Liebe loszureißen."

„Und dieses ist?"

„Die Geliebte in seiner Achtung zu stürzen. Aber

dieses ist keine leichte Sache. Sie ist keusch und rein wie eine Vestalin."

„Und diese Vestalin — wer ist sie?"

„Mamsell Smidt."

„Wo ist sie zu finden?"

„In diesem Hause."

„Doctor!"

„Madame Dorbino und Mamsell Smidt sind eine und dieselbe Person."

„Ha, meine Ahnung!"

„Der Herr Baron Canitz!" meldete der Diener.

„Sie sehen sehr aufgeregt aus, Madame", sagte der Doctor auf französisch.

„Ich bin krank", antwortete Natalie, indem sie sich in dem Sofa zurücklehnte, und sagte dann zu dem Diener: „Ich lasse den Herrn Baron bitten einzutreten."

Wagner ergriff das Handgelenk der Gräfin, wie um den Puls zu untersuchen, und als Lothard eintrat, hörte er den Doctor sagen:

„Morgen werde ich nachfragen, ob meine Verordnungen etwas genützt haben und ob in Ihrem Zustande eine Besserung eingetreten ist, Frau Gräfin."

Mit diesen Worten erhob er sich, machte Natalien und Lothard eine höfliche Verbeugung, worauf er das Zimmer verließ.

Siebzehntes Kapitel.

„Sie sind unpäßlich, Frau Gräfin", sagte Lothard, als sie allein waren. „Meine Gegenwart ist vielleicht lästig."

„Ich habe Sie ja selbst ersucht zu kommen", sagte Natalie, deren Stimme ein wenig zitterte.

„Wie Sie sehen, bin ich dem Rufe gefolgt."

„Meine Absicht war, Beschlag auf Ihre Artigkeit zu legen", entgegnete Natalie, indem sie nach Skuldfriid's Art das Köpfchen auf die Seite hielt und Lothard anlächelte, der bei dieser Bewegung fast unbemerkbar die Augenbrauen zusammenzog. Gleichwol antwortete er in verbindlichem Tone:

„Sie haben nur über mich zu befehlen."

„Nächsten Montag wird die «Weiße Dame» gegeben und ich wollte Sie bitten, mir für diesen Abend Ihre Loge abzutreten. Sie haben dieselbe, wie ich höre, auf alle Vorstellungen gemiethet, in welchen Madame Dorbino auftritt."

„Ich überlasse sie Ihnen mit Vergnügen, Frau Gräfin. Ich habe dieselbe schon das vorletzte mal nicht benutzt."

„Nicht! Aber wohl gedenken Sie dieselbe zu benutzen, wenn die «Weiße Dame» gegeben wird, nicht wahr?" fragte Natalie, indem sie ihn scharf ansah.

„Ich glaube kaum, und auf alle Fälle, Frau Gräfin, kann nun nicht die Rede davon sein. Wollte ich auch die «Weiße Dame» hören, so könnte ich ja stets einen andern Platz bekommen. Wünschen Sie noch sonst etwas?"

„Ja", entgegnete Natalie, indem sie ihm mit beinahe bittendem Blick die Hand reichte. Die ausgezeichnetste Schauspielerin hätte ihre Sache nicht besser machen können. „Ich wünschte, daß Sie mir und der Gemahlin des russischen Gesandten an diesem Abend im Theater Gesellschaft leisteten. Sie wissen, daß die Gräfin P. kränklich ist. Sie hat sich noch bei keiner der schon stattgehabten Vorstellungen in das Theater gewagt. Deshalb bat sie mich, ihr eine Loge im ersten Range zu verschaffen. Ich versprach ihr nicht blos dies, sondern auch, sie zu begleiten. Wohlan, die Gräfin ist sehr langweilig; kommen Sie daher und helfen Sie mir die langen Zwischenacte aushalten. Sie verrichten dann zwei gute Werke zu gleicher Zeit — Sie erfreuen die kranke Gräfin, deren Günstling Sie sind, und bereiten mir eine Zerstreuung."

Lothard's Stirn umwölkte sich. Natalie ging mit vieler Ueberlegung zu Werke. Erst hörte sie, daß er sich vorgenommen, das Theater nicht zu besuchen, und dann machte sie es ihm unmöglich, sich zu weigern.

„Wenn die «Weiße Dame» gegeben wird", antwortete Lothard, „so werde ich die Ehre haben, die Damen zu begleiten."

„Dank, lieber Baron — und nun noch ein letztes Wort. Verzeihen Sie, daß ich es mir zwei Jahre lang zum Scherz gemacht, Sie glauben zu lassen, daß ich Mamsell Smidt kennte. Ich bereue jetzt diese Unwahrheit und gestehe, daß sie mir eine völlig unbekannte Persönlichkeit ist."

„Ich glaube, Gräfin, daß sie dies gewesen ist, gleichzeitig bin ich aber auch fest überzeugt, daß Sie gerade jetzt wissen, wer diesen Namen getragen hat.“

„Welche Voraussetzung! Worauf gründen Sie dieselbe?“

„Auf meine Kenntniß Ihres Charakters. Sie sind niemals gefährlicher, als wenn Sie so sanft sind. Die Klugheit gebietet dann, daß man auf seiner Hut sei.“

„Gefährlich — Was wollen Sie damit sagen?“

„Gefährlich ist jeder, welcher die Fähigkeit zu verwunden zu besitzen glaubt.“

„Und das sagen Sie mir?“

„Ja, Frau Gräfin, gerade Ihnen, denn hinter dem offen ausgesprochenen Geständniß, daß Sie Mamsell Smidt nicht kennen, verbergen Sie Ihre Kenntniß, wer sie ist. — Jetzt wissen Sie, daß Madame Dorbino früher diesen Namen getragen hat. Doctor Wagner hat Sie hierüber aufgeklärt. Sie wissen auch, daß das einzige Weib, dem ich meine ganze Bewunderung und Achtung geschenkt, Skuldfrid Smidt ist. — Nachdem ich dies somit selbst bestätigt, werden Sie ganz bestimmt einsehen, daß jede weitere Verhandlung über dieses Thema nicht an ihrem Platze wäre.“

Es gibt nichts, was intriguante Charaktere mehr überrumpelte, als aufrichtiges Herausgehen mit der Wahrheit. Natalie war gleichsam aus dem Concept gebracht. Dennoch war sie eine zu geübte Schauspielerin, als daß sie sich Ueberraschung oder Aerger hätte merken lassen sollen. Deshalb hob sie lachend wieder an:

„Sie haben mich entwaffnet, bester Baron, und dies so gründlich, daß Sie mich aller meiner Waffen beraubt haben. Womit soll ich Sie hinfort angreifen?“

„Mit Ihrer liebenswürdigen Heiterkeit, Ihrem Scharfsinn und Ihrem Witz“, sagte Lothard artig. „Hierin besitzen Sie Waffen, die man Ihnen niemals rauben

kann. Sie sind so reich ausgerüstet, daß Sie für unsere Herzen stets eine gefährliche Frau bleiben."

„O, ich bin nicht sehr gefährlich", seufzte Natalie, „für Sie wenigstens bin ich es nie gewesen."

„Sie sind es für alle, für welche es Ihnen beliebt es zu sein."

„So, so — das war eine ausweichende Antwort."

„Durchaus nicht. Ich wollte damit sagen, daß Sie mich mit nichts anderm als Ihrer Ungnade beehrt haben. Sie haben es nicht der Mühe werth gehalten, mir gefallen zu wollen."

Faßte Natalie die feine Hindeutung, welche in dieser Antwort lag, richtig auf? Wir glauben es, denn sie wechselte ein wenig die Farbe.

„Sie haben recht. Und sicherlich werden Sie auch niemals ein Gegenstand meiner Gefallsucht sein."

„Nach dieser Erklärung können wir ja einander die Hände reichen. Meine Gnädige, ich versichere, daß es mir niemals einfallen kann, etwas anderes zu sein als ein ritterlicher Freund der Damen im allgemeinen und der liebenswürdigen im besondern."

Mit diesen Worten führte Lothard die Hand der Gräfin an seine Lippen und nahm Abschied.

„Ha, der Vermessene! Er will nicht einmal meine Freundschaft — aber das sollst du bereuen!" murmelte Natalie.

Achtzehntes Kapitel.

Als Lothard am Abend desselben Tages nach Hause kam, warf er sich auf das Sofa, um die Zeitungen zu lesen. Mit der theilnahmlosesten Miene von der Welt schlug er eine derselben auseinander. Ganz mechanisch warf er die Augen auf die erste Seite und die Theateranzeige. Mit großer Schrift stand hier zu lesen:

„Die auf Mittwoch angesetzte Vorstellung «Die Weiße Dame» bleibt wegen Heiserkeit der Madame Dorbino bis auf weiteres ausgesetzt.“

Lothard sprang auf und rief:

„Was bedeutet das? — Ist sie wirklich heiser oder —“

Er warf sich wieder auf das Sofa und wendete das Zeitungsblatt um, um zu sehen, ob es vielleicht noch etwas enthielte, was nähern Aufschluß gäbe.

Es stand auch wirklich eine lange Tirade darin. Das Aftonblad beklagte den Verlust, der das Publikum betraf, welches darauf verzichten mußte, Madame Dorbino in der „Weißen Dame“ zu sehen. Dennoch hoffte der Referent, daß die Heiserkeit eine rein zufällige sei und daß man in einer Woche wieder des Genusses theilhaftig

werden würde, die schöne Stimme der gefeierten Künstlerin zu hören.

„Also blos ein Aufschub", dachte Lothard und schob die Zeitung von sich hinweg. In diesem Augenblick bemerkte er einen Brief, der auf dem Tische lag. Bei dem ersten Blick, den er darauf warf, zuckte er zusammen. Er raffte den Brief auf, erbrach ihn sofort und las:

„Madame Dorbino ist nicht heiser — sie tritt in der «Weißen Dame» niemals auf."

Es war kein Name unterzeichnet. Dies war aber auch nicht nöthig. Unter hundert Handschriften würde Lothard die Hand wiedererkannt haben, welche diese Worte geschrieben. Hätte das kleine Papier Lothard's Ernennung zu den höchsten Ehrenstellen enthalten, so hätte es keine innigere Freude und kein Gefühl höhern Glücks hervorrufen können, als welches er jetzt empfand. Jeder Zug in Lothard's Antlitz trug das Gepräge der Wonne und Befriedigung und dadurch auch wahrer Schönheit. Einige Augenblicke später verließ Lothard seine Wohnung.

Skuldfrid brachte den Nachmittag mit Aberney zu — sie hatten eine Ausfahrt nach Drottningholm gemacht. Etwas spät am Abend kam sie nach Hause. Anaise überreichte ihr ein Bouquet von Myrten und Immergrün mit einem rosenfarbenen Band umwunden. In der Mitte stak ein Papier. Skuldfrid führte das Bouquet mit strahlendem Lächeln an ihren Mund und flüsterte, während sie das kleine Billet auseinander faltete:

„Er hat mich verstanden."

Dann warf sie die Augen auf das auseinander geschlagene Papier. Es enthielt ein einziges Wort, und dieses war:

„Dank!"

„Ha, sein gekränktes Selbstgefühl verlangt, daß ich ihm beweise, wie grenzenlos theuer er meinem Herzen

ist. Ja, das will ich beweisen, aber nicht darf er den Triumph haben, daß ich ihm mein Herz wie ein Geschenk in die Hand lege. Nein, Lothard, dieses Herz verdient wirklich, daß du, um es zu besitzen, etwas von deinem Stolz opferst. — Ich weiß, daß er mich liebt. Seine Kälte, seine bittern Worte haben mir nur bewiesen, daß er die warmen und starken Gefühle, die ihn an mich fesselten, verbergen will."

Wieder liebkoste sie das Bouquet, wieder lächelte sie es mit jenem Ausdruck von Hoffnung und Glauben an, den nur das Gemüth erzeugen kann, welches wahrhaft liebt.

Als Abernev nach Hause kam, begegnete er Tage auf dem Vorsaal mit einem Zeitungsblatt in der Hand.

„Hast du schon das heutige Aftonblad gelesen, Papa?" rief er.

„Nein, ich komme von Drottningholm. Skuldfrid und ich sind den ganzen Nachmittag dort gewesen."

„Warum habe ich denn nicht mitgedurft?"

„Du warst ja beschäftigt, sagtest du, als ich dich fragte —"

„Ich wußte nicht, daß —"

„Daß Skuldfrid mich begleiten würde, nicht wahr?" entgegnete Abernev lächelnd. „Nun, warum willst du wissen, ob ich schon das Aftonblad gelesen habe?"

„Eine einzige Frage, bester Papa."

„Sehr gern."

„Litt Skuldfrid heute an Heiserkeit? Sprach sie darüber mit dir?"

„Durchaus nicht; sie sang vielmehr auf meinen Wunsch, ehe wir nach Drottningholm fuhren, einige Volkslieder. Ihre Stimme war klar, voll und hinreißend wie immer."

„O, mein Gott, laß mich nicht vor Wonne den Verstand verlieren!" rief Tage im Ton und mit dem Ausdruck stürmischer Freude.

„Kann ich erfahren, wovon die Rede ist?“ fiel Aberney ein.

„Hat Skuldfrid vielleicht gesagt, daß die «Weiße Dame» nächsten Montag gegeben werde?“

„Kein Wort, aber nun ist es wol Zeit, daß du aufhörst zu fragen, und mir dagegen mittheilst, was diese vielen Fragen zu bedeuten haben?“

„Lies, Papa, und du hast die Erklärung.“

Mit diesen Worten reichte Tage dem Professor die Zeitung.

„Sehr sonderbar“, bemerkte Aberney, nachdem er überflogen, was die Zeitung in Bezug auf Madame Dorbino enthielt.

„Skuldfrid war nicht im mindesten heiser und sagte auch nichts davon, daß die «Weiße Dame» aufgeschoben werden solle. Ich verstehe das nicht.“

„Aber ich, ich weiß es!“ rief Tage freudig.

„In diesem Falle mußt du mich aufklären“, sagte der Professor, indem er auf dem Saalsofa Platz nahm.

„Skuldfrid hat Heiserkeit vorgeschützt, um sich vom Theaterleben zurückzuziehen.“

„Und worin findest du die Veranlassung zu diesem Schritt?“

„In ihrer Zuneigung zu mir.“

„Kindische Illusionen, mein lieber Tage! Ich bezweifle durchaus nicht, daß Skuldfrid dich lieb hat, aber ihre Freundschaft für dich ist nicht von der Art, daß sie derselben dergleichen Opfer bringen sollte. Ich habe dich mehrmals ermahnt, sie auf keinen Fall zu überschätzen.“

„Diesmal aber dürfte ich doch wol triftigen Grund haben, zu glauben, daß ihre Freundschaft von zärtlicherer Natur ist, als du vermuthest, Papa. Ich bin es, der sie vermocht hat, die Bühne zu verlassen. Ich habe mit Skuldfrid darüber gesprochen. Ich habe ihr die Gefahren vorgestellt, welchen sie sich preisgibt, und sie bei unserer Jugendfreundschaft beschworen, eine Bahn zu ver-

lassen, die sie früher oder später in Ungemach führen muß."

„Nun, und was antwortete sie dir denn?" fragte Aberney und schaute gedankenvoll vor sich hin.

„Sie wies mich mit meinem Verlangen scherzend zurück, aber das ist einmal so Skuldfrid's Gewohnheit. Sie behandelt alles auf heitere Weise und scherzt sogar über ernste Dinge. Es sind sonach nicht ihre Worte, welche sprechen, sondern ihre Handlungen."

„Dennoch glaube ich nicht, daß du dich allzu sehr an Skuldfrid's Handlungsweise halten darfst. Sie hat dadurch keineswegs zu erkennen gegeben, daß sie das Theater zu verlassen beabsichtigt, und wenn sie dies auch thäte, so fürchte ich doch, dieser Schritt habe seinen Grund nicht darin, daß sie dir den Willen thun will, sondern in ganz andern Motiven."

„In welchen denn?"

„Nun, es könnte ja noch eine andere Person geben, die ebenfalls Widerwillen gegen ihr Künstlerleben hegte und der sie dieses Opfer brächte."

„Wer sollte denn diese andere Person sein?"

„Ich bin es", fiel eine Stimme hinter Tage ein.

Es war Sarah, die ihrer alten Gewohnheit treu gehorcht hatte, was auf dem Vorsaal gesprochen würde.

„Tante!" riefen Aberney und Tage gleichzeitig.

„Ja, die Tante!" hob Sarah wieder an. „Ihr wundert euch. Weil ihr beide nicht nach dem fragt, was ich sage, glaubt ihr, daß auch alle andern meine Worte gering achten. Aber wie ihr seht, ist das nicht der Fall. Skuldfrid hat jetzt zu erkennen gegeben, daß sie wirklich Vertrauen und Achtung für mich hat. Ich war es, die ihr in vollem Ernste zuredete und ihr bewies, daß sie es dem Andenken ihrer Aeltern schuldig sei, auf eine so sündige Lebensbahn wie die, welche sie betreten, zu verzichten. Mit ihrem warmen und guten Herzen hat Skuldfrid auch in Uebereinstimmung mit dem Rathe,

den ich ihr gegeben, gehandelt — dies ist nun bewiesen!"

Aberney erhob sich und sagte lächelnd:

„Selig sind, die da glauben. Dies gilt dir, Tante, und dir Tage. Ein jeder von euch hegt die Ueberzeugung, auf Skuldfrid eingewirkt zu haben. Ich meinerseits wollte meine Ehre darauf verwetten, daß ihr beide an dem, was sie jetzt beschlossen, durchaus keinen Antheil habt. Wer es erlebt, wird es ja erfahren, wer von uns dreien recht hat."

„Am Ende willst du dir das Verdienst beimessen!" fiel Sarah spitzig ein. „Wie könnte auch etwas Vernünftiges zu Stande kommen, wenn du nicht dabei die Hand im Spiele hättest."

„Wenigstens geschieht in meinem Hause nichts Kluges, wenn ich nicht dabei bin", antwortete Aberney lachend. „Was Skuldfrid betrifft, so habe ich sie niemals zu überreden gesucht, die Bühne zu verlassen. — Gute Nacht."

Neunzehntes Kapitel.

Tage legte auf Aberney's Worte nicht das mindeste Gewicht. Er betrachtete sie blos als eine gewöhnliche pedantische Predigt eines Greises an einen jungen Mann.

Was Tante Sarah betraf, so glaubte er keinen Augenblick, daß sie in der That auf Skuldfrid eingewirkt. Nein, nur er, Tage, war es, welcher Skuldfrid vermocht, diesem Triumph der Eitelkeit zu entsagen, und nun, nachdem er diesen Beweis ihrer Zuneigung erhalten, betrachtete er jeden Aufschub als überflüssig. Der morgende Tag sollte Zeuge der dauernden Begründung des Glücks sein, welches er sich so lange geträumt.

Ehe er sich zur Ruhe begab, schrieb er folgenden Brief:

„Edle Freundin!

„Sie, die Sie während der letzten Tage mir einen so hohen Grad von Huld bewiesen und so lebhaft an allem theilgenommen, was mein Glück betrifft, Sie werden es sicherlich natürlich finden, wenn ich mich beeile, Ihnen mitzutheilen, daß ich jetzt am Ziele meiner Wünsche stehe. Gräfin, Skuldfrid liebt mich! Heute Abend hat sie's mir bewiesen. Ich bin der glücklichste Sterbliche auf Erden. Morgen ist sie mein vor der ganzen Welt.

„Theuere, anbetungswürdige Gräfin, verzeihen Sie mir mein Wonnegefühl und daß ich mich glücklich fühlen kann, die Liebe einer andern als die Ihrige zu besitzen. Wäre Skuldfrid und meine an ihrer Seite verlebte Kindheit nicht, so hätte die Erde kein Weib, welches so würdig wäre geliebt zu werden wie Sie. Ganz gewiß sind Sie es, die auf Skuldfrid so eingewirkt, daß sie sich beeilt hat, mir diesen sprechenden Beweis von ihrer Liebe zu geben.

„Leben Sie wohl, Schöpferin meines Glücks. Morgen sehen Sie zu Ihren Füßen Ihren dankbaren Sklaven

Tage Aberney."

Als Natalie am Morgen erwachte, ward ihr Tage's Brief überreicht, der spät am vergangenen Abend bei dem Portier abgegeben worden. Nachdem Natalie den Brief durchflogen, sprang sie mit einem Freudenruf aus dem Bett. In größter Hast ließ sie sich ankleiden und schickte nach Doctor Wagner.

Er fand sich unverweilt ein. Bei seinem Eintritt in Nataliens Boudoir ward er von dieser mit einem verbindlichen, aber zurückhaltenden Lächeln empfangen. Natalie hatte beschlossen, sich ihrerseits seines Vertrauens zu bemächtigen und zu ermitteln, weshalb er Skuldfrid's und Lothard's Neigung entgegenarbeitete. Natalie war selbst viel zu schlau und berechnend, um zu glauben, daß jemand handeln könne, ohne von selbstsüchtigen Beweggründen geleitet zu werden.

Der Doctor, ein scharfer Beobachter, bemerkte die verschlossene Miene der Gräfin und verstand sogleich, daß sich dahinter ein Angriff verbarg, gegen welchen er auf seiner Hut sein mußte.

„Sie haben mich rufen lassen, Gräfin", sagte er. „Sind Sie jetzt wieder unwohl?"

Er sprach diese Worte mit einer gewissen Ironie.

„Nein, lieber Doctor, ich wollte Ihnen blos mittheilen, daß ich nun vollkommen wiederhergestellt bin."

„Wirklich!“ sagte der Doctor, indem er seinen Zeigefinger auf ihren Puls legte und sie scharf ansah. „Erlauben Sie. mir, dies zu bestreiten. Ihr Puls geht noch viel zu schnell, als daß ich wagen dürfte, Sie für hergestellt zu erklären. Sie leiden an einer heftigen Entzündung.“

„Glauben Sie!“ entgegnete die Gräfin, mit einem gewissen übermüthigen Lächeln. „Wenn dies der Fall ist, so habe ich ein abkühlendes Mittel zur Verfügung.“

Natalie zeigte hierbei ein Papier, welches sie in ihrer Hand eingeschlossen hielt. „Was aber mein Uebel heben kann“, fuhr sie fort, „dürfte sehr leicht das Ihrige steigern.“

Indem sie dies sagte, legte sie ihren rechten Zeigefinger an den Puls des Arztes und sagte, ihm nachäffend:

„Sie leiden an einer heftigen Entzündung.“

„Das ist vollkommen wahr“, fiel Wagner ein. „Wie geschickt Sie aber auch sind, meine gnädige Gräfin, das Uebel zu entdecken, so fürchte ich dennoch, daß Sie nicht im Stande sind, zu ergründen, worin es seinen Grund hat. Ich dagegen weiß, daß das Ihrige seine Wurzel im Herzen hat. Können Sie wol sagen, was die Entstehungsursache meiner Krankheit ist?“

Das Gesicht des Doctors war so heiter und sah so lächelnd aus, daß Natalie sich vergebens bemühte, die feine und geschmeidige Maske zu durchdringen, welche sein schwarzes und ränkevolles Gemüth verbarg.

„Ich fühle mich durchaus nicht geneigt, eine so herculische Arbeit, zu unternehmen und Sie auszuforschen. Sie haben sich mit einer so glatten Hülle umgürtet, daß es mir mein ganzes Leben lang nicht gelingen würde, Sie festzuhalten, dafern Sie sich nicht von selbst verstehen mir zu helfen. Und dies ist das, wozu ich Sie jetzt zu vermögen beabsichtige.“

„Sie haben einen sehr festen Glauben an Ihre Macht über uns Männer.“

„In Bezug auf Sie glaube ich blos an meine Schlauheit.“

„Beabsichtigen Sie, dieselbe mit der meinigen zu messen? In diesem Falle, Frau Gräfin, betrachte ich mich schon als überwunden.“

„Heuchler! Sie wollen damit sagen, daß es mir nicht gelingen werde. Lassen wir doch allen Streit ruhen. In einer Stunde ist Baron Canitz hier. Er darf Sie nicht treffen. Ich will wissen, welchen Grad von Anhänglichkeit Sie für den Baron hegen.“

„Welchen Grad!“ wiederholte der Doctor und blickte an die Decke. „Die Zahl der Grade ist schwer zu bestimmen.“

„Ach, weg doch mit diesen Wortverdrehungen!“ rief Natalie ungeduldig. „Kurz und gut — hegen Sie Freundschaft für Canitz?“

„Ja wohl, Frau Gräfin; ich bin ja sein Lehrer gewesen.“

„In diesem Falle haben wir einander nichts zu sagen. Ich will und kann nicht dem Freund und Lehrer des Barons etwas anvertrauen, was zugleich ein schmerzlicher Schlag für Canitz ist.“

Die Gräfin erhob sich und setzte hinzu:

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie bemüht habe; ich glaubte aber, Sie wären aus einem oder dem andern Grunde dem Baron feindlich gesinnt, und in diesem Falle hätte ich Ihnen etwas anzuvertrauen gehabt.“

„Verwünscht!“ murmelte der Doctor bei sich selbst. „Dieses Weib ist beinahe ebenso schlau als ich. Es bleibt mir nichts mehr übrig, als sie in meinen Haß einzuweihen.“

„Leben Sie wohl, Doctor“, fuhr Natalie nach einer kurzen Pause fort. „Ich muß Toilette machen, ehe der Baron kommt.“

Mit diesen Worten bewegte sie sich nach der Thür.

„Erlauben Sie noch ein paar Worte, Frau Gräfin", rief der Doctor, welcher sich ebenfalls erhoben, und näherte sich ihr. „Sie haben mich nicht richtig verstanden."

„Nein, Doctor, im Gegentheil, ich habe Sie verstanden. Ich sage Ihnen jetzt, ehe Sie mir nicht gesagt haben, welches Interesse Sie daran haben, Skuldfrid und Canitz trennen zu wollen, sollen Sie nicht Kenntniß von dem Schlage erhalten, der schon binnen einer Stunde den Baron treffen wird."

„Wohlan, Gräfin, meine Freundschaft für den Baron hat große Aehnlichkeit mit dem Gegentheil. Ich habe Gründe, sein Glück nicht zu wollen."

„Und was für Gründe sind dies?"

„Die kann und will ich Ihnen nicht sagen, Sie müssen sich mit der Erklärung begnügen, daß alles, was das Glück des Barons fördern kann, mir verhaßt ist! Möge es kosten, was es wolle, so werde ich stets sein Glück in Unglück, seine Freude in Schmerz zu verwandeln suchen. Sind Sie mit dieser Erklärung, der einzigen, die ich Ihnen geben kann, zufrieden, Frau Gräfin?"

„Vollkommen. Lesen Sie dies."

Mit diesen Worten reichte Natalie ihm Tage's Brief.

„Welchen Gebrauch gedenken Sie davon zu machen?" fragte der Doctor, indem er ihr den Brief wieder zurückgab.

„Ich habe den Baron ersucht, hierher zu kommen. Er soll diesen Brief lesen."

„Auch die letzten Zeilen?"

„Ja wohl; möge er glauben, daß ich Aberney liebe — dieses berührt meinen Plan weiter nicht."

„Gut. Erlauben Sie mir nun eine Frage: Warum theilten Sie mir dies mit?"

„Weil Sie mir einige Aufklärung geben müssen. Ich will wissen, in welchem Verhältniß der junge Aberney

und Skuldfrid zueinander gestanden haben; ob Canitz erstern als einen Nebenbuhler betrachtet u. s. w. Ich habe mich gehütet, Fragen an letztern zu richten, um nicht den Argwohn zu wecken, daß ich mich für Tage's Glück interessire."

Eine halbe Stunde später ward Baron Canitz angemeldet.

„Es ist dies innerhalb zwei Tagen das zweite mal, daß Sie von mir einen Brief erhalten haben, in welchem ich Sie bitte, mich zu besuchen", sagte Natalie. „Haben Sie sich darüber nicht gewundert?"

„Was von einer schönen Dame kommt, kann niemals Verwunderung erregen, Gräfin."

„Was glauben Sie wol, was die Ursache ist, daß ich jetzt mit Ihnen zu sprechen wünsche?"

„Ich gehorche Ihrem Rufe, ohne errathen zu wollen, was denselben veranlaßt."

„Sie haben wol gelesen, daß die Aufführung der «Weißen Dame» verschoben ist?"

„Ja, Madame Dorbino's Heiserkeit wird aber wol bald vorübergehen, und in diesem Fall steht Ihnen meine Loge stets zur Verfügung."

„Das war es nicht, worüber ich mit Ihnen sprechen wollte."

„Ich vermuthe auch nicht, daß dies die Veranlassung zu Ihrem Briefe gewesen sei."

„Madame Dorbino ist nicht heiser", hob die Gräfin wieder an. „Ich hörte sie gestern oben in ihrer Wohnung mit klarer und voller Stimme singen."

„Dann hat sie wol Heiserkeit nur vorgeschützt", antwortete Lothard kalt, „aber ganz gewiß haben Sie mich nicht gerufen, um hierüber mit mir zu sprechen."

„Nicht ausschließlich, aber doch gewissermaßen. Wissen Sie, Baron, ich vermuthe, daß Frida das Theater zu verlassen beabsichtigt."

„Haben Sie Grund zu dieser Befürchtung?"

„Ja, doch davon später. Erinnern Sie sich, daß ich vor einigen Tagen sagte, Frida stünde im Begriff sich zu verloben? Ja, ich entsinne mich, daß Sie etwas der Art äußerten, Sie glaubten meinen Worten nicht.“

„Und in dem gegenwärtigen Augenblick glaube ich noch weniger“, antwortete Lothard lächelnd.

Natalie bemerkte mit Verwunderung, daß Lothard's Gesicht nicht das Gepräge von Kälte und Gleichgültigkeit hatte, durch welches es sich gewöhnlich auszeichnete. Die warmen Gluten des Bluts hatten jeden Zug mit Farbe und Leben übergossen.

„Schade, daß ich es bin, die Ihre Ueberzeugung erschüttert. Wir Frauen sehen es nicht gern, daß man uns beschuldige, falsche Gerüchte ausgesprengt zu haben, und deswegen glaube ich mich berechtigt, meine Worte vor Ihnen zu bekräftigen. Haben Sie daher die Güte, diesen Brief zu lesen.“

Natalie reichte Lothard den Brief, welchen Tage geschrieben. Mit anscheinendem Widerstreben empfing und las ihn Lothard. Ein heftiges Zucken der Augenbrauen, ein plötzliches Erbleichen der Stirn und ein unwillkürliches Zusammenzucken der Gesichtsmuskeln verrieth, daß das Lesen des Briefs ihm gewaltigen Schmerz verursachte.

Die Augen der Gräfin erhaschten diese Bewegung. Sie empfand selbst ein so bitteres Gefühl, daß sie unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen fuhr und dachte: „Er liebt innig, von ganzer Seele. Ha, wie hasse ich sie!“

Lothard gab den Brief zurück und sagte mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Aberney ist glücklich zu preisen, wenn er wirklich Madame Dorbino's Hand erhält.“

„Wenn, sagen Sie? Das klingt, als ob Sie noch zweifelten.“

„Es ist einmal ein Fehler von mir, Gräfin, nichts anderes zu glauben, als was ich sehe. Das Schicksal ist so launenhaft!“

„Dann wissen Sie also wol nicht, daß Tage Aberney schon längst Frida's Wort besitzt — ein Wort, welches sie ihm, wie man erzählt, schon gegeben, ehe sie Finnland verließ.“

„In diesem Falle thut sie recht daran, dem zu folgen, was Ehre und Pflicht ihr vorschreiben. Haben Sie mir noch sonst etwas zu sagen, Gräfin?“

„Weiter nichts, als daß der junge Aberney als Bedingung ihrer Vereinigung verlangt haben soll, daß Frida das Theater verlasse. Dies gab mir eben Anlaß zu vermuthen, daß sie gar nicht mehr auftreten wird.“

„Dann erleidet die Kunst einen Verlust und die Häuslichkeit macht einen Gewinn, Gräfin.“

Mit diesen Worten erhob sich Lothard und nahm Abschied.

„Ha, dieser Mensch ist geschaffen, mich wahnsinnig zu machen! Er ließ mir nicht einmal den Triumph, Zeugin seines Schmerzes zu sein. Es war blos der erste Eindruck, den er nicht zu beherrschen vermochte, dann aber gewann er wieder diese unerhörte Kaltblütigkeit, diese Unzugänglichkeit, welche mehr reizt als die schwersten Beleidigungen!“

Zwanzigstes Kapitel.

Als Lothard die Gräfin verließ, begab er sich sogleich hinauf zu Skuldfrid, indem er dachte:

„Ich muß von ihr selbst die Bestätigung dieser Neuigkeit hören. Ich kann nicht glauben, daß ihre Brust so viel Falschheit birgt. Was wäre der Zweck ihrer geschriebenen Worte, wenn sie dem Theater entsagte, um sein Weib zu werden? Sie wären dann weiter nichts als ein abscheuliches Spiel mit den Gefühlen anderer und mit Skuldfrid's Charakter gänzlich unvereinbar. Wenn sie aus Neigung oder andern Beweggründen ihm ihre Hand reicht, so ist es nicht denkbar, daß sie sich den Schein geben würde, mich zu lieben. Nein und tausendmal Nein! — es handelt sich hier um ein Misverständniß oder um ein Gaukelspiel, welches die Gräfin mit mir treibt."

Er streckte die Hand aus und zog die Klingel an Skuldfrid's Thür. Er, der fest beschlossen hatte, ihre Schwelle nicht eher wieder zu betreten, als bis sie ihn riefe, stand jetzt gleichwol im Begriff, dies zu thun.

Anaise öffnete.

„Ist Madame zu Hause?" fragte Lothard.

„Ja, mein Herr."

„Hat sie Besuch?“

„Die Herren Aberney sind bei ihr.“

Lothard war es, als wenn sein Blut sich in Feuer verwandelte, und nur mit der größten Anstrengung war er im Stande, zu erklären, daß er wiederkommen würde. Dann eilte er die Treppe hinab, eine Beute der furchtbarsten Gefühle. Tage's Worte: „Morgen ist sie mein vor der ganzen Welt“, tauchten wieder in seiner Erinnerung auf.

Vater und Sohn waren sonach bei Skuldfrid, um die Verlobung abzuschließen. Das Herz drohte seinen Kerker zu sprengen, die Pulse flogen, das Blut brannte! Es war, als wäre eine ganze Hölle von Martern in Lothard's Innerm losgelassen.

Mittlerweile fand bei Skuldfrid folgender Auftritt statt:

Tage hatte sich schon zeitig des Vormittags bei ihr eingefunden. Skuldfrid begrüßte ihn herzlicher als gewöhnlich, und Tage sah in diesem freundlichen Gruß eine weitere Bestätigung seines Glaubens, daß sie ihn liebe.

„Skuldfrid, ich komme, um dir dafür zu danken, daß du in der «Weißen Dame» nicht auftrittst“, begann Tage in so zärtlichem Tone, daß dieser schon verrieth, was er in Worte kleiden wollte.

„Du bist mir keinen Dank schuldig“, versicherte Skuldfrid und sah ihn mit ihren ehrlichen Augen an. „Was du gegen das Theater äußertest, hat auf meinen Entschluß keine Einwirkung geäußert, sondern derselbe ging von ganz andern Beweggründen aus. Laß uns daher nicht weiter über diesen Gegenstand sprechen.“

„Wie du willst.“

Tage ergriff Skuldfrid's Hand und schloß sie zwischen die seinen. In diesem Augenblick schlug sein Herz von demselben Gefühle, wie da er in frühern Jahren an ihrer Seite saß, bevor sein Egoismus die Oberhand gewann. Tage kam sich vor, als sei er jetzt ein besserer

Mensch, als er seit mehreren Jahren gewesen. Alles schien ihm gerade so zu sein, wie als er Finnland das letzte mal verließ; seine Brust war erfüllt von Hoffnung und Trost, und sein Herz kannte nur einen Wunsch, an Skuldfrid's Seite zu leben und zu sterben.

„Laß mich so eine Weile sitzen!" flüsterte Tage. „Vielleicht empfinde ich nie wieder die friedlichen und glückseligen Gefühle, welche mich jetzt beherrschen. O, laß mich noch einige Augenblicke glauben, daß alles noch so sei wie früher."

Langsam entzog ihm Skuldfrid ihre Hand und sagte in sanftem, ernstem Ton:

„Nein, Tage, eine solche Illusion darfst du nicht nähren — jetzt ist ja alles anders."

„Dafern nur du nicht verändert bist, so bin ich zufrieden."

„Ich bin nicht verändert, Tage, aber ich verstehe heute die Gefühle, welche mein Inneres erfüllen — früher war dies nicht der Fall."

„O, sage mir, daß du mich noch ebenso lieb hast als früher!" rief Tage, indem er sie ansah und dann leidenschaftlich fortfuhr: „Die Zuneigung, die du einmal für mich hegtest, hat nicht sterben können — sie muß in deinem Herzen noch ebenso wohnen wie in dem meinigen. Ach, Skuldfrid, ich habe ja von meinen Knabenjahren an nie eine andere geliebt als dich. Du allein hast meine ganze Seele beherrscht. Für den Jüngling warst du sein schönster und holdester Traum; für den Mann das Ziel seiner ganzen Sehnsucht, die Quelle seiner guten und schlimmen Gedanken. Mit Verzagtheit streckte ich die Arme nach dir aus, als du verschwunden warst; mit dem Tode im Herzen fürchtete ich, daß du einen andern liebtest, und mit verdoppelter Liebe frage ich dich jetzt, hast du deine erste Jugendneigung, deine Treue gegen den Freund deiner Kindheit verrathen? Ist es möglich, daß du jetzt, wo uns das Schicksal wieder zu-

sammengeführt und wo du in jedem Blick, in jedem Zug meines Gesichts, in jedem Wort meiner Lippe liesest, wie theuer du mir bist, dennoch dein Herz dem Gefühl verschließest, von welchem es einmal beherrscht ward? Skuldfrid sprich, sage, daß du dem Tage, welchem du einmal das Versprechen deiner Hand gabst, treu geblieben bist."

Tage ergriff ihre beiden Hände und setzte mit Heftigkeit hinzu:

„Du hast nicht mehr das Recht, eines andern Braut zu sein; du mußt die meinige werden."

„Tage, du mußt ruhig sein und mich anhören", sagte Skuldfrid. „Nicht durch diese leidenschaftliche Sprache, nicht durch diese Berufung auf längstvergangene Zeiten, nicht durch diese Ansprache kannst du zu einem klaren Bilde meiner und deiner Stellung kommen. Du mußt mich mit vollkommener Besonnenheit und Vernunft anhören. Kannst du dies nicht — dann, mein guter Tage, wollen wir unsere Erklärung aufschieben, bis du ruhiger geworden bist."

„Ich werde dich anhören", sagte Tage mit gedämpfter Stimme und ließ ihre Hände los.

„Herr Aberney", meldete Anaise.

„Ich laß ihn bitten, einzutreten", antwortete Skuldfrid.

„Papa!" rief Tage aufspringend, „warum kommt er gerade in diesem Augenblick?"

Er preßte mit krampfhafter Heftigkeit die Hände zusammen. Skuldfrid sah ihren leidenschaftlichen Cousin erstaunt an.

Der Professor trat ein.

„Ah, du bist hier, lieber Tage!" sagte er und nickte dem Sohne zu.

„Tage und ich, wir waren in einem ernsten Gespräch begriffen", bemerkte Skuldfrid und reichte dem Professor die Hand. „Du kommst wie vom Himmel gesendet, um

eine Erklärung anzuhören, die ich zu geben habe, und dann dein Urtheil über mich zu fällen."

„Skuldfrid, was willst du thun?" fiel Tage ein.

„Ich will deinen Vater und meinen besten Freund zum Richter machen zwischen mir und dir. Er ist in frühern Jahren der Vertraute deiner Gefühle gewesen — er ist es sicherlich noch. Möge er dann auch Kenntniß von der ganzen Schwachheit haben, welche mein Herz birgt."

Skuldfrid zog den Professor neben sich auf das Sofa nieder, legte ihre gefalteten Hände auf seine Schultern, wie sie als Kind zu thun gepflegt, und sagte mit tiefernster Stimme:

„Onkel, du und ich wir wissen, wohin eine Ehe ohne wechselseitige Liebe führen kann. Nicht wahr, wir könnten bei der Erinnerung daran blutige Thränen weinen! Du wirst niemals wollen, daß eins von uns beiden, Tage oder ich, einen solchen Bund eingehen?"

„Nein, davor möge Gott euch bewahren", sagte der Professor.

„Wohlan, als du und meine Mutter vor sechs Jahren wünschtet, daß Tage und ich ein Paar würden, waret ihr der Meinung, daß ihr dadurch unser beider Glück fördertet. Ihr glaubtet, mein Herz gehöre Tage. War dem nicht so?"

„Deine Mutter glaubte es und ich hoffte, daß, nachdem du von dem Manne getrennt wärest, welcher damals deine Phantasie beschäftigte, deine ganze Zuneigung sich auf Tage concentriren würde."

„Papa argwöhnte schon damals", rief Tage, „daß —"

„Still!" sagte der Professor im befehlenden Tone. „Laß Skuldfrid mittheilen, was sie zu sagen hat, dann kannst du sprechen."

„Ich meinerseits", hob Skuldfrid an, „war damals mit der Welt des Herzens viel zu unbekannt, um meine eigenen Gefühle richtig beurtheilen zu können. Ebenso

unbekannt war ich mit dem Leben und dem bunten, verworrenen Drama, welches es darbietet. Dies war der Grund, weshalb ich in meinem Innern nur auf zwei Stimmen hörte — den innigen Wunsch, dem Willen meiner Mutter entgegenzukommen, und meine Hoffnung, Tage glücklich zu machen. Damals versprach ich, dereinst Tage's Verlobte zu werden; kaum aber war das Versprechen gegeben, so bereuete ich es auch schon. Ich entdeckte, daß —"

Skuldfrid stockte. Sie lehnte ihr glühendes Antlitz an Aberney's Schultern. Ihre Brust hob sich unruhig. Es trat ein Schweigen von mehreren Minuten ein, während dessen das Blut in Tage's Adern kochte wie Feuer.

„Was entdecktest du?" fragte der Professor endlich.

„Daß ich Tage nicht liebte."

„Sage lieber, daß du einen andern liebtest — daß du mein redliches Herz treulos verriethest!" rief Tage und sprang auf.

„Setze dich und sei ruhig!" befahl der Professor. „Bemerke wohl, daß alle Vorwürfe übel angebracht sind, wenn sie von einem Manne an ein Weib gerichtet werden, welches ihm ehrlich die Wahrheit sagt."

„Tage hat recht, Onkel", hob Skuldfrid wieder an; „ich liebte wirklich einen andern. Ich liebte ihn sogar in dem Augenblick, wo ich glaubte ihn verachten zu müssen. Er hatte mein ganzes Herz erobert."

Skuldfrid drückte die Hände auf die Brust und fuhr dann fort:

„Und gleichwol ging ich fort und entfloh ihm und euch. Man hatte die Hülle hinweggerissen, welch längstvergangene Ereignisse bedeckte, und bei dem Anblick dessen, was sie verborgen, entfloh ich zitternd vor den Folgen der Vergangenheit. — Jahre kamen und gingen, aber weder Zeit noch Entfernung vermochten sein Bild zu verwischen. Ich liebte ihn mit jedem Jahre mehr. Die ruhige Betrachtung seiner Handlungsweise, alles lehrte

mich den Mann, den ich das Recht zu haben geglaubt zu verachten, immer höher und höher achten. Nachdem ich die Geschichte der unglücklichen Ehe kennen gelernt, welche das Leben so vieler Menschen verbittert und so viel Unheil, so viele schwere Leiden verschuldet, that ich vor Gott ein heiliges Gelübde, mein Schicksal nie mit dem eines andern Mannes zu vereinigen, als dessen, den mein Herz liebte."

„Gleichwol bist du jetzt Witwe. Liebtest du den Mann, dessen Namen du trägst?" fiel Tage mit Bitterkeit ein.

„Er war mein Wohlthäter. Ich ward seine Pflegerin in den Tagen der Krankheit und erhielt dafür den Namen seines Weibes", antwortete Skuldfrid in ernstem Tone.

Sie legte ihren Arm um Aberney's Hals und setzte hinzu:

„Nun, lieber Onkel, gerade, ehe du kamst, sagte mir Tage, daß er mich noch liebe und daß er von mir die Erfüllung des Versprechens verlange, welches ich ihm einmal gegeben. Er verlangte es im Namen seines Glücks und meiner Ehre."

„Und was antwortetest du?" fragte der Professor.

„Ich hatte, als du kamst, noch keine Antwort gegeben. Was ich jetzt euch beiden mitgetheilt habe, ist meine Antwort — ich liebe Tage nicht, mein Herz kann dem Freunde meiner Kindheit blos die Anhänglichkeit einer Schwester schenken. Verzeihe mir dies, Tage", setzte sie hinzu und reichte ihm die Hand.

„Soll ich dir verzeihen, daß du aus mir einen Elenden machst, ohne Zukunft, ohne Hoffnung, ohne Ziel für sein Dasein? O, Skuldfrid, möge Gott dich nicht strafen! Du hast mich auf furchtbare Weise hintergangen!"

Tage stürzte aus dem Zimmer. Skuldfrid sprang auf, um ihm nachzueilen, Aberney aber hielt sie mit den Worten zurück:

„Bleibe! Der Schmerz macht ihn ungerecht und verwirrt seine Gedanken. Morgen wird er mit mehr Ruhe und Besonnenheit seine Handlungsweise und seine eigene Stellung beurtheilen."

„Onkel, kann ich wol anders handeln?"

„Nein, mein Kind, das kannst du nicht. Nur wechselseitige Liebe baut häusliches Glück. Wo diese nicht ist, da ist es vergeblich, auf Glück zu hoffen. Besser, daß Tage jetzt den Schmerz seiner vernichteten Hoffnungen empfindet. Er wird sich dereinst trösten. Nichts wäre im Stande, ihn für ein Leben ohne Liebe zu entschädigen, welches er an der Seite einer Gattin, die ihn nicht liebt, hinschleppen müßte."

Etwas später entfernte sich der Professor.

Niemals ist der Mensch ein größerer Egoist, als wenn er liebt. Alle seine Gedanken und Gefühle concentriren sich dann auf einen einzigen Gegenstand. Skuldfrid vergaß den peinlichen Eindruck von Tage's Worten und das Gefühl der Trauer, welches sein Schmerz zurückgelassen, über dem Gedanken an Lothard und griff nach dem Bouquet, welches sie am Abend vorher erhalten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Als Tage in seiner Verzweiflung von Skuldfrid hinwegstürzte, lenkte er seine Schritte zu Natalien. Es war eine halbe Stunde, nachdem Lothard diese verlassen. Bei Tage's Eintritt trug ihr Gesicht einen sanften, melancholischen Ausdruck, dieser aber verschwand augenblicklich, als sie den jungen Mann erblickte.

„Was um Gottes willen ist denn geschehen?" rief Natalie mit ungeheuchelter Bestürzung. Eine Ahnung sagte ihr, daß es etwas war, was auch auf sie einen nichts weniger als angenehmen Eindruck machen würde.

„Sie hat mich verstoßen!" rief Tage. „Sie hat erklärt, daß — daß — daß sie mich nicht liebt — daß sie einen andern liebt."

Tage vergaß die Gebote der Höflichkeit und warf sich ohne weiteres, das Gesicht mit den Händen bedeckend, auf einen Stuhl. Bei Tage's Worten wechselte Natalie die Farbe, behielt sich aber übrigens vollkommen in der Gewalt.

„Was sagen Sie, Lieutenant Aberney? Frida hat Sie verstoßen? Sie, die Ihnen gestern noch ihre Liebe bewies, wie Sie mir schrieben, und welche heute vor der Welt die Ihrige werden sollte!"

„Ach, das glaubte ich allerdings."

„Sie glaubten es? Dann waren Sie dessen also nicht gewiß?"

„O ja — ich war davon vollkommen überzeugt."

„Sagte sie Ihnen denn gestern, daß ihr Herz Ihnen gehörte, und hat sie heute diese Erklärung wieder zurückgenommen?"

Tage erzählte alles, was geschehen war. Er weinte wie ein Kind, als er wiederholte, daß er sie verloren, die er, wie er sagte, niemals aufhören könnte zu lieben.

Mit gedankenvoller Miene hörte Natalie ihm zu. Sie vergaß darauf zu achten, wie jämmerlich der Anblick war, einen Mann so schwach wie ein Kind und über seine eigenen Leiden weinen zu sehen. Endlich unterbrach sie ihn mit den Worten:

„Wer ist denn der Jemand, den Frida liebt?"

„Es ist der verabscheute, elende, verhaßte Canitz."

„Ich wußte es", dachte Natalie und preßte die Lippen zusammen. Dann sagte sie mit freundlichem Blick und ermuthigendem Lächeln zu Tage:

„Noch ist nicht alles verloren. Ich habe Ihnen meinen Beistand versprochen. Sie können darauf rechnen."

Natalie fuhr fort, Tage tröstend zuzusprechen, und er hörte mit einem Hoffnungsstrahl ihren Worten zu, während er der Gräfin die schönen Hände küßte und unglücklich aussah.

Natalie forderte ihn auf, den folgenden Tag wiederzukommen, wo sie ihm dann mittheilen würde, von welchen Resultaten ihre Bemühungen, für sein Glück thätig zu sein, begleitet gewesen wären.

Am Abend desselben Tages war von den Offizieren der Flotte zu Ehren einiger Engländer, welche der britischen Marine angehörten, in einem Lokale des Thiergartens

eine größere Festlichkeit veranstaltet. Daß sowol Tage als Lothard mit dabei waren, versteht sich von selbst. Man trank tüchtig und die Stimmung war, was man im höchsten Grade aufgeräumt nennt.

Das Gespräch kam natürlich auf die Damenwelt — dieses so oft behandelte und doch ewig neue Thema. Von der Damenwelt im allgemeinen kam man auf einige besondere Persönlichkeiten zu sprechen, und namentlich waren es die beliebtesten Künstlerinnen der Bühne, welche eine genaue Musterung zu passiren hatten und je nach den verschiedenen Ansichten getadelt oder gelobt wurden.

„Sie haben wol Madame Dorbino schon während ihrer Anwesenheit in London gehört?" fragte einer der schwedischen Offiziere die britischen.

„Ja, das letzte mal, wo sie in London war, hatte ich dieses Glück", antwortete einer der letztern. „Sie besitzt eine wunderbar hinreißende Stimme und dabei seltene Schönheit."

„Und ist überdies uneinnehmbar wie eine wohlbefestigte Burg", fiel der andere ein.

„Wirklich? Gleichwol behauptet das Gerücht das Gegentheil", meinte einer der Lieutenants.

„God dam — was kann das Gerücht weiter von Mistreß Dorbino zu sagen haben, als daß sie ein ausgezeichnetes Talent ist?"

Dies ward mit jener englischen Bestimmtheit gesprochen, welche zu erkennen gab, daß jede entgegengesetzte Meinung etwas war, wovon der Brite nichts hören mochte.

Wir Schweden mit unsern sonst vortrefflichen Eigenschaften besitzen gleichwol den Fehler, ungeheuere Aehnlichkeit mit Kleinstädtern zu haben, denn ebenso wie diese lieben wir leidenschaftlich Klätschereien, leihen diesen bereitwillig unser Ohr und plappern alles mit einer Rücksichtslosigkeit nach, die wirklich furchtbar ist. Es gilt dies sowol von Männern als von Frauen. Die Herren stehlen beim Punsch- oder Weinglase ihrem Nächsten

Ehre und Reputation, und die Frauen thun bei der Kaffee- oder Theetasse dasselbe. Die Uniform birgt ebenso oft als die Mantille ein verleumdungssüchtiges Herz.

So war es auch hier. Die schwedischen Offiziere ließen sich durch den bestimmten Ton des Engländers nicht abweisen, sondern einer von ihnen rückte sofort mit einer höchst interessanten Geschichte über Madame Dorbino heraus. Es war ein aufgewärmtes Gemisch von dem, womit Frau A. die Künstler des Theaters regalirt, und andern von mehreren Seiten herrührenden Zusätzen, sodaß das Ganze als eine bedeutend verbesserte und vermehrte Auflage betrachtet werden konnte. Ein englischer Lord spielte darin die Hauptrolle.

Dies gab den Jüngern und Leichtsinnigern unter der Gesellschaft Anlaß, einige pikante Anspielungen darauf zu machen, daß, da die Sängerin sich gegen Engländer schwach gezeigt, es in der Ordnung wäre, wenn diese ihre Partei nähmen.

Zwei Mitglieder der Gesellschaft bewahrten während dieser skandalösen Conversation vollkommenes Schweigen, nämlich Lothard und Tage. Der erstere stand, auf eine Stuhllehne gestützt, dem Erzähler gerade gegenüber und betrachtete ihn scharf; letzterer hatte sich in eine Sofaecke geworfen, als ob er sich aller Einmischung in das Gespräch zu entziehen wünschte.

Die beiden Engländer unterbrachen zuweilen die Geschichte kurz, indem sie alles für unwahr und erlogen erklärten.

Als endlich die skandalöse Lüge zu Ende war, begann Lothard mit seiner wunderbar klaren und wohllautenden Stimme:

„Wir sind hier ungefähr dreißig Schweden und zwei Engländer. Von meinen dreißig Landsleuten, die auch Madame Dorbino's Landsleute sind, hat nicht ein einziger seine Stimme zu ihrer Vertheidigung erhoben, sondern die beiden Fremdlinge haben dieselbe auf sich genommen.

Meine Herren, betrachten Sie dies nicht als eine Erniedrigung für Schweden, besonders wenn die Dame, deren Ehre auf so freche Weise angegriffen worden, einen Verwandten unter uns besitzt?"

Die schwedischen Offiziere sahen einander etwas betroffen an.

„Lieutenant Aberney", fuhr Lothard fort, „treten Sie als anwesender Cousin der Madame Dorbino vor und vertheidigen Sie sie; außerdem würden Sie mich zwingen, dies zu thun und Sie auf diese Weise der Erfüllung einer heiligen und theuern Pflicht zu berauben."

Auf diese Worte folgte Todtenstille. Tage rührte sich nicht von der Stelle.

„Wie, mein Herr", rief Lothard mit flammenden Augen, „muß ich Sie noch einmal auffordern, die Gebote der Ehre zu erfüllen? Hörten Sie nicht, daß es der Ruf einer achtungswerthen Frau ist, mit welchem man leichtsinnig zu spielen gewagt?"

Er trat einen Schritt auf Tage zu.

Dieser erhob sich, vollständig von den Dämonen in seinem Innern beherrscht. Mit eiskaltem Hohn betrachtete er Lothard und sagte:

„Sie irren sich, Lieutenant Canitz. Ich bin mit Madame Dorbino nicht verwandt, wenigstens werde ich hinfort eine solche Verwandtschaft niemals anerkennen. Ich kann weder noch will ich eine Person vertheidigen, deren Lebensschicksale und Abenteuer ich nicht kenne und an deren Ehre so viele Flecken haften."

Lothard hatte einmal zu Tage gesagt: „Möge geschehen, was da wolle, so werde ich mich doch nie an Ihrer Person vergreifen" — und gleichwol versetzte er jetzt Tage einen schimpflichen Schlag ins Antlitz. Der Schall desselben bildete gleichsam den Punkt des ausgesprochenen Redesatzes.

Auf diese, man konnte sagen bewußtlose That folgte ein furchtbarer Tumult. Die Engländer traten auf

Lothard's Seite, Madame Dorbino's Verleumder auf Tage's. Lothard's That erheischte Genugthuung. Bei den Worten „Waffen", „Stunde" u. s. w. erwachte Lothard wie aus einem Traum.

Was hatte er gethan? Einen Vorsatz gebrochen, eine Herausforderung veranlaßt, und zwar trotzdem, daß er einmal erklärt hatte, er würde sich niemals dazu bewegen lassen. Er hatte sich vergessen, einen Kameraden tödlich beleidigt, und dieser Kamerad war Tage. Er hatte diese Fremdlinge zu Augenzeugen eines solchen Auftritts zwischen zwei schwedischen Offiziere gemacht. Wie gern hätte er diesen übereilten Schlag durch ein Jahr seines Lebens zurückerkauft! Wie übel hatte er Skuldfrid's Ehre dadurch vertheidigt, daß er Anlaß zu einem solchen Skandal gab, der unbedingt auf eine oder die andere Weise ruchbar werden mußte! Es war lange her, seitdem Lothard Ursache gehabt, mit Reue an eine Uebereilung zu denken.

Gleichwol sah er auch sofort ein, daß er für den Augenblick nichts zu thun vermochte, was das Geschehene wieder gut gemacht hätte, sondern er sagte, mit vollkommen wiedergewonnener Ruhe zu den Engländern gewendet:

„Wegen dieses unangenehmen Auftritts, dessen Zeuge Sie gewesen sind, muß ich mir Ihre Nachsicht erbitten. Ich will weder noch werde ich mein Benehmen entschuldigen; ich kann blos beklagen, daß Lieutenant Aberney und ich Ihnen einen so geringen Begriff von der Einigkeit unter den Offizieren der schwedischen Flotte gegeben haben. Es galt die Ehre einer achtungswerthen Frau — dies ist meine einzige Entschuldigung."

„Sie bedürfen keiner Entschuldigung, Mister Canitz, Sie haben als Mann von Ehre gehandelt."

„Da unser Zwist nur durch die Waffen geschlichtet werden kann, so bitte ich alle unsere Kameraden, das, was hier geschehen, unter uns Versammelten bleiben zu lassen."

„Wir geben unser Ehrenwort darauf", war die Antwort.

Lothard verneigte sich gegen die Gesellschaft. Hierauf wendete er sich an den Erzähler der skandalösen Geschichte mit den Worten:

„Herr Lieutenant, Sie haben Dinge berichtet, die Ihnen andere mitgetheilt haben und für deren Wahrheit Sie nicht bürgen konnten. Es ist dies, gelinde gesagt, unüberlegt, besonders wenn es sich um eine Dame handelt. Die Ritterlichkeit gebietet, die Ehre der Frauen zu vertheidigen, nicht anzugreifen. Die unangenehmen Folgen, die Ihre Mittheilung nach sich gezogen, werden Sie ganz gewiß lehren, vorsichtiger zu sein, wenn Sie sich das nächste mal zum Berichterstatter dessen machen, was andere gesagt haben."

Der arme Erzähler sah sehr verlegen aus. Er fühlte, daß er eine klägliche Rolle spielte. Dieses Bewußtsein machte ihn feindselig gesinnt gegen Lothard, der jetzt nur noch einige Worte hinzufügte, indem er bemerkte, daß er und Aberney als Friedensstörer sich entfernen müßten, um nicht die übrigen weiter um den Genuß der Freude zu bringen, welche durch sie unterbrochen worden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem Lothard sich von der Gesellschaft getrennt, wandelte er langsam über die Wiese und ließ sich nach dem Holm hinüberrudern. Sein Gemüth war düster. Er dachte mit bitterm Schmerz daran, daß er sich der Uebertretung eines Vorsatzes schuldig gemacht. Wenn er sich mit Tage schlug, so brach er ein Gelübde, und gleichwol blieb ihm kein anderer Ausweg übrig. Er hatte Tage beleidigt, er hatte sich vom Zorne so beherrschen lassen, daß er sich zu einer Gewaltthätigkeit erniedrigt.

War es aber wol auf der andern Seite möglich, mit kaltem Blute anzuhören, wie Tage durch seine Worte Skuldfrid gleichsam brandmarkte? Nein, dies war unmöglich.

Lothard kannte Skuldfrid's Leben nicht, er kannte nicht die Schicksale, welche sie während der verflossenen Jahre durchlebt, aber sie war seines Herzens heiligstes Kleinod, und er glaubte an sie wie an das Gute und Edle. Trotzdem, daß es ihm schmerzlich war, sie als Schauspielerin und als Witwe wiederzufinden, so war gleichwol seine Liebe viel zu wahr und zu wirklich, als daß er gewagt hätte, das Weib, welches er anbetete, durch erniedrigenden Verdacht zu besudeln.

„Tage's Benehmen“, dachte Lothard, „beweist nur zu deutlich, daß Skuldfrid den Hoffnungen, von welchen er in seinem Briefe sprach, nicht entgegengekommen ist. Ist es wol denkbar, daß er einen so erbärmlichen und schwachen Charakter hätte, durch eine solche Erzählung auf sich einwirken zu lassen? Unmöglich, denn bei allen seinen Fehlern hat er sie doch nach seiner Weise geliebt. Sein Benehmen konnte daher seinen Grund nur in verschmähter Liebe und in eingewurzeltem Haß gegen mich haben. Er hat meinen Charakter sehr gut durchschaut und gewußt, daß eine an ihr begangene Niedrigkeit das sicherste Mittel sei, mich aus allem Gleichgewicht zu bringen.“

Lothard trat in seine Wohnung und in den kleinen Salon, welcher das erste Zimmer bildete. Auf dem Tische lagen zwei Briefe. Lothard warf sich in einen Lehnstuhl, streckte die Hand nach dem Briefe aus, der ihm zunächstlag, erbrach ihn und durchflog ihn hastig.

Dann ergriff er den andern.

Bei dem ersten Blick, den er darauf warf, veränderte sich seine Miene. Rasch zerriß er das Couvert und las:

„Die Zeitungen des morgenden Tages werden verkünden, daß Madame Dorbino die Bühne auf immer verläßt, daß die beliebte Sängerin niemals wieder auftreten wird.

„Skuldfrid bringt sonach Lothard das Opfer ihres Künstlerruhms und sie glaubt, daß nun der rechte Augenblick für die Unterredung gekommen ist, welche in Neapel nicht stattfand. — Morgen Vormittag wird Lothard erwartet von Skuldfrid.“

Was dachte, was fühlte Lothard beim Lesen dieser Zeilen? Ihr, die ihr liebt, ihr wißt es!

Während alle diese merkwürdigen Ereignisse sich zutrugen, stand Tante Sarah im Begriff, die Winterkleider des Professors und Tage's sorgfältig einzupacken, damit sie nicht während des Sommers durch Mottenfraß oder

dergleichen beschädigt würden. Sarah sah dabei sehr fröhlich und zufrieden aus.

Skuldfrid, das gute Kind, wollte ja dem Theater entsagen, davon war Sarah vollkommen überzeugt, obschon Skuldfrid noch nichts anderes gesagt hatte, als daß sie bis auf weiteres nicht auftreten würde.

Sarah hatte eben die Leinwand, in welche sie die Winterkleider eingepackt, zugenäht und sang dabei leise vor sich hin

Komm, schöner Mai, und blicke u. s. w.

als es klingelte. Im nächsten Augenblick ward die Vorsaalthür aufgerissen und Tage trat mit dem Hut auf dem Kopfe und ganz verstörter Miene herein.

„Ist Papa zu Hause?" fragte er ohne zu grüßen.

„Nein, er ist nicht zu Hause, aber was um Gottes willen ist dir denn?" rief Sarah und ließ Nadel und Fingerhut fallen.

Tage warf sich aufs Sofa, schleuderte den Hut weit von sich, fuhr sich mit den Händen durch das Haar und rief:

„Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Erde! Ich habe nicht ein einziges Wesen, welches an meinem Schmerz, an meinem Unglück, an meiner Verzweiflung theilnimmt!"

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Herr, mein Schöpfer, was sind das für sündhafte Redensarten!" sagte Sarah, ging auf Tage zu, legte ihre kleine Hand auf sein gesenktes Haupt und setzte in zärtlichem Tone hinzu:

„Mein guter, lieber Junge, du besitzest ja stets mein Herz, welches für dich so schwach ist, daß es dich lieber hat als deinen Vater. Ueberdies besitzest du ja auch dessen Zuneigung, und er hat sich bei allen Gelegenheiten gut und freundlich gegen dich erwiesen."

„Sprich nicht von Papa! Wenn von mir und Skuldfrid die Rede ist, steht sie seinem Herzen allemal näher als ich."

„Von mir aber kannst du nicht sagen, daß ich dir jemand vorziehe", flüsterte Sarah schmeichelnd.

Wenn der Mensch recht betrübt, von Kummer oder Schmerz recht tief niedergedrückt ist, dann lauscht er gern der Stimme, welche die Sprache der Zärtlichkeit redet, auch wenn er sonst nicht sonderlich nach derselben fragt.

Tage war von dem Augenblick an, wo der Professor ihn adoptirte, Sarah's Goldsohn gewesen. An ihn verschwendete sie ihre Zärtlichkeit — alle seine Wünsche befriedigte sie, entweder offenkundig, oder heimlich, wenn sie mit Aberney's Willen im Widerspruch standen. Die Alte hatte, wenn man sich so ausdrücken darf, Tage's Egoismus „gemästet" und demselben alle mögliche Nahrung gegeben.

Daß Tage Fehler habe, dies war etwas, was Sarah unmöglich zugeben konnte, wenn auch jemand sie hätte darauf aufmerksam machen wollen — daß Tage unrecht habe, dies schien ihr ebenso unmöglich zu sein. Alle andern Menschen hatten unrecht, er aber nie, dafern er sich nur nicht unmittelbar an ihr selbst versündigte, wiewol sie auch dies schon im nächsten Augenblick vergaß. Sie fand stets etwas, womit sie ihn entschuldigte.

Tage's Gefühl für Sarah dagegen war weder von dankbarer noch von anhänglicher Art. Es war als ob der junge, schöne Lieutenant alle Zärtlichkeit, welche die gute Alte an ihm verschwendete, als etwas betrachtete, wozu er berechtigt wäre. Niemals machte er sie zur Vertrauten dessen, was ihn betraf, und höchst selten dachte er daran, daß Sarah überhaupt existirte — wenigstens nie öfter, als er sie sah.

In diesem Augenblick aber, wo so viele und bittere Gefühle seine Seele aufregten, empfand er ein unwiderstehliches Bedürfniß, ein theilnehmendes Herz zu haben, von welchem er im voraus wußte, daß es ihn mit

allen tadelnden Bemerkungen verschonen würde — einem solchen wünschte er sein Leiden zu klagen. Wir wollen inzwischen weder seinen Klagen noch seinen übrigen Herzensergießungen lauschen, sondern uns begnügen, die Resultate derselben zu erfahren.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Wächter auf den Thürmen von Stockholm bliesen die zehnte Stunde. Die Nachtwächter hatten ihre schläfrigen Wanderungen in den einzelnen Stadttheilen begonnen, als die Thür des Hauses, in welchem Professor Aberney wohnte, sich öffnete. Eine kleine Frauengestalt trat heraus auf die Straße und wanderte an dem schönen Frühlingsabend von Blasiiholm über die neue Brücke nach einem einstöckigen Hause irgendwo hinter Humlegarden.

Die Thür war verschlossen. Die nächtliche Wandrerin pochte dreimal an. Es vergingen einige Minuten, dann öffnete sich ein Fenster und eine Frauenstimme fragte:

„Wer ist da?"

„Sarah", war die Antwort.

Das Fenster schloß sich wieder und eine Minute später trat Sarah in das Haus. Nur eine halbe Stunde verweilte sie hier, dann kehrte sie wieder in ihre Wohnung zurück.

Etwas später trat eine hochgewachsene Frauengestalt aus dem einsamen Hause. Sie nahm denselben Weg wie Sarah, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihre

Wanderung bis zum Holm fortsetzte und erst an einem der Eingänge des Wohnhauses stehen blieb. Ein Bedienter stand hier und war beschäftigt, seine zärtlichen Gefühle einer kleinen, munter blickenden Dirne zu erklären, welche jetzt, nachdem ihre Herrschaft zur Ruhe gegangen, einige Augenblicke frei hatte und dieselben benutzte, um ihre Herzenansgelegenheiten zu besorgen.

„Wohnt hier Baron Canitz?" fragte die Unbekannte.

Der Diener drehte sich um, betrachtete die Dame mit dreister Miene vom Kopf bis zum Fuß und antwortete:

„Allerdings wohnt Baron Canitz hier, aber er empfängt zur Nachtzeit keine Besuche."

Die Dame machte eine Bewegung, als ob sie an dem Lakai vorbeigehen wollte, dieser aber stellte sich auf die Schwelle des Eingangs, stemmte die Arme in die Seiten und sagte:

„Mein Herr ist zu Bett. Kommen Sie morgen Nachmittag fünf Uhr wieder."

„Ich muß gleich jetzt mit dem Baron sprechen", sagte die Unbekannte in bestimmtem Tone.

„Das thut mir leid, aber es kann nicht geschehen."

In diesem Augenblick hörte man Tritte auf der Treppe und ein Mann in der Uniform eines Seeoffiziers ward sichtbar.

„Suchen Sie den Baron Canitz?" fragte er artig die Dame, deren Züge bewiesen, daß sie schon längst über die Jahre hinaus war, wo man eine zweideutige Bemerkung über ihren Besuch zu machen berechtigt gewesen wäre.

„Ja, mein Herr. Ich habe etwas Dringendes mit ihm zu sprechen, was keinen Aufschub duldet."

„In diesem Falle gehen Sie hinauf. Der Baron ist allein und hat sich noch nicht zur Ruhe begeben. Ich verließ ihn soeben. Die Thür seines Zimmers ist der Treppe gerade gegenüber."

Der Lakai trat beim Anblick des Offiziers auf die

Seite. Als die Dame sich anschickte, die Treppe hinaufzugehen, sagte er:

„Soll ich vielleicht dem Herrn Baron melden — —"

„Es ist nicht nöthig", sagte der Offizier. Die Dame ging die Treppe hinauf, und der Lakai setzte seine interessante Conversation mit seiner Herzensflamme weiter fort.

In einem kleinen Cabinet vor dem kleinen Salon saß Lothard und schrieb. Die Thür des erstgenannten Zimmers öffnete sich, ohne daß er darauf achtete. Leise Tritte ließen sich vernehmen. Sie näherten sich dem Cabinet, aber auch diese wurden von Lothard noch nicht bemerkt.

Auf der Schwelle blieb die hochgewachsene Frauengestalt stehen. Ihr Blick ruhte unbeweglich auf dem gesenkten Haupte des jungen Mannes. Ihre Stirn war bleich, ihre Brust arbeitete unruhig. Man bemerkte sehr bald, daß ihre Gedanken von stürmischer Art sein mußten.

„Lothard!" flüsterte eine Stimme so mild und doch so ernst, als ob sie gleichzeitig Zärtlichkeit und Vorwurf ausdrückte.

Lothard zuckte zusammen und blickte auf. Bei dem Anblick der Dame erhob er sich und murmelte mit dem Ausdruck des Schmerzes:

„Ha! Ich wußte, daß du kommen würdest!"

Die Dame ging auf ihn zu, reichte ihm beide Hände und stammelte:

„Du wußtest es, und woher?"

Lothard ergriff ihre Hände, führte sie mit einem Ausdruck fast religiöser Ehrerbietung an seine Lippen und sagte:

„Wenn du erscheinst, dann habe ich mich allemal einer unüberlegten oder ungerechten Handlung schuldig gemacht. Nicht um das Gute zu belohnen, sondern um

das Böse zu bestrafen, hast du mich aufgesucht. O, Mutter, glaubtest du wirklich, mich vor meinem sich so leicht übereilenden Gemüth warnen zu müssen? Sind diese vergangenen sechs Jahre, während welcher ich dich nicht gesehen, nicht hinreichend gewesen, zu beweisen, daß ich das Ziel, welches du mir gezeigt, höher als jedes andere stelle? Glaubtest du wirklich, mich vor meinem eigenen Innern warnen zu müssen?"

Wehmüthig ruhte sein Blick auf den Zügen der Mutter. Sie drückte sein Haupt an ihr Herz und flüsterte:

„Mein Sohn, ich bin stolz auf dich gewesen — ich danke dir."

„Aber du willst deinen Sohn durch deinen Anblick nicht öfter erfreuen, als —"

Wieder betrachtete Lothard seine Mutter mit bekümmertem, vorwurfsvollem Blick.

„Höre mich an", begann die Dame wieder, indem sie auf einem Sofa Platz nahm und ihn neben sich niederzog. „Ich bin nicht gekommen, um Rechenschaft von dir zu fordern, nicht um dir den rechten Weg zu zeigen, oder dich vor Versuchung zu warnen. Ich bin gekommen, um dich zu fragen, wie du in Bezug auf den Zwist zu handeln gedenkst, welcher heute zwischen dir und einem deiner Kameraden stattgefunden hat."

„Ah, du weißt also —"

„Daß ein durchaus nicht angenehmer Auftritt stattgehabt hat, in welchem du und Aberney die Hauptrolle gespielt."

„Du willst wissen, wie ich handeln werde? Er kann mir das Leben nehmen", antwortete Lothard düster. „Ich kann dir kein größeres Opfer bringen, als wenn ich in diesem Augenblick, wo mir das Glück zum ersten mal lächelt, mich wehrlos einem wüthenden Feinde gegenüberstelle."

„Es wird besser sein, wenn du ihn nicht bis auf dieses Aeußerste treibst“, bemerkte die Dame fast kalt.

„Wenn du unsern Zwist kennst, so kennst du auch die Veranlassung dazu, und dann —“

„Ich werde dein Benehmen stets missbilligen. Doch ich bin nicht mehr deine Richterin, deshalb wünsche ich blos, daß du mir erzählst, was geschehen ist, damit ich einen klaren Begriff von dem Vorgange erhalte.“

In ruhigem Tone erzählte Lothard, was geschehen war. Der sonst so stolze Ausdruck in Lothard's Zügen ward ein fast demüthiger. Sein Blick schaute gerade in das Auge der Mutter, als ob er sie in seiner Seele lesen lassen wollte.

Der Ausdruck in ihren Zügen ward düster und bekümmert.

Als Lothard fertig war, saß sie eine lange Weile wie von innerer Bewegung überwältigt da. Endlich sagte sie:

„Du darfst die Herausforderung nicht annehmen.“

„Verlange nicht das Unmögliche! Bedenke, daß wenn ich mich weigere, ein Makel an meiner Ehre haftet.“

„Aber dieser Zweikampf darf und kann nicht stattfinden!“

„Ich habe dir ja versprochen, daß nicht ein Tropfen seines Blutes das Gewissen deines Sohnes beflecken soll. Ich werde meinen Arm nicht zur Vertheidigung erheben.“

„Aber du willst dir das Leben von ihm rauben, ihn sich mit deinem Blute besudeln lassen und diese ganze Schuld über das Haupt deiner Mutter bringen.“

„Willst du lieber, daß dein Sohn von seinen Kameraden verachtet werde?“

„Alles, nur nicht diesen Zweikampf!“

„Mutter, ich will dir alles andere opfern, nur nicht dies. Ich muß ihm gestatten, Rache an mir für den Schimpf zu nehmen, der ihm durch mich widerfahren.“

„Aber ich, ich sage dir, daß du und er einander

nicht als Feinde gegenüberstehen könnt. Es darf, es kann nicht geschehen."

Die Mutter neigte sich zu Lothard's Ohr und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Die Wirkung derselben auf den jungen Mann war eine augenblickliche. Er stierte die Sprechende einen Augenblick lang an, ergriff dann heftig ihre Hände und murmelte in dumpfem Tone:

„Nur dies fehlte noch!"

Dann erhob er sich und ging einigemal im Zimmer auf und ab, setzte sich dann wieder neben die Dame und sagte:

„Jetzt, Mutter, ist der Augenblick da, wo du mir alles sagen mußt, und dann — dann —"

Die Mutter begann eine lange Erzählung, welcher Lothard mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. Es war ein trauriges Blatt, aus dem großen Buche des Lebens gerissen. Wir lassen es von dem Schleier der Nacht bedecken und begrüßen statt dessen den frühen Morgen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Professor saß eben bei seinem Kaffee, als Sarah ihm ein elegantes Billet überreichte. Der Diener, welcher es gebracht, wartete auf Antwort. Aberney durchflog die wenigen Zeilen und bemerkte:

„Sagt dem Boten, ich würde kommen.“

Zu einer spätern Stunde des Vormittags finden wir den Professor in dem Boudoir der Gräfin Natalie und mit dieser liebenswürdigen Dame in einem lebhaften Gespräch begriffen.

„Frau Gräfin“, sagte er, „ich habe Ihre Worte aufmerksam angehört, obschon ich in der That nicht begreife, was Sie von mir in dieser Sache gethan zu sehen wünschen. Ich kann nur tief beklagen, daß Tage so wenig Kraft und Gefühl seines eigenen Werths besitzt, daß er wie ein kleinmüthiges Weib umherläuft und andere in seine persönlichen Kümmernisse einweiht.“

„Andere, sagen Sie, Herr Professor? Vergessen Sie denn ganz, daß ich Ihres Sohnes Freundin bin?“

„Wenn **Sie** seine Freundin sind, dann sind Sie eine sehr gefährliche Freundin“, antwortete der Professor lächend, „und es würde mich nicht im mindesten wundern,

wenn er dann sich über die Niederlage, die er erlitten, tröstete."

„Hier ist nicht die Frage von dem, was ich bin, sondern daß Sie Ihrem Sohne helfen sollen —"

„Einen andern unglücklich zu machen?" fiel der Professor ein. „Nein, Gräfin, das werde ich nie thun."

„Aber, lieber Professor, Frida hat Ihrem Sohn einmal ihre Hand zugesagt und sie, der Sie ihr Verwandter sind, sind wol auch der rechte Mann, um sie zu ermahnen, ihr Wort zu halten. Ist es wol denkbar, daß ihr Glück beschieden sein werde, nachdem sie das des Freundes ihrer Kindheit vernichtet?"

„Ein Versprechen, welches auf Zureden anderer gegeben worden, kann nicht bindend sein, besonders wenn das Herz seine Stimme dagegen erhebt. Ich will nicht so schlecht von meinem Sohne denken, daß er jetzt noch auf dieses Versprechen rechne, nachdem Skuldfrid erklärt, daß sie einen andern liebt."

„Und diesen andern halten Sie für würdig, auf Kosten Ihres Sohnes glücklich zu werden?"

„Ja, Gräfin, das thue ich und auch Sie thun es."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß Sie ebenso wie ich von Baron Canitz eine hohe Meinung hätten."

„Ich habe weder eine hohe noch eine niedrige Meinung von ihm — er ist mir eine gleichgültige Person. Für Ihren Sohn dagegen interessire ich mich wirklich und beklage, daß Sie selbst es so wenig thun."

„Frau Gräfin, ich kann nicht begreifen, wie sein Glück darin bestehen solle, daß zwei Menschen und außer diesen auch er selbst unglücklich werden. Lassen Sie uns nicht weiter Worte über diese Sache verschwenden. Tage's Pflicht verlangt, daß er alles thue, um das Glück dieser beiden Personen, die einander lieben, zu fördern."

„Was Sie jetzt verlangen, ist ungereimt."

„Warum ungereimter als das Interesse, welches Sie

meinem Sohne beweisen? Ich glaube, Gräfin, wenn Sie Canitz liebten und wüßten, daß sein Glück Skuldfrid hieße, wäre es Ihr innigster Wunsch, die Vereinigung dieser beiden zu fördern."

„Glauben Sie dies wirklich?"

„Ja, im Fall Sie nicht alles thäten, um demselben entgegenzuarbeiten. Im erstern Falle würden Sie wie ein edles und gutes Weib handeln, im letztern —"

Der Professor stand auf und setzte abbrechend hinzu: „Es kann mir nicht einfallen, den Redesatz zu vollenden. Leben Sie wohl, Gräfin, und erlauben Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben: Wir dürfen uns niemals in die Angelegenheiten anderer dadurch einmischen, daß wir auf ihre Handlungen oder ihr Schicksal einzuwirken suchen. Was unser Egoismus dadurch zu erstreben sucht, erlangen wir nicht. Der Strom der Ereignisse geht sehr oft unsern Berechnungen und Wünschen gerade entgegen."

Der Professor küßte der Gräfin die Hand und entfernte sich.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Während die Gräfin und der Professor miteinander sprachen, saß Lothard und stierte mit bleichem, düsterm Antlitz vor sich hin. Der nächtliche Gast war verschwunden und hatte in Lothard's Seele nur Kummer und Schmerz zurückgelassen.

Das Eintreten des Dieners mit dem Kaffee führte Lothard wieder in die Welt zurück, in welcher er lebte. Er setzte sich, um einige Zeilen zu schreiben. Als er dieselben zugesiegelt, erhielt der Diener Befehl, mit dem Briefe zu Madame Dorbino zu gehen.

Nachdem dies geschehen, warf Lothard sich wieder aufs Sofa, als ob alles, was nun geschehen würde, ihm gleichgültig wäre. Der Ausdruck seines Gesichts glich dem eines Menschen, welcher sich darauf gefaßt gemacht hat, die zornigen Stürme des Schicksals rasen zu lassen. Er blickte auf die Uhr und murmelte:

„In einer Stunde werden sie hier sein, um die Bedingungen festzustellen. In einer Stunde werde ich vor meinen Kameraden in zweideutigem Lichte stehen. O, Mutter, Mutter, das wird ein schwerer Augenblick! Ich werde gezwungen werden, dem Dienst der schwedischen

Flotte zu entsagen und wieder wie ein elender Abenteuerer die Heimat zu meiden, denn niemand wird mit einem Menschen dienen wollen, der erst einen Kameraden öffentlich beschimpft und sich dann weigert, ihm Satisfaction zu geben."

Lothard's Brust ward von einem tiefen und qualvollen Seufzer gehoben.

„Es ist furchtbar, nachdem man alles gethan, um die Forderungen der Ehre zu erfüllen, und nachdem man, wie ich, jedes Sonderinteresse geopfert, um dem Namen, welchen man trägt, Achtung zu erwerben, alle diese Bemühungen durch eine augenblickliche Uebereilung zerstört und vernichtet zu sehen. Ich werde daher diesem schon vorher so besudelten Namen noch einen neuen Flecken hinzufügen."

In dem Salon ließen sich Tritte vernehmen. Lothard zuckte zusammen. Das Blut brannte ihm wie Feuer in den Adern, und gleichwol bedurfte er jetzt heldenmüthiger Kaltblütigkeit.

Zwei Seeoffiziere traten bei Lothard ein, welcher sich erhob und sie mit einem stummen Händedruck begrüßte. Ehe sie noch Zeit hatten, ein Wort zu sagen, hob er an:

„Ihr kommt, um mit mir die Bedingungen wegen meines Zweikampfes mit Aberney festzustellen. Gleichwol muß ich euch bitten, ihm anheimzugeben, ob er nicht einen Vergleich eingehen will."

„Aberney hat uns beauftragt, zu sagen, daß er jede friedliche Beilegung der Sache zurückweist. Er nimmt keine andere Genugthuung an als die der Waffen."

„In diesem Falle verlangt er etwas, was ich nicht geben kann", antwortete Lothard kalt und bestimmt. „Ich schlage mich nicht."

„Canitz, was sagst du!" riefen die beiden Kameraden und sahen ihn mit Blicken an, welche Ueberraschung und Misbilligung verriethen. „Wenn du dich weigerst, dich zu schlagen, so mußt du den Grund davon angeben."

„Ich habe keinen andern, als daß ich mir vorgenommen, mich nicht zu schlagen.“

„Das ist aber kein annehmbarer Grund.“

„Es ist der einzige, den ich habe.“

Trotz allem, was die beiden Offiziere sagten, trotz allen Ermahnungen und allen Vorstellungen, daß er nicht das Recht habe, auf diesen Grund hin Tage die Genugthuung für den ihm zugefügten Schimpf zu verweigern, blieb Lothard unbeweglich. Die Offiziere entfernten sich, nachdem sie offen erklärt, daß ihrer Ansicht nach Lothard's Benehmen von allen Kameraden gemißbilligt werden würde.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wir wollen gleichzeitig mit diesen Vorgängen einen Besuch bei Skuldfrid machen. Sie war an diesem Tage ungewöhnlich früh aufgestanden und hatte besonders sorgfältige Toilette gemacht. Heute sollte er ja kommen.

Skuldfrid lächelte ihr schönes Spiegelbild an, sie freute sich darüber, so schön zu sein, und sie ward dadurch, daß sie sich glücklich fühlte, noch schöner. Ihre ganze Seele war von Hoffnung erfüllt. Sie hegte nicht wie so viele andere Liebenden eine unruhige Furcht, daß Lothard's Herz sich geändert habe. Von dem Augenblick an, wo er sein Ausbleiben in Bezug auf die Zusammenkunft in Neapel als eine Folge des ihm nicht rechtzeitig zu Händen gekommenen Briefes erklärt, war Skuldfrid's voller Glaube an die Tiefe und Unerschütterlichkeit seiner Liebe zurückgekehrt.

Er liebte, dies sagte ihr das eigene Herz; er liebte, davon war sie so fest überzeugt, daß weder sein kalter Ton, noch seine bittern Worte, noch irgendetwas anderes auf diese Ueberzeugung einzuwirken vermocht hatte.

Ebenso wußte sie auch gewiß, daß er ihrem Rufe gehorchen und kommen würde. Sie war so froh bei

dem Gedanken, daß nun alles zwischen ihnen klar werden würde. Sie wollte ihn um Verzeihung für die Vergangenheit und all den Schmerz bitten, den sie ihm einmal zugefügt. Ganz gewiß verzieh er ihr und liebte sie wie zuvor. Ihr ganzes Leben wollte Skuldfrid ihm widmen und sich glücklich schätzen, sich für den Mann zu opfern, den sie so innig, so über alles liebte.

Die Zeit, welche Flügel hat, wenn wir glücklich sind, erscheint träge wie eine Kröte, wenn wir mit Ungeduld auf etwas warten. Skuldfrid befahl ihrem unruhigen Herzen still zu sein, sie bot ihre ganze Kraft auf, ruhig zu bleiben, aber es wollte nicht gelingen. Sie lauschte mit glühenden Wangen auf das leiseste Geräusch.

Plötzlich läutete die Klingel — das ist er.

Man hörte Tritte in dem Salon, die Thürvorhänge wurden gehoben und — Anaise trat mit einem Briefe ein, welchen sie Skuldfrid überreichte. Die Hand bebte, indem sie denselben empfing und erbrach — er enthielt folgende Zeilen:

„Auch heute wird Skuldfrid Lothard vergebens erwarten, und morgen — ist seine Ehre so befleckt, daß er vor den Augen des Weibes, welches ihm ihren Künstlerruhm opfert und zu deren Füßen er zu sterben gewünscht, weder erscheinen kann noch darf. — Ein Fluch ruht auf

Lothard."

Gegen Mittag trat Natalie unangemeldet bei Skuldfrid ein. Die liebenswürdige Gräfin sah bekümmert aus.

„Ich komme", rief sie, „um dir einen höchst ärgerlichen Vorfall zu erzählen', welcher gestern Abend stattgefunden und bei welcher Gelegenheit Canitz keinen sehr schönen Charakter an den Tag gelegt hat."

„Dann ist der Vorfall sehr entstellt worden", sagte Skuldfrid, welche durch den Besuch der Gräfin in diesem Augenblick belästigt ward.

„O nein, nicht im mindesten! Ich habe ihn von

dem unglücklichen Gegenstande der Roheit dieses Canitz, von deinem Verwandten, dem Lieutenant Aberney, selbst gehört."

„Hat Canitz sich an Tage vergangen?"

„Allerdings, und zwar vor einer Versammlung von dreißig bis vierzig Personen."

„Das ist mit dem Charakter des Barons Canitz nicht vereinbar", versicherte Skuldfrid lebhaft.

„Wie unvereinbar es auch damit sein mag, so ist es gleichwol geschehen. Die Offiziere der Flotte hatten gestern Abend zu Ehren einiger Ausländer ein Gelag veranstaltet, wobei das Gespräch auf eine Dame kam, über welche Canitz sich ganz anders aussprach als Aberney. Als letzterer seine Behauptung verfechten wollte, gab Canitz ihm einen schimpflichen Schlag ins Gesicht. Die Anwesenden bestanden sofort auf Canitz' Entfernung aus der Gesellschaft. Heute Morgen hat Aberney ihm eine Herausfordernng zugesendet, die er sich aber geweigert hat anzunehmen, ohne einen Grund für diese Weigerung zu nennen. Dieses im höchsten Grade unritterliche Benehmen hat, wie ich höre, zur Folge, daß die Offiziere der Flotte nicht mehr mit einem Manne dienen wollen, der die Forderungen der Ehre so wenig versteht. Baron Canitz wird gezwungen sein, den Abschied zu nehmen. Schon heute Abend werden wir die skandalöse Geschichte in allen Zeitungen lesen."

„Hat Tage dir dies alles erzählt?" fragte Skuldfrid bleich und mit hoch aufgerichtetem Haupt.

„Ja, das hat er."

„Dann beklage ich von ganzem Herzen, daß Tage von dem, was *seine* Ehre verlangt, eine so schiefe Auffassung hat und etwas, was zwischen Kameraden vorgefallen ist, auf diese Weise ins Publikum bringt."

„Canitz hat unter der schwedischen Armee keine Kameraden mehr", unterbrach sie Natalie stolz.

„Dann hat die schwedische Armee einen Verlust

erlitten", entgegnete Skuldfrid, indem sie auf die Uhr sah, und setzte dann hinzu: „Du mußt entschuldigen, beste Natalie, ich möchte mich gern zum Ausfahren ankleiden."

Natalie schickte sich an, zu gehen.

„Weißt du, Frida", sagte sie, „es wundert mich, daß du so wenig Theilnahme und Herz für einen Mann zeigst, der der Freund deiner Kindheit gewesen ist, und daß du ihm einem Fremden gegenüber unrecht gibst."

„Tage ist in diesem Augenblick meinem Herzen fremder als Canitz. Ueberdies, Natalie, weiß ich, daß wenn letzterer sich übereilt hat, dies deshalb geschehen ist, weil ersterer sich einer überaus tadelnswerthen Handlung schuldig gemacht hat."

Mit diesen Worten reichte Skuldfrid der Gräfin die Hand zum Abschied, und nachdem sie noch einige flüchtige Worte gewechselt, eilte Natalie hinunter in ihre Wohnung, um zu überlegen, ob sich einer Annäherung zwischen Skuldfrid und Lothard kein Hinderniß in den Weg legen ließe. Die Gräfin huldigte der Theorie, welcher zufolge Zeit zu gewinnen, alles gewinnen heißt.

Skuldfrid dagegen begab sich sofort zu Aberney. Nachdem sie eine beinahe eine Stunde dauernde Unterredung mit diesem gehabt, verließ sie die Wohnung der beiden Aberneys wieder. Skuldfrid kehrte nach Hause zurück, und der Professor lenkte seine Schritte nach der Wohnung des Lieutenants Steen, um von diesem als Unparteiischem den richtigen Sachverhalt des Geschehenen zu erfahren.

Auch dieser Tag hatte ein Ende. Der Abend kam so mild und still. Auf den Thürmen schlug die siebente Stunde. Der Holm lag lächelnd in seinem grünenden Schmuck auf der blauen Wasserfläche. Die Menschen, diese Kinder der Unruhe, hatten ihr Tagewerk beendet, und man sah ein belastetes Boot nach dem andern nach dem Thiergarten fahren.

Ein bedeckter Wagen fuhr ganz vorsichtig über die Holmbrücke und bis an das Haus, wo Lothard wohnte.

Hier machte der Wagen halt, und heraus stiegen zwei Damen, von welchen die eine einen dichten Schleier trug. Sie lenkten ihre Schritte nach der Wohnung des jungen Lieutenants hinauf. Die verschleierte Dame ging voran und öffnete die Thür des Vorzimmers, in welchem ein Diener saß und schlief.

„Ist der Baron zu Hause?“ fragte sie in kaum verständlichem Schwedisch.

„Ja“, war die Antwort.

„Ist er allein?“

„Ganz allein — wen soll ich anmelden.“

„Ihr braucht blos eine Dame anzumelden“, antwortete die verschleierte Dame und drückte ihm ein Geldstück in die Hand, indem sie hinzusetzte: „Geht voran ich folge Euch.“

Der Diener gehorchte einer Aufforderung, die von einem so bündigen Beweis von Freigebigkeit begleitet war. Die Dame flüsterte ihrer Begleiterin etwas zu und verschwand dann durch die Thür des Salons. An dem Cabinet angelangt, meldete der Diener:

„Eine Dame wünscht Sie zu sprechen, Herr Baron.“

„Laß sie hereinkommen“, hörte man Lothard antworten.

Der Diener trat auf die Seite, indem er sagte:

„Haben Sie die Güte, einzutreten; der Herr Baron ist drinnen.“

Dann schloß er die Thür hinter ihr. Lothard wendete sich nach der Eintretenden herum, welche in diesem Augenblick den Schleier zurückschlug. Er sprang auf und rief:

„Skuldfrid!“

Zum zweiten mal betrat Skuldfrid Lothard's Wohnung. Zwischen ihrem ersten Besuch und diesem lagen sechs Jahre. — Das erste mal kam sie, um alle ihre schönen, lächelnden Träume zerstört und sich selbst, ein

unwissendes, unerfahrenes Kind, in den Strudel von Ereignissen gestürzt zu sehen, von welchen sie sich kein klares und anschauliches Bild machen konnte. Jetzt — jetzt — kam sie mit einem Herzen voll Glauben und Hoffnung, fest entschlossen, das schwärzeste Geschick des Lebens mit dem Geliebten zu theilen und sich glücklich und selig zu fühlen, wenn sie an seiner Seite bleiben durfte. Das erste mal verstieß sie ihn, jetzt dagegen kam sie, um ihm ihr Herz zu schenken. Stand zu erwarten, daß er dieses Geschenk annehmen würde?

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

An demselben Abend, wo Skuldfrid sich nach dem Holm begab, wollen wir den Leser in das einsame Haus hinter dem Humlegarden einführen.

In einem einfach möblirten Zimmer finden wir die Dame, welche Lothard Mutter nannte. Sie sitzt zurückgelehnt auf einem Sofa und hält das Gesicht mit den Händen bedeckt. Sie weint. Neben ihr hat Tante Sarah Platz genommen.

„Ich verstehe deine Betrübniß nicht", sagte Sarah. „Es ist alles glücklich und gut gegangen — besser als ich zu hoffen wagte."

„Ach, sprich nicht so", stammelte die Dame. „Nur ich selbst weiß, wie ungerecht ich gehandelt habe."

„Ungerecht?" wiederholte Sarah mit verwunderter Miene.

„Ja!" sagte die Dame, indem sie den Kopf emporrichtete und Sarah betrachtete. „Doch laß uns nicht hiervon sprechen, sondern von ihm. Skuldfrid würde ihn also glücklich machen können, und ihr Verlust ihn dagegen ins Verderben stürzen?"

„Ja, das ist meine Ueberzeugung. Seitdem sie ihm

ihre Hand verweigert hat, ist er ganz wie von Sinnen. Er sagte, er wäre verloren, denn sein Leben hätte nun keinen Zweck."

Sarah drückte ihr Tuch an die Augen, während sie mit zitternder Stimme fortfuhr:

„Der arme Junge legt gewiß noch Hand an sich selbst. Ach, er hat ein so reiches und warmes Herz, und er hat Skuldfrid so treu und innig geliebt, daß sie ihn nun förmlich unglücklich gemacht hat."

„Weiß Skuldfrid, welches Unheil die Weigerung ihrer Hand ihm zugefügt hat?"

„Ja leider. Dessenungeachtet hat sie mir auf den Brief, den ich an sie schrieb, mit diesen Zeilen geantwortet."

Sarah reichte der Dame einen Brief, den diese mit Bewegung auseinander schlug und las. Er lautete:

„Liebe Tante! Du hättest nicht nöthig gehabt, ein so großes Aufhebens darüber zu machen, daß zwei junge Männer miteinander in Streit gerathen sind, auch wenn ich die Veranlassung dazu gewesen bin. Zu einem Zweikampf kommt es deswegen nicht, das kann ich dir versichern, Tante. Dies ist aber auch alles, was ich versprechen kann, denn deinem Wunsche gemäß mich in romanhafter Weise selbst opfern und Tage meine Hand reichen, das kann ich nicht und will ich nicht. Meine Gründe sind folgende. Als ich vor sechs Jahren Tage meine Hand versprach, geschah es, weil meine Mutter mich darum bat. Ich kannte damals mein Inneres selbst nicht. Jetzt, Tante, liebe ich Tage nicht und werde niemals die gottlose That begehen, mich ohne Liebe zu vermählen. Ueberdies, Tante, mußt du mir verzeihen, wenn ich es von einem Manne erbärmlich finde, den Verlust des Weibes, welches er zu lieben geglaubt, nicht ertragen zu können, sondern wie ein Kind darüber zu klagen und andere zu Sachwaltern dessen zu machen, was ihm selbst misglückt ist. Was auch geschehen möge, so wird Tage

doch niemals der Mann, an den ich mein Geschick fessele — dies ist mein unerschütterlicher Entschluß.

„Und nun, Tante, kein Wort weiter über diese Sache. Ich beklage Tage weniger deshalb, weil er mich liebt, als deshalb, daß er so schwach und unritterlich ist. Man hat mir den Auftritt zwischen ihm und Baron Canitz erzählt. Der letztere bewies dabei, wie stets, den Charakter eines Gentleman. Gott segne ihn dafür! Dies wünscht deine ergebene

Skuldfrid."

Langsam faltete die Dame den Brief wieder zusammen und reichte ihn Sarah, indem sie sagte:

„Skuldfrid ist und bleibt für Tage verloren."

„Wenn aber dieser unglückselige Mensch, dieser Canitz, bewogen werden könnte —"

„Sie nicht zu lieben?" fiel die Dame mit wehmüthigem Lächeln ein. „Nein, so weit erstreckt sich niemandes Gewalt über ihn. Alles kann er opfern, nur nicht seine Liebe zu Skuldfrid. Welche Macht besitzt sie über das Herz, welches ihr einmal gehört!"

Tante Sarah öffnete den Mund, um zu antworten, in diesem Augenblick aber trat eine ältere Dienerin ein und sagte in gebrochenem Schwedisch:

„Es wünscht ein Herr mit Ihnen zu sprechen."

„Du weißt ja, daß ich keinen Besuch annehme."

„Ja, aber er sagte, wenn ich ihn nicht anmeldete und einließe, so würde er sich den Weg mit Gewalt bahnen."

„Dies waren allerdings meine Worte", sagte eine klare Stimme hinter der Dienerin.

Die Dame und Sarah schauten hin. Letztere rief erschrocken:

„Victor!"

Die Dame ward todtenbleich und war nicht im Stande, sich zu rühren. Sie gab blos der Dienerin durch eine Bewegung zu verstehen, daß sie sich entfernen solle.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

In Nataliens reizendem Landhause finden wir drei Personen versammelt. Dennoch waren dieselben nicht damit beschäftigt, den schönen Abend zu genießen, sondern saßen drinnen im Salon, dessen grüne Jalousien geschlossen waren, sodaß blos ein mattes, grünliches Licht in das elegante Zimmer fiel.

„Das also ist Madame Dorbino's Familiengeschichte“, sagte die Gräfin Natalie, welche eine der drei Personen war. „Dieselbe ist sehr unheimlich, leider aber findet sich darin nichts, was einen Schatten auf sie selbst würfe. Sie steht rein und makellos wie die Unschuld, selbst auf dem Grabe ihrer schuldbeladenen Mutter.“

„Das ist wol wahr, aber Baron Canitz weiß nicht, daß er die Tochter einer Giftmischerin liebt“, fiel Doctor Wagner ein, der ebenfalls eine der drei Personen war. „Welchen Einfluß diese Kenntniß auf sein stolzes Gemüth haben würde, ist ungewiß.“

„Aber, mein Gott, an seinem Gefühl wird sie nichts ändern“, fiel Tage ein, welcher der dritte war. „Er wird in seinem Hochmuth glauben, sein Name reiche hin, um jeden Flecken, der möglicherweise dem Namen Skuldfrid's

ankleben könnte, zu tilgen. Uebrigens, wenn man liebt, so vergißt man alles."

„Das ist allerdings wahr, aber dennoch gibt es gewisse Familienverhältnisse, welche bedeutend auf ihn einwirken würden, wenn er erführe, wessen Tochter Madame Dorbino ist."

„Warum haben Sie ihm das nicht gesagt?" fragte Natalie.

„Weil es nicht in meinem persönlichen Plane lag."

„Sie müssen uns erklären, in welchem Falle die Mittheilung, daß Harmen Aberney Skuldfrid's Mutter ist, auf Canitz einwirken könnte", sagte Tage und stützte den Kopf auf die Hand.

„Der Bruder des Generals Canitz, der Legationssecretär, vermählte sich nämlich mit Edith Hederman, Harmen's Schwester. Diese Ehe, welche anfangs ein Geheimniß war, rief, als sie bekannt gemacht ward, eine furchtbare Bestürzung hervor, weil der Legationssecretär mit einer reichen vornehmen Russin verlobt war. Die Folge hiervon war, daß er mit seiner jungen Frau nach Sibirien verbannt ward. Es geschah dies auf Antrieb des Generals, der dadurch alleiniger Besitzer von Kronobro ward. Es geschah zur Zeit, wo Baron Lothard noch ein ganz kleines Kind war. — Eines Tages, während Baron Lothard auf einer der deutschen Universitäten verweilte, erhielt er einen Brief, den ein reisender Engländer ihm überbrachte. Er kam von seinem Onkel und war von diesem dem Engländer, der eine Reise durch Sibirien gemacht, zur Beförderung anvertraut worden. Der Legationssecretär lag damals auf den Tod erkrankt danieder, und der Engländer hatte versprochen, auf die eine oder die andere Weise den Brief in die Hände des Sohns des Generals Canitz gelangen zu lassen. In Petersburg erfuhr der Engländer, daß der junge Baron dermalen die Universität ***berg frequentire, und reiste sofort dorthin, um sein dem Sterbenden gegebenes Wort

zu lösen. Der Brief enthielt einen kurzen Bericht über die Ursache der Verbannung sowie die inständige Bitte, daß Baron Lothard die Aufhebung der Verbannung zu Gunsten der Gattin des Legationssecretärs auszuwirken suche, welche, wenn ihm dieser Brief zu Händen käme, jedenfalls Witwe sei.

„Baron Lothard schrieb sogleich an den General, seinen Vater, sendete ihm den Brief seines sterbenden Onkels und fügte hinzu, dafern sein Vater nicht die unverzügliche Freilassung der Witwe des Verstorbenen auswirke, so würde er, Lothard, niemals nach Rußland zurückkehren, sondern sich lieber eine Kugel vor den Kopf schießen. Der General, der aus vielen Gründen um das Leben seines Sohnes sehr besorgt war, besonders weil das Vermögen, welches der General von seiner Gattin geerbt, aus Fideicommissen bestand, die er verlor, wenn sein Sohn starb, gab mit umgehender Post das Versprechen, seine Schwägerin aus ihrer Gefangenschaft zu befreien. Dagegen verlangte er von dem Sohn, ihm zu versprechen, daß er niemals und unter keinem Verhältniß eine Verbindung mit einer Person eingehen wolle, welche der Familie seiner Schwägerin angehörte. — Lothard versprach dies seinem Vater. Ich habe den Brief noch, in welchem er dieses Versprechen gab.“

„Nun“, fiel Tage ein, „kam Edith denn aus Sibirien?“

„Ja, sie ward über die russische Grenze geschickt, mit der Weisung, jedes beliebige Land zu ihrem Aufenthalt zu wählen, nur nicht das russische Reich und dessen Besitzungen. Ein Jahr darauf starb sie in Frankreich.“

„Hatte sie keine Kinder?“ fragte Tage.

„Nein, soviel ich weiß nicht“, war die Antwort des Doctors.

Es trat eine Pause ein. Die Gräfin unterbrach sie, indem sie sagte:

„Sie glauben also, daß ein einem längst Verstorbenen

gegebenes Versprechen dem Baron Canitz noch heilig wäre und ihn bewegen könnte, einer Verbindung zu entsagen, welche sein Herz wünscht?"

„Ich glaube an nichts, Gräfin, wenn ich aber ein Ziel erreichen will, dann versuche ich alles. Baron Canitz hat es sich in der letztern Zeit zur Lebensaufgabe gemacht, sein Wort zu halten wie ein echter Spartaner, selbst wenn er dabei auf seine liebsten Wünsche verzichten muß."

„Gut! Wir wollen sehen, was wir thun können", sagte die Gräfin und erhob sich. „Sie haben, lieber Doctor, mir die Liebe des Barons zu Madame Dorbino mit so lebhaften Farben geschildert, daß ich nicht weiß, was ich von seiner jetzt so kalten und sonderbaren Weise gegen sie einerseits und seiner muthigen Vertheidigung ihrer Ehre andererseits denken soll. Er kann sonach aus seiner Rolle fallen."

„Dieser letztere Vorfall beweist aber ja, daß er sie noch liebt!" rief Tage. „Seine Weigerung, sich zu schlagen, beweist, daß er ihre Ehre nicht durch einen Zweikampf bloßstellen will."

„Durchaus nicht", fiel der Doctor ein, „sondern einzig und allein, daß er sein einmal gegebenes Wort, sich nicht mit Ihnen zu duelliren, nicht brechen will, und daß er Sie einer solchen Ehre nicht für würdig hält."

„Nein, Doctor, da irren Sie sich", fiel die Gräfin ein. „Es gibt vielmehr einen geheimen, einen mächtigen Grund, der ihn vermocht hat, so zu handeln."

„Das ist wol möglich", bemerkte der Doctor, indem er seinen Hut nahm und sich zum Fortgehen anschickte. Die Gräfin folgte ihm ins nächste Zimmer.

„Doctor", sagte sie, indem sie ihre Hand auf den Arm des Arztes legte, „das Weib muß aus dem Wege, koste es, was es wolle! Ach, Sie wissen nicht, wie tief ich sie jetzt verabscheue!"

„Und ihn liebe", ergänzte der Doctor.

„Schweigen Sie und hören Sie mich! Sie müssen

mir behülflich sein, um sie fortzuschaffen, aber so, daß es aussieht, als ob sie mit dem Narren da drinnen fortgereist wäre."

Natalie machte, indem sie dies sagte, eine Bewegung mit dem Kopfe nach dem Zimmer, in welchem Tage sich befand.

Der Doctor sah Natalie eine Weile an, als ob sie ihn auf eine Idee gebracht hätte; dann antwortete er lächelnd:

„Wenn der Satan will, daß eine recht infernalische Idee platzgreife, so läßt er sie von dem Hirn eines Weibes ausbrüten. Sie haben, Frau Gräfin, mir den Faden zu etwas gegeben, welches uns sehr schnell zu dem Ziele führen kann, nach welchem wir streben. Leben Sie wohl, ich entferne mich jetzt, um Ihnen meinen Plan mitzutheilen, sobald ich damit fertig bin."

Der Doctor ging, und Natalie kehrte zu Tage zurück.

Am nächstfolgenden Morgen, gleich nachdem Tage das Bett verlassen, trat der Professor bei ihm ein. Seine Stirn war umwölkt und sein Blick streng.

„Was ist zwischen dir und Canitz vorgefallen?" fragte der Professor, indem er seinen Pflegesohn betrachtete.

„Ein Zwist, der mit einer Beleidigung auf seiten des Barons endete", antwortete Tage und sah seinen Pflegevater unerschrocken an.

„Was war die Ursache des Zwistes?" fragte Aberney und runzelte die Augenbrauen.

„Eine Dame war die Ursache."

„Was für eine Dame? — Ich will den Namen wissen."

„Papa, ich hätte geglaubt, ich wäre nun alt genug, um keine Rechenschaft für meine Handlungen schuldig zu sein", sagte Tage trotzig. „Ich bin jetzt kein Knabe mehr."

„Aber du benimmst dich schlechter als ein solcher."

„Papa!" rief Tage und erhob sich.

„Schweig und höre genau, was ich dir zu sagen

habe. Ich kenne den Namen der Dame, die du nicht nennen willst", sagte der Professor, kreuzte die Arme über der Brust und fuhr in strengem Tone fort: „Wie nennt man den Mann, der die Ehre einer Frau antasten hört und nicht seine Stimme erhebt, um sie zu vertheidigen? Man nennt ihn einen Mann ohne jeden Begriff von Ritterlichkeit. Wie nennt man aber den, der in einem solchen Augenblick die Bekanntschaft und Verwandtschaft mit derselben Frau leugnet, welche er wenige Augenblicke vorher zu lieben behauptet, während er der erste ist, der sie verläßt, wenn sie verleumdet wird? Diesen nenne ich einen Mann ohne Ehre und werth, einen schimpflichen Schlag ins Angesicht von jedem ehrlichen Mann zu erhalten, ohne daß ihm das Recht zusteht, dafür Satisfaction zu verlangen."

Der Professor legte seine Hand schwer auf die Schultern seines Pflegesohns und setzte mit Nachdruck hinzu:

„Ein solcher Mann bist du."

Tage ward todtenbleich und stand in einem Nu aufrecht vor Aberney.

„Oeffne deinen Mund nicht zur Vertheidigung oder um stolze Worte auszusprechen!" rief der Professor. „Bei mir nutzen dir dieselben nichts. Du kannst dich nicht mit einem Manne schlagen, welcher Vaterstelle an dir vertreten. Kleide dich schnell an — in einer Stunde soll Canitz die Genugthuung haben, welche du ihm schuldig bist."

„Ich!" rief Tage mit funkelnden Augen, „ich soll ihm Genugthuung geben — ihm, der mich schimpflich geschlagen?"

„Ja, das sollst du."

„Nimmermehr. Es gibt keine menschliche Macht, welche mich dazu zwingen kann. Ich bin der Beleidigte und er muß sich entweder mit mir schlagen oder —"

„Den Abschied nehmen? Thörichter Knabe! Siehst du denn nicht ein, wie schändlich du gehandelt hast?"

„Schändlich? inwiefern denn? Ich habe gesagt, daß ich mit Skuldfrid nicht verwandt bin, und ich habe die Wahrheit gesprochen. Um zu wissen, mit wem ich verwandt bin, muß ich erst wissen, wessen Kind ich selbst bin.“

„So. Ich glaubte, da ich dich als meinen Sohn adoptirt, dir meinen Namen und alle Rechte gegeben, welche ein Kind auf seinen Vater haben kann, so müßte die Tochter meines Bruders auch von dir als deine Cousine betrachtet werden. Doch lassen wir das. In einer Stunde sollst du wissen, wessen Kind du bist. Kleide dich an.“

Der Professor verließ das Zimmer seines Pflegesohns.

Tage beeilte sich, mit seiner Toilette fertig zu werden. Ein eigenthümlich unruhiges Gefühl peinigte ihn. Er wiederholte sich die Worte des Professors:

„In einer Stunde sollst du wissen, wessen Kind du bist.“

Tage hatte sich mit der Frage: „Wessen Kind bin ich?“ so wenig oder vielmehr so gar nicht beschäftigt, daß es ihm jetzt ganz sonderbar vorkam, daran zu denken. Bis zu dem Tage, wo Tante Sarah ihn nach Junta kommen ließ, war er in einer anständigen Familie in Helsingfors erzogen worden, wo für ihn bezahlt ward und wo er alle mögliche Pflege genoß. Einigemal während dieser Zeit hatte eine ältere Dame, die er bei der Ankunft in Junta in Tante Sarah wiedererkannte, ihn besucht. Er hatte niemals gewußt, wie sie hieß, sondern blos, daß sie eine Verwandte seiner verstorbenen Aeltern sei, die er, wie man ihm erzählte, schon in seiner zarten Kindheit verloren habe. Als er vierzehn Jahre alt von Professor Aberney an Kindesstatt angenommen ward, betrachtete er es als etwas Ausgemachtes, daß seine Aeltern mit dem Professor verwandt gewesen seien. Er that deshalb einige Fragen, erhielt aber von Aberney die ausdrückliche Weisung, in Bezug auf diesen Gegenstand keine Nachforschungen anzustellen, sondern sich mit seiner dermaligen Stellung zu begnügen. Seine Neigung zu

Skuldfrid und alle damit verknüpften Interessen waren auch der Grund, daß er über seine Herkunft wenig oder gar nicht nachdachte, besonders da er in spätern Jahren annahm, daß er sein Leben einer jugendlichen Schwäche Aberney's zu danken habe. Jetzt aber erweckten die Worte des Professors mit einem mal wieder die Gedanken an dieses von ihm so gänzlich vergessene Thema. Als er sagte, daß er nicht wüßte, wessen Kind er sei, hoffte er Aberney selbst dadurch in Verlegenheit zu bringen.

Sobald Tage mit Ankleiden fertig war, trat er hinaus in den Saal, war aber ganz überrascht, Aberney's Zimmer von Leuten angefüllt zu finden, als wenn große Gesellschaft eingeladen wäre. Noch größere Verwunderung erweckte es bei ihm, als er in diesen Gästen alle die Kameraden wiedererkannte, welche bei jenem Auftritt in dem Lokale des Thiergartens gegenwärtig gewesen waren.

Er begrüßte sie mit einer Miene, als ob er fragen wollte: „Was wollt ihr hier?"

Sie beantworteten den Gruß mit einem ebenso fragenden Blick.

In einer Ecke des Saales stand — Lothard im Gespräch mit einem der Engländer, die ebenfalls zugegen gewesen waren.

Professor Aberney stand mit dem Lieutenant Steen in der Mitte des Zimmers. Als er Tage erblickte, zog er seine Uhr, warf einen Blick darauf und sagte laut und vernehmlich:

„Ich habe mir die Freiheit genommen, die Herren zu ersuchen, sich hier aus Anlaß des Zwistes einzufinden, der zwischen Baron Canitz und meinem Pflegesohn stattgefunden hat."

Aberney sprach das Wort „Pflegesohn" mit besonderm Nachdruck.

„Mit Bedauern", fuhr er fort, „ersehe ich aus den gestrigen Zeitungen, daß das Publikum in die Sache eingeweiht worden und daß dieser Zwist von sehr un-

angenehmen Folgen für Baron Canitz begleitet gewesen ist. Ich habe deshalb das Unrecht, welches begangen worden, wieder gut machen und über die Weigerung des Barons, sich zu schlagen, eine Erklärung abgeben wollen, welche sein Zartgefühl ihm nicht erlaubt hat selbst zu geben. Die meisten der Herren werden wahrscheinlich zugeben, daß mein Pflegesohn bei jenem Auftritt den Schlag, den er erhielt, verdient hatte, wenn ich den Herren mittheile, daß Madame Dorbino meine Nichte und Tage Aberney's Cousine ist. Sein Leugnen, mit ihr verwandt zu sein, war daher eine im höchsten Grade unedle Handlung, um mich nicht eines etwas härtern Ausdrucks zu bedienen. Wie schmerzlich es mir auch ist, muß ich dennoch gestehen, daß die ihm von Baron Canitz ertheilte Züchtigung ganz am rechten Orte war und daß ich an seiner Statt ebenso gehandelt hätte. Daß der Baron sich weigerte, sich mit einem Mann zu schlagen, der sich so unritterlich benommen, betrachte ich als ganz richtig, auch wenn kein anderer Grund zu dieser Weigerung vorhanden gewesen wäre."

„Diesen Grund hat aber Baron Canitz nicht angegeben", fiel einer der Versammelten ein. „Der Baron hat blos geantwortet, daß er sich nicht schlagen wolle. Ein solches Benehmen gegen einen Kameraden, den er in Gegenwart so vieler beleidigt, ist nach unserer Ansicht mit den Forderungen der Ehre nicht vereinbar. Will der Baron hier in unserer Gegenwart sich bei Aberney entschuldigen und dieser die Entschuldigung annehmen, dann haben wir weiter nichts zu sagen. Andernfalls sehen Sie wol ein, Herr Professor, daß wir auf die Seite des Beleidigten treten und erklären müssen, daß Baron Canitz fernerhin weder sein noch unser Kamerad sein kann."

„Die Herren haben eigene Begriffe von Ehre", bemerkte Aberney mit einer eigenthümlichen Schärfe des Tons. „Wir wollen uns indessen nicht über verschiedene Ansichten streiten, sondern zu der Erklärung übergehen."

„Herr Professor“, fiel Lothard ein, „Sie sind mehr als großmüthig, da Sie sich zu meinem Vertheidiger aufwerfen, ich will mich aber weder rechtfertigen noch werde ich es, ja ich wünsche es nicht einmal. Ich nehme Abschied von der schwedischen Flotte und gehe nach England, in der Hoffnung, daß Lieutenant Aberney dann ohne Groll und Haß an den Mann denken werde, welcher in diesem Augenblick die Feindseligkeiten, die zwischen uns stattgefunden haben, innig beklagt. Lieutenant Aberney hatte als Beleidigter das Recht, von mir Genugthuung zu fordern. Ich habe mich geweigert, dieselbe zu geben, und ich trete aus meinem Dienst —“

„Weil Sie sich nicht mit Ihrem — Bruder schlagen wollen!“ fiel der Professor ein. „Mein Pflegesohn, Tage Aberney, ist des Barons Canitz jüngerer Bruder. Hiermit ist Ihnen ein Familiengeheimniß offenbart, welches nur dem Baron und mir bekannt war.“

„Sein Bruder!“ murmelte man.

„Ich sein Bruder!“ rief Tage und stürzte herbei. „Nein — das kann nicht sein!“

„Wenn es nicht sein könnte, so würde Victor Aberney nicht vor allen hier Versammelten gesagt haben, daß es so sei. Und nun, meine Herren, haben Sie die Lösung des Räthsels. Verlangt die Ehre immer noch, daß Lothard Canitz Ihrem Kameraden den Degen durch den Leib renne, oder ihm eine Kugel durch den Kopf jage, oder im glücklichsten Falle dies mit sich thun lasse, so habe ich weiter nichts hinzuzufügen.“

Lothard stand an die Wand gelehnt. Er war bleich. Wenige Augenblicke darauf umringten ihn die Kameraden und die Ausländer, um ihm zum Zeichen ihrer Achtung die Hand zu drücken. Nachdem man noch dem Professor einige verbindliche Worte gesagt, schickte man sich an zu gehen.

Nun trat Lothard in den Kreis der Anwesenden und sagte:

„Als Kameraden sind wir geschieden. Mein Entschluß, aus dem Dienst der schwedischen Flotte zu treten, steht fester als jemals. Daß ich dies mit Beibehaltung euerer Achtung thun kann, ist mir lieb und ich habe dies dem Professor Aberney zu danken. Ich werde mich seines Wohlwollens und der Ehre, in schwedischen Diensten gestanden zu haben, stets würdig zu machen suchen."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

In Skuldfrid's kleinem, reizendem Cabinet an dem geöffneten Fenster und von dem Frühlingshauche geliebkost, sehen wir am Nachmittag desselben Tages Lothard und Skuldfrid sitzen. Ihre Hand ruht in der seinen. Mit ihrer sanften, melodischen Stimme erzählte sie:

„Während der ersten zwei Tage und Nächte, nachdem ich erfahren, daß die unglückliche Harmen Aberney meine Mutter war, betete ich fast unausgesetzt. Ich fühlte mich namenlos unglücklich. Am dritten Tage kam meine Mutter von ihrer Reise nach Åbo zurück.

„Als sie in mein Zimmer trat und meine Blicke auf die düstern, gespenstischen Züge fielen, hätte ich beinahe einen Ruf leidenschaftlichen Schmerzes ausgestoßen, so furchtbar und peinlich war der Eindruck, sie wiederzusehen, nachdem ich das gräßliche Geheimniß der Vergangenheit erfahren. Als sie ihre Lippen auf meine Stirn drückte, schloß ich die Augen, damit meine Blicke nicht die Marter verriethen, welche mir das Herz zerriß. Sicherlich war dies einer der bittersten und qualvollsten Augenblicke in meinem Leben. Ich, die ich von meinen zartesten Kinderjahren an mit religiösem, ehrfurchtsvollem

Gefühl zu meiner Mutter wie zu einem höhern und vollkommenern Wesen emporgeschaut, ich wußte nun, daß diese Mutter ein vorsätzliches Verbrechen begangen. Es war als ob Verzweiflung meine Seele packte. Ich durchwachte die Nacht, beweinte, daß ich das Gewissen meiner Mutter nicht rein waschen konnte, und dachte an die Zukunft. Die Gefahren, welche meiner Mutter drohten, im Fall der, welcher mir ihr Geheimniß enthüllt, es jemand anders mittheilte, standen lebhaft vor meiner Phantasie. Ach! Damals mistraute ich dem theuersten Freunde meines Herzens", setzte Skuldfrid hinzu, und betrachtete Lothard mit einem sonnenwarmen Blick. „Die Betäubung, in welche mich jener erste Schlag versetzt, wich, und als der Morgen kam, war der Kampf ausgekämpt. Ich hatte gesiegt über die Bitterkeit in meinem Herzen, über jenen entsetzlichen Eindruck, ja sogar über den Schmerz. Es war mir klar, daß ich nun handeln und meine Mutter vor allen zu fürchtenden Folgen ihres Verbrechens retten müsse. Tante Sarah hatte von ihrer Nichte Harmen erzählt, daß sie dieselbe im Verdacht hatte, ihren ersten Gatten vergiftet zu haben, daß sie nach dem Tode des zweiten eine Person war, deren Namen Onkel Aberney nicht nennen hören wollte. Sein Abscheu vor ihr war so groß, daß er nicht einmal gestattete, in seiner Gegenwart von dem Kinde zu sprechen, welchem das verbrecherische Weib seines Bruders das Leben gegeben. Die Entdeckung, wer Frau Smidt eigentlich war, würde daher die Zuneigung, die er mir bewies, sofort ertödtet haben, so glaubte ich in meiner Unkenntniß von dem, was später zwischen meiner Mutter und ihm vorgegangen war. Mein Entschluß war gefaßt. Wir mußten fort, weit fort von diesem mir so theuern Ort der Erde. Wie dies geschehen sollte, das wußte ich selbst nicht recht. Weder meine Mutter noch Annika durften ahnen, daß ich die Vergangenheit kannte. Mit vollkommener Seelenstärke und Energie begrüßte ich den Morgen. Allen klein-

müthigen Kummer über das, was sich einmal nicht ändern ließ, hatte ich weit von mir hinweggeworfen. Alle meine Thränen wären doch nicht im Stande gewesen, den dunkeln Flecken von dem Leben meiner Mutter hinwegzutilgen. Mir, ihrer Tochter, kam es nicht zu, den Stab über sie zu brechen. Nein, meine Pflicht gebot mir, in der Reue und in dem Kummer, der an ihrem Innern nagte, ihr beizustehen.

„Als Annika in mein Zimmer kam, war sie überrascht, mich von meiner Unpäßlichkeit wiederhergestellt zu sehen. Ich wünschte zu wissen, ob meine Mutter den Pacht bezahlen könnte. Annika erzählte mir nun, daß der Kaufmann, bei welchem der Rest von dem kleinen Kapital meiner Mutter gestanden, Schulden wegen landflüchtig geworden sei und uns in wirkliche Arme verwandelt habe. Gleichwol hatte meine Mutter durch Verkauf einiger Schmucksachen das zum Bezahlen des Pachtes erforderliche Geld zusammengebracht.

„Während Annika mir diese Mittheilungen machte, kam Doctor Wagner. Er schien im höchsten Grade verwundert, mich gesund zu finden, und sagte, nachdem er sich überzeugt, daß mein Puls ruhig ging, er wünsche einige Worte mit mir unter vier Augen zu sprechen.

„Annika verließ uns, und Doctor Wagner sagte mir nun, er habe schon lange die Absicht gehabt, mich vor Baron Canitz zu warnen.“

Skuldfrid lehnte ihr Haupt an Lothard's Schulter und setzte in schmeichelndem Tone hinzu:

„Ich war damals sehr, sehr schlecht; ich glaubte alles Schlimme, was man von meinem Lothard sagte.“

„Und dies gerade, als er mit Freuden Leben und Blut geopfert hätte, um dir jeden Schmerz zu ersparen.“

Lothard neigte sich über sie herab und besiegelte seine Worte durch einen Kuß.

Skuldfrid fuhr fort:

„Nachdem der Doctor eine lange Weile von dir und

dem Plane gesprochen, welchen du nach seiner Behauptung entworfen, um mich durch die Forderung, welche du an meine Mutter hattest, zu zwingen, auf deine Wünsche einzugehen, begann er mir freundschaftliche Rathschläge zu ertheilen. Diese bestanden darin, daß ich Finnland verlassen und mir mit meiner Stimme die pecuniäre Unabhängigkeit schaffen solle, die mir auf diesem Wege unzweifelhaft sicher sei. Er erbot sich, mir Empfehlungen an einen ausgezeichneten Musiker in Frankreich, Monsieur X., zu geben, entwarf zugleich meinen Reiseplan und erbot sich, unser Wohnungs- und Hausgeräth auf das vortheilhafteste zu verkaufen und auf diese Weise uns schnell die Mittel zu verschaffen, nach Paris zu gelangen.

„Ich glaubte den lockenden Schilderungen von dem Juwel, den ich in meiner Stimme besäße, und ich dankte dem Doctor. Er hatte, ohne es zu wissen, mir eine Aussicht zur Ausführung meines schon gefaßten Entschlusses eröffnet. Es blieb nun noch übrig, die Einwilligung meiner Mutter zu erlangen. Ich sagte dem Doctor, ich wüßte nicht wie ich dies anfangen sollte. Er antwortete mir, wenn ich es ihm erlaubte, würde er mit meiner Mutter sprechen, und gab mir sein Ehrenwort, daß er ihre Zustimmung auswirken würde. Er hielt sein Versprechen. Nachdem er eine Stunde mit meiner Mutter verhandelt, kam er wieder zu mir, um mir zu sagen, sie sei vollkommen einverstanden damit, daß wir Finnland verließen, und daß sie es ganz mir anheimgebe, zu bestimmen, wohin unsere Reise gehen solle. Von dieser Unterredung mit Wagner an schien mir meine arme Mutter menschenscheuer, düsterer und unruhiger zu sein als vorher.

„Acht Tage darauf hatten wir Finnland verlassen. Meine Seele war erfüllt von tausend qualvollen Empfindungen, ich fühlte mich unglücklich im tiefsten Herzen, aber auch bereit, für meine Mutter und ihre treue Begleiterin Annika zu arbeiten.

„Ach, als ich Ektorp den Rücken kehrte, ohne daß ein Wort von dir mir sagte, daß du den Schmerz, welchen du mir zugefügt, bereutest, war es mir, als wenn eine Saite in meinem Innern risse, und ich fühlte, daß die wärmsten Gefühle meiner Seele bei dir zurückblieben, trotz alles dessen, was mir Anlaß gab, dich als einen herzlosen Egoisten zu betrachten, welcher alle Mittel aufbot, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Ich fühlte, daß wenn du mir nur mit einer einzigen Zeile deine Theilnahme zu erkennen gegeben, oder mir versichert hättest, daß das traurige Geheimniß todt und in dir begraben sei, ich mich glücklich gefühlt haben würde; aber nein, nicht ein Wort —"

„Ha, dieser Wagner!" rief Lothard mit Bitterkeit. „Welches furchtbare Unheil hat er angerichtet! Ich werde ihm niemals verzeihen, daß —"

„Daß wir jetzt glücklich sind?" flüsterte Skuldfrid lächelnd. „Das Glück muß uns gut und nachsichtig machen, es kann sich nicht zur Erbitterung gesellen."

Skuldfrid blickte, indem sie dies sagte, mit einem so bezaubernden Ausdruck in die dunkeln Augen ihres Geliebten, daß dadurch lauter Sonnenlicht in seinem Innern hervorgerufen ward. Nach einer Weile fuhr sie in ihrer Erzählung fort:

„Einen Monat später waren wir in Frankreichs Hauptstadt, und noch einige Wochen später war — meine Mutter geisteskrank."

Skuldfrid lehnte ihr Haupt an Lothard's Schulter, und es trat eine Pause ein. Er schlang seinen Arm um ihren Leib und zog sie näher an seine treue Brust. Endlich flüsterte er in zärtlichem Tone:

„Armer Engel!"

„Ach, Lothard, das war eine gräßliche Lage — allein, jung und unbekannt, ohne Freunde, mit einer geisteskranken Mutter, einer alten, kranken Dienerin und ohne Hülfsquellen. Die unserigen waren erschöpft. Mit

Schaudern fühlte ich, daß meine Bereitwilligkeit, mich so in ein fremdes Land zu begeben, eine übereilte gewesen war. Monsieur X., der einzige Mensch, an den ich empfohlen, war nicht in Paris. Er war nach England gereist, wo er sich ein Jahr aufzuhalten beabsichtigte. Ich hatte mich an die Wirthin des elenden Hotels, in welchem wir wohnten, gewendet und sie gebeten, mir zu rathen, und sie erbot sich, mir ein Unterkommen bei einem Restaurateur zu verschaffen, wo ich des Abends den Gästen vorsingen sollte. Dieses Anerbieten wies ich zurück und suchte nun, wie sie mir dann rieth, ein Engagement an einem der kleinern Theater zu erhalten; aber auch dies gelang mir nicht. Unser ganzes Geld war alle, wir waren eine ganze Woche im Hotel schuldig, und die Geisteskrankheit meiner Mutter nahm mit jedem Tage zu. Ganz verzweifelt — denn unsere Wirthin erklärte, wenn sie keine Bezahlung bekäme, so müßten wir fort — entschloß ich mich endlich, das mir zuerst gemachte Anerbieten anzunehmen und in einer Restauration zu singen.

„Es war eines Abends, ich hatte unserer Wirthin eben meinen verzweifelten Entschluß mitgetheilt und war dann in unser kleines Zimmer zurückgekehrt. Ueberwältigt vom Kummer, begann ich zu singen, um die Angst meines Herzens zu betäuben und die wahnsinnigen Reden meiner Mutter zum Schweigen zu bringen, denn sobald ich sang, ward sie still und lauschte. Das Heimweh hatte mein Gemüth ergriffen. Kummer und Mismuth erfüllten meine Seele. Mein Herz sehnte sich nach Kronobro und ich sang, als ob es mein Schwanengesang wäre.

„Während ich auf diese Weise meinem übervollen Innern Luft machte, ward die Thür aufgerissen, und ein Mann in silberweißem Haar trat mit schnellen Schritten herein. Ich verstummte, meine Mutter stieß einen gellenden Schrei aus, und Annika sprang von dem Schemel empor, auf welchem sie saß.

„«Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschrecke», sagte er

auf französisch. «Ich ging zufällig vorbei, hörte eine wunderbar schöne Stimme, fragte, wem sie gehörte, und erfuhr, daß die Besitzerin derselben eine Gelegenheit zu haben wünscht, Nutzen davon zu ziehen.»

„Er fügte hinzu, er hieße Dorbino, sei Componist und besäße an der Großen Oper bedeutenden Einfluß. Zugleich erbot er sich, mir nützlich zu sein, wenn ich von meiner Stimme Gebrauch machen wollte.

„Oft habe ich später gedacht, daß es die Vorsehung gewesen, welche Monsieur Dorbino an dem bescheidenen Gasthaus vorbeiführte, wo wir wohnten, und zwar gerade in dem Augenblick, wo ich mit Verzweiflung im Herzen die Lieder meines Heimatlandes sang; denn von diesem Augenblick an nahm mein Schicksal einen andern Gang.

„Monsieur Dorbino ward mein Lehrer, mein Vater, meine Stütze. Er verschaffte meiner armen Mutter Aufnahme in eine Privatanstalt für Geisteskranke, wohin Annika ihr folgen durfte. Mir öffnete er sein Haus, welchem seine ältere Schwester vorstand, die in ihren jüngern Jahren ebenfalls Sängerin gewesen war.

„Ein Jahr darauf war ich Sängerin bei der Großen Oper in Paris und reiste während des Sommers nach England hinüber, wohin ich von Monsieur und Mademoiselle Dorbino begleitet ward, welche beide mich mit fortwährenden Beweisen ihrer unermüdlichen Huld und Güte überhäuften.

„Monsieur Dorbino hatte eine Tochter gehabt, die ein vielversprechendes Talent gewesen und eine Stimme gehabt hatte, welche der meinigen glich. Einer seiner Lieblingswünsche war gewesen, daß sie mit der Zeit eine ausgezeichnete Sängerin würde. Der Tod entriß sie ihm in ihrem siebzehnten Jahre. In mir glaubte er sie wieder aufleben zu sehen. Als ich an der Großen Oper in Paris engagirt ward, überredete er mich, seinen Namen anzunehmen, weil er sich dann einbilden könnte,

seine Tochter lebe noch und meine Erfolge wären die ihrigen.

„Bei meiner Rückkunft von London nach Paris fand ich meine Mutter von ihrer Geistesstörung wiederhergestellt, aber sehr schwach. Ich ließ sie sogleich in meine Wohnung schaffen, die ich in demselben Hause hatte, welches Monsieur Dorbino bewohnte. Die Aerzte erklärten, daß sie nur noch einige Wochen zu leben habe. Ein paar Tage, nachdem ich sie bei mir aufgenommen, bat sie mich um Tinte und Feder. Sie schrieb einen langen Brief, welchen Annika beauftragt ward auf die Post zu geben. Einige Wochen darauf, als meine Mutter so erschöpft war, daß wir jeden Augenblick ihr Ende erwarteten, meldete man mir, daß eine Dame Frau Smidt zu sprechen wünsche.

„«Das ist sie!» rief meine Mutter und setzte sich heftig in ihrem Bett empor. Einige Augenblicke darauf ward meine Mutter von den Armen einer hohen, stattlichen Dame umschlossen. Ich ließ sie miteinander allein, eine Ahnung sagte mir, daß die Fremde Edith, die Schwester meiner Mutter, sei.

„Als die Nacht einbrach, hatte Harmen Aberney aufgehört zu leben. Als ein Engel des Trostes saß Edith Hederman an der Seite ihrer Schwester. Meine Mutter war in ihr Grab hinabgestiegen, ohne zu ahnen, daß ich ihr Verbrechen kannte."

„Weißt du, Skuldfrid, wessen Mutter diese Edith ist?" fragte Lothard, indem er hastig ihre Hände faßte.

„Ja, sie sagte es mir. Sie ist Lothard's Mutter."

„Dann kennst du also ihre Geschichte?"

„Nein, sie theilte mir blos mit, daß sie deine Mutter, aber daß dies vor der Welt ein Geheimniß sei. Sie erzählte mir auch, wie sie gerade zur rechten Zeit in Kronobro angelangt sei, um dich zu hindern, gewaltthätige Hand an Wagner's Leben zu legen. Als ich ihr erzählte, daß dein Verwalter gedroht, meine Mutter

von Ektorp fortzujagen, erklärte sie, daß du nicht die mindeste Kenntniß davon gehabt hättest. Nun stand alles vollkommen klar vor meiner Seele. Als ich dein ganzes Verhalten in meiner Erinnerung an mir vorüberziehen ließ, sah ich ein, wie übel ich an dem Mann gehandelt, der mich so innig geliebt. Mein Herz ward von dem glühenden Wunsche ergriffen, zu dir zu eilen, mich dir zu Füßen zu werfen und dir mein Vergehen abzubitten, deine Mutter aber sagte mir, du seiest in englische Dienste getreten und mit einem britischen Geschwader nach Indien abgesegelt.

„Nach Beerdigung meiner Mutter reiste Tante Edith wieder ab; sie versprach, sobald du von deiner Reise zurückkämst, mich davon zu unterrichten, aber sie hat nicht Wort gehalten. — Kurz nach meiner Mutter starb auch Annika.

„Ein Jahr war nach dem Tode meiner Mutter vergangen, als Monsieur Dorbino einem schweren Brustleiden erlag, welches schon seit zehn Jahren an seinem Leben gezehrt hatte. Sechs Wochen wachten ich und seine Schwester an seinem Bett. Kurz vor seinem Tode ließ er sich mit mir vermählen, damit ich das Recht hätte, einen Namen zu tragen, dem ich, wie er glaubte, Ehre machte. Er theilte sein Vermögen zwischen mir und seiner Schwester, stellte dabei aber die Bedingung, daß ich noch einige Jahre bei der Großen Oper in Paris bliebe und mich niemals bei einem andern Theater engagiren ließe, obschon mir freistehen sollte, während meines Urlaubs Gastrollen auf andern Bühnen Europas zu geben, damit Madame Dorbino's Name so bekannt würde, wie er es verdiente. Ich gab dieses Versprechen. Es war alles, was ich dem Manne schenken konnte, der mein und meiner Mutter Wohlthäter gewesen war.

„Ein Jahr darauf kam Monsieur Dorbino's Schwestertochter, die Gräfin Renstein, nach Paris. Dies war die Gelegenheit, bei welcher ich ihre Bekanntschaft machte.

Während des Sommers nach diesem unsern ersten Zusammentreffen begegneten wir uns in Rom und machten gemeinschaftlich eine Reise nach Neapel. Von deiner Mutter erhielt ich keine weitern Nachrichten. Ich hatte an sie unter der mir von ihr mitgetheilten Adresse geschrieben, aber ohne Antwort darauf zu bekommen.

„Der Zufall fügte, daß ich während meines Verweilens in Neapel erfuhr, daß du dich am Bord der Fregatte Karolina befandest. Wie ich handelte, weißt du, ebenso daß wieder zwei Jahre vergingen, ehe ich den Muth hatte, noch einen Versuch zu machen, mich dir zu nähern. Da Natalie in allen Briefen von dir und Onkel Aberney erzählte, ward es mir unmöglich, noch länger getrennt von euch beiden zu leben. Ich reiste nach Schweden, fest entschlossen, das Herz wiederzuerobern, welches einmal mein gewesen und für dessen Besitz mir kein Opfer zu groß erschien.“

Dreißigstes Kapitel.

Als Lothard am Abend von Skuldfrid nach Hause Hause kam, fand er folgenden Brief vor.

„Herr Baron, wenn Sie morgen Zeit haben, so beehren Sie mich mit Ihrem Besuch. Ich wünsche von Ihnen eine Aufklärung zu erhalten, die ich von niemand anders begehren möchte. Mit Achtung

Natalie Renstein."

Lothard gehorchte dem Rufe und fand sich bei Natalien ein. Er traf die junge Gräfin ganz allein.

„Zürnen Sie mir, Baron, daß ich Ihre Zeit auf diese Weise in Anspruch nehme?" sagte sie mit ihrem verführerischen Lächeln und ihrer kindlichen Miene.

„Gräfin, eine schöne Dame kann mich niemals erzürnen", antwortete Lothard artig.

„Es ist ein Zufall, welcher mich gezwungen, Sie um diesen Besuch zu bitten. Bei der Durchsicht einiger von meinem Gatten nachgelassenen Papiere fand ich einen Brief. Am Rande desselben standen die Worte: «Im Hotel * * * zu Berlin gefunden.» Der Brief ist russisch geschrieben, und ich wünschte, daß Sie, der Sie diese Sprache verstehen, mir Aufschluß gäben, ob dieser Brief von Werth für mich ist."

Mit diesen Worten überreichte die Gräfin den fraglichen Brief.

Lothard ergriff ihn ohne alles Mistrauen; als er ihn aber auseinander schlug, wechselte er die Farbe und heftete seine durchbohrenden Augen auf die Gräfin.

„Haben Sie diesen Brief wirklich unter den nachgelassenen Papieren des Grafen gefunden?" fragte er.

„Ja, es ist, wie ich sage."

„Sie wissen nicht, von wem oder an wen er ist?" fuhr Lothard lächelnd fort.

„Nein, ich verstehe die russische Sprache nicht und deshalb erlaubte ich mir, Sie zu bemühen."

„Es wundert mich aber, daß Ihre Wahl gerade auf mich gefallen ist und nicht lieber auf Doctor Wagner, der ja auch russisch liest."

„Doctor Wagner ist abgereist — wissen Sie das nicht?"

„Nein, davon habe ich keine Kenntniß. Sie werden zugeben, daß dies sich sehr sonderbar trifft."

Lothard lachte, indem er dies sagte, und sah Natalien mit einem Blick an, der selbst auf ihr durch Heuchelei abgehärtetes Gemüth die Wirkung äußerte, daß ihr das Blut in die Wangen emporstieg.

„Baron Canitz, ich verstehe Ihr Benehmen ebenso wenig als Ihre Worte", sagte Natalie und nahm eine stolze Haltung an.

„In diesem Falle, meine Gnädige, wollen wir an das Lesen dieses Briefes gehen, der an niemand anders gerichtet ist als an mich und zwar von meinem Vater, dem General Canitz. Ich war funfzehn Jahre alt, als ich diesen Brief empfing. Wollen Sie den Inhalt hören?"

„Wenn der Brief an Sie ist, so habe ich kein Interesse, zu erfahren, was er betrifft."

„Vielleicht wissen Sie es schon?"

„Herr Baron, ich glaube, Sie vergessen, was die Artigkeit gebietet!“ rief Natalie.

„Nein, Gräfin, das ist nicht der Fall — wol aber wünschte ich, daß Sie die Maske abwürfen. Sie haben diesen Brief nicht in den hinterlassenen Papieren Ihres Gemahls gefunden; Sie haben ihn von Doctor Wagner erhalten. Weshalb und zu welchem Zwecke dies geschehen ist, begreife ich nicht.“

„Wohlan — ich habe ihn wirklich von Doctor Wagner erhalten“, rief Natalie, welche einsah, daß hier eine gutgespielte Aufrichtigkeit am Platze wäre. „Er gab ihn mir mit dem Wunsch, ihn in Ihre Hände zu legen und Sie zu bitten, an das Versprechen zu denken, welches Sie einmal Ihrem Vater gegeben.“

„Weshalb ertheilte er Ihnen einen solchen Auftrag?“ fragte Lothard kalt.

„Aus dem einfachen Grunde, weil er die Anhänglichkeit kennt, die ich für Sie hege.“

„Sie sind allzu gütig“, entgegnete Lothard sich verneigend.

„Er weiß auch, daß Sie ihm mistrauen, und deshalb wünschte er, daß Sie von niemand anders erfahren möchten, daß Madame Dorbino mit ihrem Familiennamen nicht Smidt heißt, sondern —“

„Aberney“, unterbrach Lothard. „Das weiß ich.“

„Wissen Sie auch, daß ihre Mutter —“

„Diese war eine Schwester von Edith Hederman, welche mit dem Legationssecretär Canitz verheirathet war. Alles dies weiß ich, Frau Gräfin.“

„In diesem Falle war also Doctor Wagner's Befürchtung, daß Ihre frühere Neigung gegen Madame Dorbino wieder aufleben könnte, ungegründet?“

„Vollkommen“, entgegnete Lothard lächelnd. „Der gute Doctor glaubte sonach, mich vor der Schwäche meines Herzens zu retten, indem er mir mittheilte, daß Madame Dorbino einer Familie angehöre, mit

welcher ich niemals eine Verbindung einzugehen versprochen habe."

„Er hatte die feste Ueberzeugung, daß Baron Canitz niemals einem Versprechen untreu werde, am allerwenigsten aber einem, welches er seinem verstorbenen Vater gegeben. Ein solches muß heilig sein."

„Ja, ein meinem Vater gegebenes Versprechen müßte dies stets sein", entgegnete Lothard, indem seine Stirn sich ein wenig runzelte; „aber Frau Gräfin, Sie, die Sie mir so viel Güte und Wohlwollen beweisen, Sie haben wol von dem Doctor auch den Grund erfahren, weshalb ihm so viel daran lag, daß ich mein Wort hielte? Hat der Doctor für seine eigene Person etwas gegen Madame Dorbino zu erinnern?"

„Sie ist die Tochter der Giftmischerin Harmen Aberney. Es liegt etwas Gefahrvolles in dem Erbe der Tochter einer Verbrecherin."

„So — ich bin ja aber selbst der Sohn des Mannes, der seinen Bruder in Sibirien schmachten und sterben, der Wagner's Vater und mehrere andere Polen zu Tode knuten und die Mutter und Geschwister des Doctors nach Sibirien bringen ließ — mit wenigen Worten, eines Mannes, der ein grausames Herz und einen treulosen Charakter hatte. Auch ich habe ein unglückseliges Erbtheil überkommen."

„In Ihrem eigenen Charakter aber findet sich nichts, was grausam und treulos wäre."

„Findet sich wol etwas dieser Art in dem Madame Dorbino's?"

„Dies sei fern von mir zu behaupten, aber was sie eigentlich ist, wissen wir nicht. Sie ist vor allen Dingen Schauspielerin, und Ihr Glück, Baron Canitz, kann unmöglich an der Seite einer solchen blühen."

„Nein, das kann es nicht, da haben Sie recht, und ich werde es auch nicht mehr da suchen", entgegnete Lothard, heiter lächelnd.

Natalie wußte nicht, wie sie sich dieses Lächeln erklären sollte.

„Dank für diese Worte, welche ganz gewiß den Mann erfreuen werden, der alle Ihre Schritte mit der Wachsamkeit und Theilnahme eines Vaters verfolgt", sagte Natalie, indem sie ihm die Hand reichte und dann in mattem Tone hinzusetzte:

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich meine Rolle bei Ueberreichung dieses Briefes nicht gut spielte. Doctor Wagner glaubte, ich sei eine bessere Schauspielerin, als ich bin, als er mich ersuchte, Ihnen diese Erinnerung aus dem Reiche der Todten zuzustellen und dadurch einer unglücklichen Verbindung vorzubeugen."

„Aber, Gräfin, ich weiß nicht, worauf Ihre Befürchtungen sich gründen. Ich bin der einzige, welcher der Madame Dorbino seine Huldigung nicht dargebracht hat."

„Das ist wol wahr, der Docter kannte aber Ihre Neigung zu ihr, und ich habe alles hinreichend verstanden, um zu dem Schlusse zu kommen, daß sie auch jetzt noch einen großen Einfluß auf Ihr Herz ausübt."

„Ich kann heilig versichern, daß Madame Dorbino mir weder gefährlich ist noch gewesen ist."

„Baron, bedenken Sie die Worte, die Sie erst vor kurzer Zeit zu mir sagten!"

„Sagte ich damals, daß ich Madame Dorbino liebte?"

„Sie sagten, sie sei das Weib, welches Sie von allen am höchsten bewunderten und verehrten. Sie haben sie auf eine Weise vertheidigt, die Ihnen theuer zu stehen gekommen ist —"

„Ha! Sie kennen also den Vorfall im Thiergarten!" rief Lothard, die Stirn runzelnd.

„Ich habe ihn in den Zeitungen gelesen!"

„Alle Anwesenden versprachen zu schweigen, und gleichwol ist die Geschichte in der Hauptstadt bekannt.

Es schmerzt mich, daß Männer ihr Wort brechen können. Uebrigens, Gräfin, ist der Umstand, daß man eine Dame verehrt und bewundert, ja sogar sie vertheidigt, noch durchaus kein Beweis, daß man sie liebt."

„Ihre Worte erfüllen mich gleichzeitig mit Erstaunen und Freude", entgegnete Natalie, indem sie Lothard ansah.

„Niemand kann gleichzeitig zweien Herren dienen, Gräfin. Ich liebe das Weib, welches mir für den Schiffbruch, den mein Ehrgeiz erlitt, Ersatz schenken soll und an deren Seite ich den Himmel auf Erden zu finden gedenke, zu sehr, als daß ich irgendeiner andern huldigen könnte."

„Ah, Sie lieben also —"

„Ja, ich, der Granitmensch, wie Sie mich nannten, könnte, von der ganzen Welt verachtet und verstoßen, dennoch glücklich leben, dafern ich zu den Füßen dieses Weibes leben darf, geliebkost von ihrer Stimme und bezaubert von ihrem Bilde."

Nataliens Augen hingen wie festgebannt an Lothard's jetzt so warmen und lebhaften Zügen, in welchen die Kraft einer mächtigen und starken Leidenschaft zu lesen stand. Noch nie war er so schön gewesen wie in diesem Augenblick. Nataliens Herz erbebte von einer eigenthümlichen Unruhe. Die Hoffnung, die treulose Hoffnung, umgaukelte sie in diesem Augenblick mit so vielen bezaubernden und verführerischen Bildern.

„Verzeihen Sie, Gräfin, daß ich von mir gesprochen habe", hob Lothard wieder an, indem er sich erhob. „Ihr Interesse für mein Glück verleitete mich dazu. Ich will deshalb hinzusetzen: Madame Dorbino kann mir niemals gefährlich werden, denn schon morgen werde ich Ihnen meine Verlobte — Skuldfrid — vorstellen."

Mit diesen Worten küßte Lothard die kalte Hand der Gräfin und entfernte sich.

Einunddreißigstes Kapitel.

„Verlobt!" rief Natalie, als Lothard verschwunden war, „verlobt — er, der einzige Mann, welchem ich jemals ein anderes Interesse als das der Eitelkeit zugewendet!"

Natalie fühlte, wie ihr Blut in Gärung gerieth und wie jeder Tropfen desselben sich in Galle verwandelte. Es war nicht Schmerz, sondern ein Gefühl heftigen Grolls, welches sie darüber empfand, daß Lothard seine Hoffnung und sein Glück auf eine andere als sie zu bauen wagte. Sie hatte ja alle möglichen Mittel angewendet, ihn zu fesseln. Es hatte sogar Augenblicke gegeben, wo sie geglaubt hatte, es sei ihr gelungen. Ja, während der ganzen Zeit, wo Madame Dorbino in ihrer Gesellschaft gewesen, hatte Natalie sich geschmeichelt, einigen Werth für Lothard zu besitzen, und nun — nun sah sie alle diese Hoffnungen vereitelt. Die verletzte Eitelkeit ist bei dem Weibe ebenso gefährlich als die verletzte Eigenliebe bei dem Manne.

Ein Weib, welche es zum Lebenszweck macht, zu gefallen, einen Schwarm Anbeter um sich zu sehen, verzeiht alles, nur nicht, daß es ihr nicht gelungen ist, den Mann zu fesseln, welchen sie zu erobern gewünscht.

Derselbe Mann, welcher der Gegenstand ihres bezauberndsten Lächelns, ihrer verführerischsten Blicke gewesen, wird ihr Todfeind, wenn er ihren Versuchen, ihn zu erobern, widerstanden hat, und sie thut nun alles, um dem Unzugänglichen zu schaden.

Ein jeder weiß, daß das Weib ein Engel ist, wenn es liebt, aber eine Furie, wenn es haßt.

Natalie, diese Priesterin der Eitelkeit, der Salonintriguen und der Kokketterie, welche nie für einen Menschen Freundschaft, Liebe oder Abneigung empfunden, ward jetzt von einer heftigen Begierde ergriffen, Lothard etwas Schlimmes zuzufügen, ihm recht bittern Schmerz oder harte Demüthigung zu verursachen, kurz eine unheilbare Wunde zu schlagen.

Und dann Skuldfrid, diese Vermessene, welche sich erdreistet, sich zwischen Natalie und Lothard zu stellen, welches Unheil konnte sie wol dieser zufügen, wodurch Nataliens Groll nur einigermaßen aufgewogen worden wäre!

Gleichwol gehörte die Gräfin nicht zu der Zahl derjenigen, welche sich unthätig hinsetzen und über ihre Miserfolge brüten. Nein, sie gehörte im Gegentheil zu jenen eigensinnigen Naturen, welche durch den Widerstand gereizt werden und ihren Gefühlen auf thätige Weise Luft zu machen lieben.

Nur einige Minuten lang blieb Natalie wie betäubt von ihrem Groll sitzen. Dann sprang sie auf und riß heftig in die Klingel. Ein Diener erschien.

„Nimm meinen Wagen, fahre sogleich zu Doctor Wagner und bitte ihn, zu mir zu kommen.“

Der Diener entfernte sich, und die Gräfin schrieb Folgendes:

„Lieutenant Aberney! Ich bin eine schlechte Freundin; ich habe Ihren Interessen übel gedient. Canitz verlobt sich mit Skuldfrid. Er wird sie Ihnen also für immer entrücken. Besuchen Sie mich sofort nach Empfang dieses.

Natalie.“

Etwas später ward der Gräfin folgender Brief eingehändigt:

„Meine gnädige Gräfin! — Sie, die Sie einem armen Gelehrten soviel Güte und Freundlichkeit erwiesen und überdies dem Liebling dieses Gelehrten, seiner Nichte, mit Freundschaft zugethan sind, werden mir ganz gewiß keine abschlägige Antwort geben, wenn ich Sie ersuche, nächstkommenden vierten Juni Skuldfrid's Verlobung mit Lothard Canitz durch Ihre Gegenwart zu beehren. Da, wo Sie erscheinen, da erscheinen auch Freude und Behagen als Ihre dienenden Genien.

„Mit größter Hochachtung habe ich die Ehre, zu unterzeichnen als Ihr gehorsamster Diener

Victor Aberney."

Mit krampfhafter Bewegung knitterte Natalie den Brief zusammen und murmelte:

„Ich werde kommen, aber ein ganz anderes Gefolge als Freude und Behagen soll mich in deine Wohnung begleiten, du scheinheiliger Pedant! Es ist als ob er sich an meiner Niederlage weiden wollte. Auch dieser übermüthige Finne muß vielleicht gedemüthigt werden, indem man ihm zu verstehen gibt, daß man die Flecken seiner Familie kennt."

In diesem Augenblick trat der Doctor ein.

Das Gesicht des schlauen Polen verrieth einen gewissen Grad von Ungeduld. Das erste, was er sagte, war:

„Gräfin, was fällt Ihnen ein, daß Sie mich rufen lassen, während ich doch abgereist sein soll?"

„Ich konnte nicht anders. Schauen Sie her."

Natalie reichte ihm den Brief des Professors.

„Ha, schon!" murmelte Wagner. „Dies ist mehr, als ich erwartet hatte. Ich glaubte nicht, daß die Mißstände, welche vorhanden waren, sich so bald klären würden."

Der Doctor warf sich in einen Armsessel und schien seine gewohnte Höflichkeit ganz zu vergessen.

„Er wird sehr glücklich werden, nicht wahr?“ fragte Natalie.

„Beneidenswerth“, antwortete der Doctor; „dieses Weib hat ein Herz, welches einem Juwel gleicht. Ich bin ihr unter den bittersten Prüfungen gefolgt, aber niemals habe ich dieses schöne Antlitz sein Gepräge hoffnungsvoller Zuversicht verlieren, niemals habe ich diesen stolzen Nacken sich beugen sehen. Sie hat die Tage der Widerwärtigkeit mit Seelenstärke und Muth getragen und mit Kraft und Energie in den Gang der Ereignisse eingegriffen. Während der Zeit, wo ich ihr Freund war, hatte sie Vertrauen zu mir. Damals war ich selbst ein besserer Mensch. Sie besitzt eine wunderbare Macht über jeden, der mit ihr in Berührung kommt. Sie würde selbst den Satan fromm machen können wie ein Lamm. Für Canitz gibt es, solange sie an seiner Seite weilt, keine Schmerzen und keine Leiden. Er wird sehr, sehr glücklich werden.“

Der Doctor stützte den Kopf auf die Hand und fuhr dann fort:

„Er glücklich — der Sohn des *Henkers* meiner Familie!“

Dann richtete er heftig den Kopf wieder empor und setzte hinzu:

„Nein, sollte ich mich auch zu einem Verbrechen erniedrigen, in diesem Grade darf ein Canitz nicht glücklich werden!“

Natalie saß schweigend da und erwartete, daß der Doctor noch etwas Weiteres hinzufügen würde; da dies aber nicht geschah, sagte sie:

„Nun, Doctor, wollen wir uns ganz zahm hinsetzen und die Zuschauer des Glücks dieser Menschen sein? eines Glücks, welches ihnen auf den Trümmern unserer Plane erblüht.“

„Noch niemals habe ich mir die erniedrigende Aufgabe gestellt, ein ruhiger Zuschauer dessen zu sein, was mir unangenehm ist. Nein, Gräfin, wer ein Ziel erreichen will, muß auch die Fähigkeit besitzen, etwas dafür zu wagen. Wir wollen nun sehen, ob Sie energisch genug sind, um diese Lehre befolgen zu können."

„Davon können Sie fest überzeugt sein."

„Gut", entgegnete der Doctor und erhob sich, um die Thür zu verriegeln; in demselben Augenblick aber trat der Diener ein und meldete:

„Lieutenant Aberney!"

In der nächsten Minute küßte Tage der Gräfin die Hand und stammelte einige Worte von Dankbarkeit, Anerkennung u. s. w. Seine Miene verrieth, daß in seinem Innern ein verheerender Sturm getobt hatte.

„Nun, Lieutenant Aberney, wie ich höre, haben Sie sich mit dem Baron Canitz ausgesöhnt", sagte der Doctor.

„Ja", antwortete Tage kurz.

„Er verlobt sich mit Skuldfrid", fiel die Gräfin ein.

„Auch das ist wahr."

„Und Sie sind damit zufrieden?"

„Ich kann es nicht hindern."

„Was würden Sie sagen, wenn ich diese Verbindung unausführbar machte?" fragte Natalie.

„Ich würde antworten, daß dies nicht im Bereich der Möglichkeit liegt."

„Aber warum nicht?" sagte die Gräfin und sah ihn an.

„Sie sind sehr gütig, Gräfin, daß Sie fortwährend mir soviel Freundschaft beweisen und noch im letzten Augenblick meinen Muth aufrecht halten wollen; aber es ist zu spät. Ach, Sie ahnen nicht, wie unglücklich ich bin!" entgegnete Tage, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr. „Wenn es mir nur möglich wäre,

den bittern Groll zu dämpfen, den ich noch immer gegen ihn hege, aber es ist unmöglich."

„Klagen, ohne zu handeln, geziemt nicht dem Manne. Wir wollen jetzt hören, welche Heilmittel unser Doctor gegen das drohende Ungemach vorzuschlagen hat. Theilen Sie uns dasselbe mit", setzte die Gräfin zu Wagner gewendet hinzu.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Zwei Tage später war Professor Aberney's Wohnung festlich geschmückt, um Gäste zu empfangen. Tante Sarah, in einem neuen schwarzseidenen Kleide und einer nagelneuen Haube, trippelte hin und her durch die Zimmer, weinte von Zeit zu Zeit ein wenig und seufzte so tief, als ob es sich um ein Begräbniß handelte. Jedesmal, wo sie durch den Vorsaal ging, warf sie einen betrübten Blick auf Tage's Thür und murmelte:

„Mein armer Junge! Wollte Gott, daß dieser schwere Tag schon vorüber wäre! Ich werde Skuldfrid niemals verzeihen, daß sie so an dir gehandelt. Nein, niemals werde ich vergessen, daß sie dem andern den Vorzug hat geben können. Victor ist auch daran schuld. Ja, so ist es. Er hörte nicht auf meine Warnungen."

Sarah zog ihr Tuch, wischte sich die Augen und schluchzte ein wenig; gerade in diesem Augenblick aber fielen ihre Augen auf den Kronleuchter und sofort nahmen ihre Gedanken eine ganz andere Richtung.

„Herr, mein Schöpfer, wie hat Lotta diese Lichter aufgesteckt! Es ist und bleibt doch ewig wahr, wenn man nicht überall ist, so wird auch nichts ordentlich gemacht."

Mit diesen Worten holte sie einen Stuhl herbei, stellte sich auf denselben und steckte, über Ordnung, Unzuverlässigkeit und dergleichen murmelnd, die Kerzen gerade.

Nicht lange darauf, nachdem sie damit fertig war, trat der Professor aus seinem Zimmer und ging über den Vorsaal hinweg nach Tage's. Tante Sarah lief ihm quer über den Weg und sagte in einem Tone, der vor Zorn und Schmerz zitterte:

„Wo willst du hin, lieber Victor?"

„Hinein zu Tage", lautete die ruhige Antwort.

„Laß den armen Jungen in Frieden", entgegnete Sarah heftig und in weinerlichem Tone. „Ich dächte, du hättest ihn genug gepeinigt. Ich muß gestehen, Victor, ich hätte nimmermehr geglaubt, daß du dich so herzlos gegen Tage benehmen könntest. Von mir selbst und wie du mich behandelt hast, sage ich kein Wort."

Nun kam eine förmliche Thränenflut zum Vorschein, während Sarah mit beweglicher Zunge und in hohem Discant fortfuhr:

„Ich bin daran gewöhnt, schlecht behandelt zu werden, aber ich hätte geglaubt, das Kind, welches du als dein eigenes angenommen, hätte ein Recht gehabt, sich auf deine väterliche Zärtlichkeit zu verlassen. Der arme Tage, was hat er nicht erdulden müssen, ohne daß ein freundliches Wort sein Leiden gemildert hätte!"

Tante Sarah zog wieder ihr Tuch heraus und setzte dann hinzu:

„Und diese unwürdige Verlobung, bei welcher du ihn zwingst, gegenwärtig zu sein und —"

„Na, nun ist es aber genug, Tante", unterbrach sie Aberney kalt. „In einer halben Stunde kommen meine Gäste. Du wirst sie doch nicht etwa mit Thränen und Schluchzen empfangen wollen? Was Tage betrifft, so habe ich mir blos Eins vorzuwerfen, nämlich, daß ich zu viel Nachsicht mit ihm gehabt habe. Wenn man sich, wie er gethan, benimmt wie ein Mann ohne Ehre, ohne Selbst-

beherrschung und ohne Achtung vor etwas anderm als seinen eigenen egoistischen Wünschen, dann ist es die Pflicht eines Vaters, den ausgearteten Sohn zu zwingen, den Geboten der Pflicht gemäß zu handeln. Sprich nicht mit mir von Tage, sondern danke Gott, daß du auf seiner Seite stehst, denn sonst hätte ich ihn vor allen seinen Kameraden für unwürdig erklärt, meinen Namen zu tragen."

„Was sagst du, um Gottes willen!" rief Sarah und sah ihren Neffen erschrocken an.

„Ich sage, daß blos die Rücksicht auf dich mich abhielt, Tage zu strafen, wie er es verdiente. Ich halte ihn fähig zu jeder schlechten That."

Der Professor ging auf die Thür zu, legte die Hand auf das Schloß und setzte hinzu:

„Er ist ganz das Gegentheil von Lothard Canitz. Es gibt keinen Beweis von Edelmuth, den dieser nicht meinem unwürdigen Pflegesohn gegeben hätte, dessen einzige Antwort darauf stets eine neue Verrätherei gegen Ehre und Pflicht gewesen ist. Du hast ebenso wenig Freude an ihm als ich."

Aberney öffnete die Thür, die in das Zimmer seines Pflegesohns führte. Tage stand nur wenige Schritte von der Thür entfernt. Er war bleich, trug aber den Kopf stolz emporgerichtet. Aberney schloß die Thür wieder hinter sich, und Tage wiederholte langsam:

„Also nur die Rücksicht auf Tante Sarah hielt dich ab, Papa, deinen unwürdigen Pflegesohn zu strafen, den du zu jeder niedrigen Handlung fähig glaubst? Ich bin sonach in deiner Achtung sehr tief gesunken."

„Ja, so ist es", antwortete der Professor.

„Du hältst mich für einen elenden Egoisten, ohne Ehre und Glauben?"

„Dein Benehmen ist das eines solchen gewesen."

„Ich bin ein Schwächling ohne allen moralischen Muth, ohne alle Selbstbeherrschung?"

„Ja, das bist du."

„Daran ist die Vergangenheit schuld!" rief Tage, indem er die Hände an die Stirn legte und krampfhaft gegen die Schläfe drückte. „Ja, diese Hölle von Neid, Eifersucht, wilden und zügellosen Wünschen, brennender Leidenschaft und verzehrenden Schmerzen hat mich wirklich in einen erbärmlichen Menschen verwandelt."

Er warf sich auf einen Stuhl nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Und gleichwol", sagte Aberney in ernstem Ton, „warst du der Grund, auf den ich meine Hoffnung baute. Als ich am ersten Morgen, wo du unter meinem Dache schliefst, an deinem Lager stand und dein frisches, offenes Antlitz betrachtete, da sah ich in dir die Freude, den Stolz und die Ehre meines Alters. Ich gab dir meinen Namen, fest überzeugt, daß du ihm Ehre machen würdest; aber man thut unrecht, wenn man seine Hoffnung auf die Kinder baut, die man erzogen; sie halten selten, was sie versprechen."

Tage blieb unbeweglich sitzen. Es trat eine Pause ein, die einige Augenblick dauerte. Endlich erhob sich Tage und reichte mit tiefer Bewegung und dem Ausdruck ungeheuchelter Demuth seinem Pflegevater die Hand.

„Papa", sagte er, „ich weiß, daß ich dem, was du von mir zu erwarten berechtigt warst, schlecht entsprochen habe. Ich bin ein fügsamer Sklave meiner Leidenschaften gewesen und zwar in einem Grade, daß ich erröthen würde, wenn du eine Ahnung davon hättest, Papa, aber dies ist nun vorbei. Ach, nie werde ich den Eindruck vergessen, den die Worte auf mich machten, welche du vorhin zu Tante Sarah sagtest. Vergiß die Vergangenheit — die Zukunft soll sie wieder gut machen."

Der Professor faßte schweigend die Hand des Sohnes und drückte dieselbe. Tage fuhr fort:

„Die Umwälzung, die in meinem Schicksal stattgefunden, das vollkommene Scheitern aller meiner Wünsche und

Hoffnungen, welches eine Folge davon war, hat mich meine eigene Schwäche und alle Elemente des Bösen kennen gelehrt, welche in mir vorhanden sind. Ich weiß, wenn ich hier bleibe und Zeuge des Glücks bin, welches hätte mein sein können, wenn das Schicksal es gewollt hätte, wird es mir nie gelingen, Macht über meinen schlimmern Menschen zu gewinnen. Genug, ich muß fort — weit fort von hier, sodaß nicht einmal meine Ohren von dem Laut der Namen berührt werden, welche im Stande sind, böse Gedanken und Gefühle in meinem Innern zu erwecken."

„Das billige ich vollkommen. Was du jetzt wünschest, hatte ich eben die Absicht dir vorzuschlagen. Gleichwol mußt du vorher zeigen, daß du ein Mann sein kannst, nachdem du ein schwacher Sklave gewesen. Meine Achtung und mein Vertrauen auf deine bessern Vorsätze beruhen darauf, wie du dich während der Zeit, welche du noch hier verweilst, benehmen wirst."

„Du sollst mit mir zufrieden sein, Papa."

„Der Commandant Z—", rief Sarah durch die ein wenig geöffnete Thür herein.

Eine Stunde später waren die Gäste versammelt. Sie bestanden aus Lothard's Vorgesetzten und Kameraden sowie einigen Familien, mit welchen der Professor entweder verwandt oder befreundet war. Es fehlte niemand weiter als die Gräfin Natalie.

Lothard und Skuldfrid waren so schön, daß es eine Freude war, sie zu sehen. Das Glück ist das beste Schönheitsmittel.

Tage war bleich und schweigsam, bewies aber eine Ruhe und Selbstbeherrschung, welche Aberney im höchsten Grade überraschte und Sarah so rührte, daß sie beinahe hätte hinausgehen und ein paar Thränen weinen müssen.

Skuldfrid lächelte Tage so freundlich zu und sah ihn so herzinnig mild und gut an, daß Tage ihren Verlust nur noch tiefer empfinden mußte. Er vermied es, einen

Blick auf Lothard's edles Antlitz zu werfen. Er fühlte, daß der Anblick des Glücks, welches darin zu lesen stand, nur seinen Groll vermehren und ihn wieder in den schwarzen Pfuhl der Eifersucht zurückschleudern würde.

Die Gräfin Renstein ward gemeldet. Tage war eben im Gespräch mit Skuldfrid begriffen. Bei Nennung des Namens der Gräfin drehte er sich wie alle Anwesenden herum und blickte nach der Thür.

Natalie trat ein.

Sie bot eine äußerst anziehende Erscheinung dar. Ebenso wie Skuldfrid trug sie ein weißseidenes Kleid mit einer Blumengarnitur.

Ueber Lothard's Züge flogeine dunkle Röthe des Unmuths, als er sah, daß Natalie ebenso gekleidet war wie seine Braut. Der Professor begrüßte die Gräfin mit ausgesuchter Höflichkeit, Natalie antwortete scherzend. Sie war unwiderstehlich einnehmend.

Tage's Blicke waren unverwandt auf sie geheftet. Die Wolke auf seiner Stirn klärte sich auf. Sie liebte ihn, diese verführerische Frau, deren körperlicher und geistiger Anmuth ein jeder Weihrauch zu streuen bemüht war. Eine solche Gewißheit muß im Stande sein, das Herz eines Lieutenants zu trösten.

Endlich, als der Augenblick günstig war, näherte er sich ihr.

„Sie sehen heute Abend Skuldfrid ähnlicher als je", sagte er mit einem Blick der Bewunderung.

„Wenn dies der Fall ist, so sind mir meine Bemühungen gelungen, aber was hilft es? Wer Frida liebt, wird sie um meinetwillen auch nicht eine Stunde vergessen", entgegnete Natalie, indem sie Tage einen sehr gefährlichen Blick zuwarf.

„Gräfin, wenn dies der Fall ist, so liegt der Grund darin, daß man so unglücklich gewesen ist, Sie nicht zuerst zu sehen, denn dann hätte man nicht Sie um Skuldfrid vergessen können."

Natalie sah Tage aufmerksam an. Sein Gesicht war ernst und es lag darin etwas, was ihr verrieth, daß er das, was er sagte, auch wirklich dachte. Natalie neigte sich näher zu ihm und flüsterte:

„Sie haben wol nicht vergessen?"

„Ich vergesse niemals."

„Und heute Abend?"

„Bin ich auf meinem Posten."

„Gut."

Einige Herren näherten sich der Gräfin. Man begann von gleichgültigen Dingen zu sprechen. Das Gespräch ward sehr lebhaft.

Lieutenant Steen, der kürzlich in England gewesen, erzählte verschiedene merkwürdige Criminalgeschichten. Natalie nöthigte Skuldfrid, neben ihr Platz zu nehmen. Der Professor befand sich ebenfalls unter der Gruppe, welche die Gräfin umgab. Lothard stand hinter Skuldfrid's Stuhl.

„Während meines Verweilens in Bremen", sagte die Gräfin, „sah ich den Kopf einer sehr berüchtigten Giftmischerin, Namens Margarethe Gottfried. Die Herrschaften haben wol von ihr gehört?"

Diese Frage ward von den meisten mit Ja beantwortet und man sprach von den merkwürdigen Lebensschicksalen der berüchtigten Giftmischerin.

„Als ich vor einigen Jahren den mittelsten Theil von Schweden bereiste", hob Natalie weder an, „erzählte man mir eine merkwürdige und traurige Geschichte, die sich vor einigen Jahrzehnden dort ereignet hatte. Sie war von so erschütternder Art, daß ich niemals von einer Vergiftung sprechen hörte, ohne wieder daran zu denken."

„Es war also eine Vergiftungsgeschichte?" fragte einer von denen, welche den Kreis bildeten.

„Ja, gewissermaßen", sagte Natalie und heftete ihre Augen auf Lothard, der an Skuldfrid's Stuhl gelehnt und auf diese Weise der Gräfin gerade gegenüberstand.

In dem Ausdruck ihres Gesichts lag etwas, was Lothard verrieth, daß sie etwas Unangenehmes sagen würde. Natalie fuhr fort:

„An jenem Orte hatte früher einmal ein Beamter gelebt, ein junger, allgemein beliebter Mann, der, nachdem er sein Richteramt einige Jahre mit Ehren bekleidet, sich erschoß.“

„Und die Ursache?“ fragte man.

„War eine höchst betrübende“, antwortete Natalie, indem ihr Blick von Lothard auf Skuldfrid überging. „Es stellte sich nämlich heraus, daß die Frau des Beamten, die Witwe eines Bruders von ihm, ihren ersten Gatten vergiftet hatte und —“

„Die Freiherrin von Canitz!“ meldete man.

Natalie schwieg plötzlich. Lothard fuhr zusammen, und Skuldfrid, welche bei Nataliens letzten Worten todtenbleich geworden war, warf einen erschrockenen Blick auf Lothard.

„Die Freiherrin von Canitz — wer ist die?“ fragte man sich flüsternd.

Aller Blicke richteten sich mit gespannter Erwartung nach der Thür. Der Professor war der Eintretenden entgegengeeilt, gefolgt von Tante Sarah, die sich mehrmals schneuzen mußte, um die Fassung zu behalten und nicht in Thränen auszubrechen.

Der Professor führte eine stattliche ältere Dame herein, deren Aeußeres noch Spuren von Schönheit besaß und deren große, dunkle Augen dem ganzen Gesicht einen eigenthümlichen Ausdruck liehen. Jeder Zug erzählte von einem Leben tiefer und bitterer Leiden.

„Meine Cousine, Frau von Canitz“, sagte der Professor, die Dame vorstellend, „die Mutter des Barons Canitz und auch meines Pflegesohns Aberney, den sie mir anvertraute, um ihn als meinen eigenen Sohn zu erziehen.“

Die Ueberraschung war allgemein und selbst Tage

und Lothard erstaunten. Das Erscheinen ihrer Mutter war etwas, worauf sie durchaus nicht vorbereitet waren. Lothard und Skuldfrid gingen auf die Freiherrin zu.

„Meine Braut“, sagte Lothard. Seine Stimme verrieth Aufregung und sein Blick ruhte mit Zärtlichkeit auf der Mutter.

Die Freiherrin umarmte Skuldfrid und flüsterte:

„Gott segne dich, meine Tochter.“

Tage war unbeweglich an einem der Fenster stehen geblieben. Der Blick der Freiherrin suchte gleichwol sofort den jüngsten Sohn. Vielleicht bemerkte Tage diesen Blick, oder es flüsterte eine innere Stimme ihm zu, was seine Schuldigkeit sei. Nachdem er einige Augenblicke gezögert, ging auch er auf die Mutter zu. Lothard zog sich zurück, und Skuldfrid sah nach einer andern Seite hin.

Tage war tief ergriffen. Es war jetzt das zweite mal in seinem Leben, daß er vor der Person stand, welcher er das Leben zu danken hatte. Er vermochte kein Wort hervorzubringen, so überwältigt war er von tausend widerstreitenden Gefühlen. Er ergriff die Hand der Mutter und führte sie an seine Lippen.

Als er sich wieder aufrichtete, umarmte ihn die Freiherrin und flüsterte:

„Gott segne dich, mein geliebtestes Kind.“

Diese Worte wurden von niemand weiter verstanden als von dem, an den sie gerichtet waren.

Nachdem man sich von der ersten Ueberraschung erholt, kam das Gespräch wieder in Gang. Tante Sarah, die Freiherrin und Skuldfrid sprachen miteinander.

Natalie saß auf ihrem Stuhl zurückgelehnt und hörte mit zerstreuter Miene an, was Lieutenant Steen und eine Dame sagten. Die Conversation war nicht sehr lebhaft. Der Professor ließ sich neben der Gräfin nieder.

„Sie wurden in Ihrer Erzählung von dem jungen Gerichtsbeamten unterbrochen, meine Gnädige“, sagte

Aberney artig. „Es war schade. Ich vermuthe, daß die Geschichte einen psychologischen Werth hatte, wie die meisten Criminalgeschichten zu haben pflegen."

Bei diesen Worten Aberney's drehte Skuldfrid heftig den Kopf herum, als ob sie ihn mit dieser Bewegung fragen wollte, was er dächte, daß er das Gespräch wieder auf dieses Thema zurückführte. Ob der Professor auf diese Bewegung Acht gab oder nicht, ist ungewiß; genug, er fuhr fort:

„Wissen Sie den Namen des Beamten?"

„Ich habe ihn gehört, aber wieder vergessen", antwortete Natalie mit eigenthümlichem Nachdruck.

„Wirklich? Da bin ich glücklicher, denn der Unglückliche, der sich durch einen Schuß das Leben nahm, war mein Bruder, Madame Dorbino's Vater und der Freiherrin Edith von Canitz Schwager."

Natalie ward dunkelroth.

„Die arme nachgelassene Witwe, von welcher Sie soeben sagten, daß sie ihren ersten Gatten ums Leben gebracht, war also wie die Freiherrin von Canitz meine Cousine. Ihr erster Gatte war auch mein Bruder. Sie dürften daher, meine gnädige Gräfin, wol zugeben, daß ich besser als sonst jemand die Ursachen des Todes meiner beiden Brüder kenne. Ich kann aber dreist erklären, daß jede Anklage gegen meine verstorbene Schwägerin, den Hintritt eines ihrer Gatten verschuldet zu haben, ungegründet ist. Es ist ein wenig gewagt, eine Person, welche das Gesetz unangetastet gelassen, als schuldig zu betrachten. Man läuft dabei stets Gefahr, ein unwahres Gerücht weiter zu verbreiten."

Natalie fühlte sich gedemüthigt, antwortete aber mit ihrem kindlichen Lächeln:

„Sie haben recht, bester Professor, und deshalb vergesse ich stets die Namen der Personen, welche in den Ereignissen, die ich erzähle, eine Rolle spielen. Es hat

dies das Gute, daß niemals jemand dadurch compromittirt wird."

„Eine liebenswürdige Gewohnheit wie alle Ihre Gewohnheiten."

„Du alter Fuchs", dachte Natalie. „Du sagst mir Schmeicheleien, damit ich nicht merken soll, daß du mich gekratzt hast."

Man soupirte und endlich brach man auf.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Morgen kam wieder mit Leben und Bewegung. Tante Sarah war zeitig aufgestanden, um nach der stattgehabten Festlichkeit alles wieder in Ordnung zu bringen. Eben war sie beschäftigt, das Glas- und Porzellangeschirr durchzuzählen, als Andreas, der alte Diener des Professors, eintrat.

„Sind Sie schon auf, Mamsell?" sagte er. „Dann haben Sie das Unglück wol schon erfahren?"

„Was für ein Unglück?" fragte Sarah.

„Nun das Unglück mit — Frau Dorbino."

„Was, um Gottes willen, ist ihr denn geschehen?"

„Die Pferde sind mit dem Wagen durchgegangen und haben denselben mit dem Kutscher und ihr in das Wasser geschleudert. Eklund, welche hier war und aufwartete, kam soeben und erzählte die ganze Geschichte. Herr Jesus, wie bleich Sie werden, Mamsell!"

„Victor, Victor!" kreischte Sarah und faßte sich verzweiflungsvoll mit den Händen an dem Kopfe. „Victor, Victor!"

Die Thür des Professors öffnete sich und er erschien in seinen Schlafrock gehüllt auf der Schwelle.

„Was gibt's?" fragte er.

Sarah sprang auf ihn zu und rief mit Verzweiflung:

„Skuldfrid ist mit dem Wagen verunglückt.“
Dann sank sie ohnmächtig nieder.

Als Lothard's Diener am Morgen bei seinem Herrn eintrat, sagte er:

„Herr Baron, es ist gestern ein Unglück geschehen.“

„Was denn für eins?“ fragte Lothard.

„Ich weiß nicht, ob ich wagen darf, davon zu sprechen, aber Sie müssen doch einmal —“

Hier ward der Diener unterbrochen, da jemand heftig die Thür des Salons aufriß.

Lieutenant Steen trat eiligst in Lothard's Cabinet und rief in aufgeregtem Ton:

„Canitz, welch ein gräßliches Ereigniß, und dies noch an deinem Verlobungstage!“

Lothard sprang auf.

„Von welchem Ereigniß sprichst du?“

„Von dem Unglück, welches deine liebenswürdige Braut betroffen.“

„Skuldfrid!“

„Ja, die Pferde sind mit ihr durchgegangen und —“

Lothard sprang nach der Thür, um hinauszustürzen; Steen aber faßte ihn am Arm und sagte:

„Wohin, mein armer Freund?“

„Zu ihr!“

„Canitz, raffe deinen ganzen Muth zusammen und höre mich: sie sowol als Wagen und Pferd sind in den Strom gestürzt.“

„Das ist nicht wahr — das kann nicht so sein!“ rief er mit Verzweiflung. Er ergriff seinen Hut und stürzte die Treppe hinab.

Wenige Augenblicke darauf ward heftig in Skuldfrid's Saalklingel gerissen. Anaise öffnete.

Es war Lothard, der mit bleichen und zitternden Lippen fragte:

„Ist Madame zu Hause?“

„Nein, Madame ist die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen“, war die Antwort.

„Nicht! Wo ist sie denn?“

„Das weiß ich nicht — wir haben die ganze Nacht auf sie gewartet. Vielleicht ist sie bei dem Professor geblieben.“

Lothard stürzte wieder fort. Einen Augenblick später trat er bei Aberney ein und hätte diesen, der eben ausgehen wollte, beinahe über den Haufen gerannt.

„Skuldfrid!“ stammelte Lothard mit Verzweiflung in Ton und Blick.

Der erste Blick auf Aberney's Gesicht war ihm eine hinreichende Antwort auf seine Frage.

Auch Tage war verschwunden.

Wir verlassen nun die von Kummer und Verzweiflung Heimgesuchten und wollen statt dessen sehen, was nach Nataliens Heimkunft von der Verlobung bei ihr vorging.

Als Natalie in ihr Boudoir trat, prallte sie einen Schritt zurück und stieß einen leisen Ruf des Schreckens aus. In dem Halbdunkel der Sommernacht erkannte sie die Gestalt eines Mannes, welcher zurückgelehnt auf dem Sofa saß.

„Licht!“ rief die Gräfin.

Die Kammerjungfer kam sofort mit dem Verlangten herbeigeeilt. Nun erst erhob sich die Gestalt. Der Schein des Lichts fiel auf ihr Gesicht und Natalie stammelte ganz bestürzt:

„Lieutenant Aberney, Sie hier!“

„Ja, wie Sie sehen, Gräfin.“

Die Zofe setzte das Licht auf den Tisch und verließ sofort das Zimmer wieder.

„Wie kommen Sie hierher und was ist der Grund, daß Sie mich auf diese Weise bloßstellen?“ fragte Natalie.

„Der Grund ist, daß ich heute Abend mit Ihnen sprechen muß und zwar jetzt sogleich. Was ich zu sagen habe, duldet kein lauschendes Ohr; deshalb erlauben Sie, daß ich die Thür verriegele.“

„Aber, mein Herr, bedenken Sie, was Sie thun“, rief Natalie, „was werden meine Leute denken!“

„Was ihnen beliebt. Ich muß unter vier Augen mit Ihnen sprechen.“

„Ist Ihr Vorhaben mislungen, daß Sie hier sind?“

„Nein.“

„Aber, mein Gott, wenn unser Plan nicht gescheitert ist, so verstehe ich nicht —“

„Wie ich hier sein kann? Haben Sie die Güte sich zu setzen, Gräfin, und versuchen Sie, mich mit Ruhe anzuhören.“

Er bewog Natalien, Platz zu nehmen.

„Der von Ihnen und Doctor Wagner entworfene Plan war folgender. Der Doctor sollte den Platz des Kutschers auf dem Wagen einnehmen, in welchem Skuldfrid nach Hause führe, und anstatt sie hierher, in Ihr Haus zu bringen, sollte er nach Rosenvik fahren, wo ich sie erwartete. Die Idee war sinnreich und gut ausgedacht, denn auf der ganzen Erde würde es keinen Menschen gegeben haben, der nicht morgen Skuldfrid als ein treuloses und verächtliches Weib betrachtet hätte, welches, um die Freifrau von Canitz zu werden, ihre erste Liebe opferte, aber gleichwol noch einen verbrecherischen Umgang mit ihrem Jugendfreund unterhielte. — Wenn Lothard Canitz sie zehnmal mehr geliebt hätte, als der Fall ist, würde dieser Vorfall ihn gleichwol auf immer von Skuldfrid geschieden haben. Alle ihre Schwüre und

Betheuerungen wären nicht im Stande gewesen, sie von dem erniedrigenden Makel rein zu waschen, der dadurch ihrer Ehre zugefügt worden wäre. Es wäre ihr dann weiter nichts übrig geblieben, als mir ihre Hand zu reichen und auf diese Weise dem Skandal ein Ende zu machen. Der polnische Arzt hatte die Folgen seines Arrangements gut berechnet, denn dieses wäre wahrscheinlich auch noch Veranlassung gewesen, daß Lothard sich eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte."

„Aber wo wollen Sie mit all diesem hinaus?" fragte Natalie, indem sie ungeduldig ihr Tuch zwischen den Händen zerknitterte.

„Sie sollen es sogleich erfahren, Gräfin. Als Sie und der Doctor mich in den Plan einweihten, Lothard und Skuldfrid durch eine solche List zu trennen, hatten Sie keine Ahnung davon, daß er und ich Brüder sind. Außerdem hätten Sie ganz gewiß die Unmöglichkeit eingesehen, daß ein Bruder, wie feindselig gesinnt er auch gegen den andern wäre, sich einer solchen Verrätherei schuldig mache."

„Aber, mein Herr, Sie stellten sich, als ob Sie begierig auf unsern Plan eingingen, der doch nur die Erfüllung Ihrer Wünsche zum Zweck hatte", fiel die Gräfin heftig ein.

„Das ist wahr; wenn ich dies aber nicht gethan hätte, so hätte der Doctor etwas anderes ausgesonnen, wogegen ich Skuldfrid nicht hätte schützen können, weil er mich nicht darein eingeweiht hätte."

„Sie haben sie also gewarnt!" rief die Gräfin und sprang auf.

„Nein, ich habe etwas Besseres gethan — ich habe sie gegen alle Verfolgungen sicher gestellt, bis Sie und ich einander recht verstehen."

„Ich glaube Sie schon recht verstanden zu haben", fiel Natalie ein und beabsichtigte das Zimmer zu verlassen.

„Bleiben Sie, Natalie", sagte Tage in entschiedenem Tone und faßte sie am Arme.

„Sie haben mich noch nicht zu Ende gehört."

Er sah auf seine Uhr und fuhr dann fort:

„Noch ist Wagner nicht mit dem leeren Wagen in Rosenvik angelangt. Ehe er entdeckt hat, daß er nur eine Spazierfahrt gemacht, werden Sie eingesehen haben, daß ich Sie und mich vor dem Begehen einer schlechten That bewahrt habe. Sie werden mir dafür danken."

„Das bezweifle ich", entgegnete Natalie und setzte sich wieder.

„Haben Sie nicht tausendmal versichert und auch schriftlich wiederholt, daß es mein Glück sei, was Sie zu fördern wünschten?"

„Das ist wahr", antwortete Natalie.

Sie bedachte mit Zittern, daß sie gänzlich in Tage's Gewalt, daß sie verloren war und daß er, Tage, sie auf das gräßlichste compromittiren konnte, wenn er ihre Betheiligung an den Intriguen gegen Skuldfrid verrieth. Natalie war in ihren eigenen Netzen gefangen.

„In diesem Falle haben Sie mein Glück in Ihren Händen. Mein Glück hat aber den Namen gewechselt, es heißt nicht mehr Skuldfrid, sondern Natalie."

„Aber Sie haben gesagt, daß Sie mit keiner andern glücklich werden könnten als mit Skuldfrid?" wendete Natalie ein.

„Oder mit Ihnen. Natalie, eine Weigerung von Ihnen jetzt würde mich an Ihrer Aufrichtigkeit zweifeln lassen und dann —"

„Nun, was würde dann geschehen?"

„Ich wäre genöthigt, zu glauben, Sie besäßen einen ränkevollen und dämonischen Charakter, so wie Wagner ihn geschildert."

„Der elende Pole hat mich verrathen", dachte Natalie. Sie sah sofort ein, daß sie aus der Noth eine

Tugend machen und ihre Freiheit opfern müsse, um ihre Ehre zu retten. Deshalb sagte sie:

„Dann glauben Sie lieber, daß ich die Schöpferin Ihres Glücks zu werden wünsche. Gebe Gott, daß das Geschenk meiner Hand den Verlust ersetze, den Sie erlitten.“

Sie reichte ihm die Hand. — —

Vierunddreißigstes Kapitel.

Einige Augenblicke darauf, nachdem Lothard bei Aberney eingetreten war, und ehe sie noch Zeit gehabt hatten, etwas zu sagen, ward die Thür abermals aufgerissen und Tage trat ein.

„Welch ein gräßliches Spiel des Schicksals!" rief er, „Doctor Wagner ist verunglückt. Die Pferde sind durchgegangen und mit ihm und dem Wagen in den Strom gestürzt!"

„Und Skuldfrid?" riefen der Professor und Lothard gleichzeitig.

„Sie ist bei unserer Mutter. Sie begleitete dieselbe gestern Abend nach Hause", antwortete Tage. „Deshalb durfte Lothard sie nicht nach dem Wagen geleiten."

Etwas später am Tage finden wir Lothard, Tage und Skuldfrid bei Edith.

Letztere erzählte ihrem jüngsten Sohn ihre Lebensschicksale, wovon wir einen Theil durch die Aufschlüsse kennen gelernt, welche der Doctor Natalien gegeben. Wir wollen deshalb den Leser nicht durch eine Wiederholung derselben ermüden, sondern blos Folgendes erwähnen:

Edith hatte, als sie siebzehn Jahre alt war, sich mit

Herz und Seele dem Legationssecretär Magnus Canitz ergeben, dessen Bekanntschaft sie während ihres Aufenthalts bei Tante Sarah machte. Das Resultat dieser Neigung war, daß sie, als er Schweden verließ, ihm nach Petersburg folgte, wo er sich in aller Stille mit ihr vermählte. Er wagte nicht, es öffentlich zu thun, aus Furcht vor dem Zorn des Kaisers, weil dieser ihm eine Braut aus einer der vornehmsten Familien Rußlands bestimmt hatte. Diese Auserkorene war aber noch zu jung, sodaß unter einigen Jahren noch keine Rede von einer Heirath sein konnte.

Magnus Canitz hoffte, während dieser Zeit einen Ausweg zu finden, um die russische Familie zu bewegen, die Verbindung abzubrechen. Nachdem Edith ein Jahr heimlich vermählt war, gebar sie einen Sohn. Dem General, welcher von der Heirath seines Bruders Kenntniß erhalten, gelang es, durch Drohung und Ueberredung ihn zu bewegen, ihm seinen Sohn gleich nach der Geburt desselben zu überlassen. Edith erzählte man, das Kind sei todt zur Welt gekommen.

Einige Tage darauf starb die Gattin des Generals, nachdem sie, wie es hieß, einen Sohn zur Welt geboren, welcher Erbe des großen Vermögens der russischen Dame werden sollte. Dieser Sohn war kein anderer als Edith's Erstgeborener.

Ein Jahr verging. Edith sollte wieder Mutter werden. Ihr Gemahl ward mit einer diplomatischen Mission an den französischen Hof gesendet und Edith reiste während seiner Abwesenheit nach Helsingfors, um sich unter dem Namen einer Frau Brunzwith hier aufzuhalten. In Helsingfors gebar Edith ihren zweiten Sohn, Tage. Sie hatte vorher an Tante Sarah geschrieben, welche sie heimlich besuchte und einige Zeit bei ihr blieb.

Als Tage einige Monate alt war, erhielt Edith einen Brief von ihrem Gemahl, der sie ersuchte, nach Peters-

burg zurückzukommen, das Kind aber in Helsingfors zu lassen.

Magnus Canitz' Braut, die junge Russin, war von einer gefährlichen Brustkrankheit befallen worden, sodaß sie eine Reise nach Italien machen mußte, und ihre beabsichtigte Vermählung blieb infolge dessen aufgeschoben.

Magnus, ein Mann von schwachem, schwärmerischem Charakter und vollständig von seinem ältern Bruder beherrscht, vor welchem er eine gewisse Furcht hatte, sodaß er ihm blindlings gehorchte, ließ sich von dem General bereden, seine Ehe mit Edith auch ferner noch geheim zu halten, bis man sähe, ob der Tod ihn von den Fesseln erlöse, welche ihm der Wille des Kaisers angelegt.

So vergingen einige Jahre, während welcher die russische Braut fortfuhr, im Süden zu weilen, und der junge Tage in Helsingfors blieb. Magnus wollte nicht, daß der Knabe nach Rußland käme.

So standen die Dinge, als eines Tags Magnus Canitz plötzlich mit seiner Gattin nach Sibirien geschickt ward, denn sein Bruder, der General, hatte eine förmliche Denunciation gegen ihn erhoben und verrathen, daß er sich mit einer Schwedin vermählt, obschon er dem Willen des Kaisers gemäß mit einer Russin verlobt war.

Das Uebrige wissen wir. Während ihres Verweilens in Sibirien gestand Edith's Gatte, nachdem er sich von ihr durch einen feierlichen Schwur die Verschweigung des Geheimnisses, solange der General lebte, hatte versichern lassen, daß ihr ältester Sohn nicht todt, sondern als einziger Erbe des Generals am Leben sei. Nachdem Edith sich nach ihrer Befreiung aus der sibirischen Gefangenschaft ein Jahr in Frankreich aufgehalten, suchte sie Lothard auf. Es geschah dies während seines Verweilens in Kronobro. Sie war keine andere als die Dame, welche Tage und Skuldfrid in ihrem Wagen nach Hause brachte, als Lothard die beiden Kinder gemishandelt hatte. Sie hatte brieflich zu erkennen gegeben, mit

Lothard zu sprechen, und daß er sie besuchen möchte, während sie sich unter einem angenommenen Namen in einem Gasthause bei Ektorp aufhielt.

Ohne in weitere nähere Erklärungen darüber einzugehen, wer sie sei, sagte sie Lothard, er sei nicht der Sohn der russischen Fürstin, sondern der ihrige, und auf diese Weise ward sie sein guter Engel, der die Macht, welche Wagner bisjetzt über ihn besessen, völlig vernichtete.

Wagner wiederum war der jüngste Sohn einer polnischen Familie, welche General Canitz während der Zeit, wo er nach Polen commandirt war, auf die furchtbarste Weise hatte behandeln lassen. Der Vater war unter der Knute gestorben. Die Mutter und Wagner's Brüder wurden nach Sibirien verbannt, und der Doctor selbst, damals ein Knabe von zwölf Jahren, hatte seine Rettung nur der Gemahlin des Generals zu danken. Es gelang ihr, ihn längere Zeit verborgen zu halten. Dann schickte sie ihn nach Berlin und bezahlte dort die Kosten seiner Erziehung. Auf ihrem Sterbebett vertraute sie den jungen Ivano der Obhut ihres Gemahls und nahm ihm das Versprechen ab, für ihn weiter zu sorgen.

Der General schickte ihn einige Jahre später nach Finnland und auf diese Weise kam er in Kaspar Aberney's Haus. — Als Lothard auf eine deutsche Lehranstalt geschickt werden sollte, erhielt Ivano Wagner, wie er genannt ward — seinen rechten Familiennamen kennen wir nicht — den Auftrag, Lehrer des jungen Barons zu sein, während er selbst seine medicinische Studien beendete.

Edith hatte nach ihrer ersten Begegnung mit ihrem Sohne Lothard sich einige Tage in dem finnischen Gasthause aufgehalten. Harmen und sie hatten hier eine Unterredung. Edith war die einzige, welche wußte, daß die Schwester unter dem angenommenen Namen Smidt nach Finnland gezogen war. Durch Fragen gelang es ihr, auszukundschaften, daß Harmen Ektorp bewohnte.

Einige Zeilen von Edith's Hand bewogen sie eines Morgens, sie in aller Frühe in dem Gasthofe zu besuchen.

Die Bürde eines begangenen Verbrechens, welche so viele Jahre schwer auf Harmen's Gemüth gelastet und welche sie nur während des ersten Ausbruchs ihrer Geistesstörung bei der Begegnung mit Victor Aberney gleich nach Henoch's Tode verrathen, fühlte sie jetzt, als sie Edith wiedersah, sich in ihrem Innern gedrungen dieser anzuvertrauen, um von ihr einige Worte des Trostes und der Hoffnung zu hören, welche den fortwährend wiederkehrenden Gedanken verscheuchen könnten, daß das von ihr begangene Verbrechen auf das Haupt ihrer Tochter zurückfallen könne.

Mit unheimlicher, verstörter Bereitwilligkeit erzählte sie ihr die Vergiftung ihres ersten Gatten. Sie hatte sich frei machen wollen, um sich mit Henoch zu vermählen. Sie erzählte, daß Ivano der einzige war, der ihr Verbrechen kannte. Er hatte bei seinem Abschied gesagt, daß er hinter der ein wenig geöffneten Thür gestanden und mit angesehen, wie sie die giftigen Tropfen in das Glas träufelte, welches vor Kaspar gestellt ward und in welches Harmen später den Wein goß.

Während sie diese furchtbaren Gemälde entrollte, gab es ein Ohrenpaar, welches ebenso wie das Edith's die Geschichte erhaschte, und dieses gehörte Lothard. Er hatte sich beeilt, seine Mutter zeitig am Morgen zu besuchen. Bei dem Klange von Stimmen in dem innern Zimmer war er in dem äußern stehen geblieben und hatte auf diese Weise Harmen's Beichte mit angehört.

Als Harmen ihre Schwester verließ, hatte Lothard sich rasch hinter einer Thür versteckt und Harmen gesehen, ohne selbst gesehen zu werden.

Mehrere Jahre später erkannte er Harmen Aberney in Skuldfrid's Mutter wieder.

Und nun, mein lieber Leser, was soll ich weiter hinzufügen? — Weiter nichts, als daß Skuldfrid Lothard's glückliche Gattin ward und mit ihm nach England übersiedelte, wo sie ein beneidenswerthes Leben führten und wohin Aberney, nachdem Tante Sarah dem Leben Gute Nacht gesagt, ihnen folgte.

Tage vermählte sich mit Natalien. Er ward ein mistrauischer, launenhafter und dennoch herrschsüchtiger Ehemann; sie ein Kind der Eitelkeit, welches nicht leben zu können glaubte, ohne einen Schwarm von Bewunderern und Anbetern um sich zu haben, obschon sie sehr bald auf diesen Genuß verzichten mußte, denn Tage ließ sich auf einer der Besitzungen nieder, die seine Gattin ihm zugebracht.

Edith lebte und starb bei diesem ihren Sohn, den sie am wenigsten gekannt, aber am meisten geliebt. Auch auf ihn übte die sanfte und vom Unglück so schwergeprüfte Mutter einen wohlthätigen Einfluß. Dennoch aber blieb Tage stets — zu seinem und anderer Unglück — ein Egoist.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.